

DENKWÜRDIGKEITEN AUS ALTÖSTERREICH XI
(UNTER DER LEITUNG VON GUSTAV GUGITZ)
GRÄFIN THÜRHEIM, MEIN LEBEN III



Gräfin Lulu Thürheim (1822).

Nach dem Selbstporträt der Verfasserin
für die Ahnengalerie im Schlosse Weinberg.

GRÄFIN LULU THÜRHEIM

MEIN LEBEN

ERINNERUNGEN
AUS ÖSTERREICHS GROSSER WELT

*

1819—1852

NACH DEN VORHANDENEN
TAGEBÜCHERN ÜBERSETZT UND
REDIGIERT, MIT EINEM VOR- UND NACHWORT,
DREI STAMMTAFELN, ANMERKUNGEN UND
PERSONENREGISTER VERSEHEN,
HERAUSGEGEBEN
VON

RENÉ VAN RHYN
(PH. v. BLITTERSDORFF)

DRITTER BAND

MIT SECHSUNDDREISSIG BILDBEIGABEN

1914

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

« . . . je n'oserais parler si naïvement de mes petits triomphes, mais de même qu'un militaire marque dans son journal chaque escarmouche, celui d'une femme ne peut que signaler ces sortes de succès. Ne sont-ce pas pour tous deux de *glorieux* événements?»

(Aus „Mein Leben", 1824, III. Bd. p. 168.)

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Die fast ausnahmslos glänzenden Besprechungen[1]) über die beiden ersten Teile dieser Memoiren, Kritiken, die diese Lebenserinnerungen „kulturhistorische Dokumente“, „eine Fundgrube für den Forscher“, „eine ernste historische Quelle“, „eine echt österreichische

1) Einen interessanten Vergleich stellt Hans Weber-Lutkow in seiner schönen Rezension („Deutsch-Österreich“, Wien 1913, Heft 48) an, indem er die Gräfin Adèle *Boigne*, geb. *d'Osmond*, die Verfasserin der auch in 4 Bänden 1908 in Paris (Plon-Nourrit & Cie.) erschienenen Memoiren, der Gräfin Lulu *Thürheim* gegenüberstellt. Beide Verfasserinnen lebten zur gleichen Zeit (Gräfin Boigne 1780—1866, Gräfin Lulu 1788—1864), beide in einem Zeitraume, der für ihr Vaterland von höchster Bedeutung war. In ihren Erinnerungen verweilen beide gerne bei Nebenumständen, die von anderen übersehen wurden, ihnen aber doch wichtig genug erschienen. Beide wollten nicht die Wirksamkeit der großen Männer ihrer Zeit schildern, sondern die Eindrücke, die sie von ihnen empfangen hatten. Beiden ging die Wahrheit über alles und ihre Federn waren scharf wie ihre Zungen, daher die Veröffentlichung aus Rücksicht auf viele noch lebende Personen erst ein halbes Jahrhundert nach dem Tode der Verfasserinnen erfolgen konnte. „Die Gräfin Boigne war kinderlos, brachte ihre Erinnerungen für ihren Lieblingsneffen zu Papier und nannte sie deshalb „Récits d'une tante“; kinderlos war auch Gräfin Lulu Thürheim, auch sie schrieb für ihre Neffen und Nichten und so könnte man auch die von ihr hinterlassenen Schriften „Erzählungen einer Tante“ nennen.“ Weber-Lutkow fügt, nachdem er die Memoiren der Gräfin Boigne erwähnte, noch die Frage bei: „Ob wir Deutsche Ähnliches besitzen? Noch vor wenigen Monaten wäre die Frage zu *verneinen* gewesen, nun aber sind die ersten zwei Bände der Gräfin Lulu erschienen und wir können sie mit *vollem Rechte* dem Werke der Gräfin Boigne an die Seite stellen.“

Memoirenliteratur", „ein Werk von bleibendem Werte", „ein Gedenkbuch des gesamten österreichischen und europäischen Adels" usw. nennen, geben uns der Hoffnung hin, daß auch die vorliegenden zwei Schlußbände einem gleichen Interesse begegnen werden. Wer die Verfasserin, diese scharf und meist richtig urteilende Beobachterin, diese mitten in einer interessanten, bewegten Zeit stehende Dame, in den ersten Teilen ihrer Aufzeichnungen schätzen und lieben gelernt, der wird sich auch für ihre weiteren tragischen Schicksale und ihr trauriges, einsames Alter erwärmen können. Nicht nur als Fundgrube für Treppenwitze, spaßhafte Anekdoten und Charakteristiken von historischen Personen und Ereignissen, die ja auch in den vorliegenden Teilen in Menge vorkommen, sollen diese Erinnerungen betrachtet und gelesen werden, sondern als ein Buch, „das nicht bloß genossen, sondern auch überdacht werden sollte, da es mehr als ein Zerstreuungsmittel ist", und als ein Dokument, das die ungeschminkten, wahrheitsgetreuen und psychologisch begründeten Schicksale einer edlen, frommen und uneigennützigen Frau enthält. Es wird noch selten eine Biographie mit einer solch offenen Selbstentäußerung und Selbstverurteilung geschrieben worden sein, wie diese. Die Gräfin Lulu war, wie der bekannte Redakteur und Kritiker Dr. Hugo Wittmann ganz richtig sagt, „eine *Ideal*sucherin. Das ist ein leidvoller Beruf, und wer da findet, was er suchte, und den kostbaren Fund auch nur für *kurze* Zeit festzuhalten vermag, gehört zu dem winzigen, so leicht abzuzählenden Häuflein der Auserwählten." Ja, sie war eine Idealistin, sie schwärmte für einen Capo d'Istria, sie begeisterte sich für den griechischen Freiheitskämpfer Ypsilanti, sie kämpfte sich selbst, den

Staub des ancien régime mit seinen Vorurteilen möglichst von sich abschüttelnd, langsam und mühsam zu einer freien, objektiv-idealen Lebensauffassung hindurch, die ihren Höhepunkt erreichte, als sie dem armen bürgerlichen und in ihren Kreisen nicht für „voll“ geltenden Sekretär Thirion die Hand zum ewigen Bunde reichte — und ihn nach „8 Monaten Seligkeit“ verlor. Diese harte Prüfung beseitigte die letzten Reste ihrer standesgenössischen Vorurteile, sie rang sich jetzt auf einsamem Wege zum freien, echten, auf Gott allein bauenden Menschen empor.

Was nun die Redigierung dieser beiden letzten Bände anlangt, so lag dem Herausgeber nicht durchwegs ein von der Verfasserin überarbeitetes, druckfertiges Exemplar ihrer Erinnerungen vor, wie es für die Jahre 1788 bis 1819 der Fall war. Ein großer Teil des redigierten Journals fehlt — er soll bald nach dem Tode der Gräfin Lulu verschwunden sein[1]) — der Herausgeber sah sich daher oft genötigt, auf das ausführliche Tagebuch und die Korrespondenz der Verfasserin zurückzugreifen und deren Überarbeitung und Zusammenfassung, wo es nötig erschien, selbst vorzunehmen, um so ein einheitliches Ganze zu schaffen. An Wahrheitstreue und richtiger Auffassung dürften auch diese Tagebuchblätter der Gräfin ihrem Journal für ihren ersten Lebensabschnitt in keiner Weise nachstehen und so ein feines, packendes und ausgeglichenes Bild ihres weiteren Lebens geben.

1) Nach dem Tode der Verfasserin *sollen* verschiedene Teile des Journals von dem ihr nicht günstig gesinnten Neffen Graf Ludwig Thürheim vernichtet worden sein. Das gewiß sehr interessante „Blaubuch“ über die Reise nach Frankreich und England, das Journal über die russische Reise und die bezüglichen Tagebücher fehlen ganz.

Dieselbe Freiheit der Auffassung, welche die Verfasserin in dem ersten Teile ihrer Erinnerungen walten ließ, wurde auch jetzt gewahrt. Wenn von einer Seite der Vorwurf gemacht wurde, daß die Gräfin keinerlei Rücksichten kannte und daß in der Publikation die vollen Namen der oft mit Schärfe charakterisierten Persönlichkeiten beibehalten wurden, so wäre dem entgegenzuhalten, daß der letzte Wille der Gräfin Thürheim es so wollte, daß sie insoferne eine genügende Rücksicht walten ließ, als sie die Herausgabe 50 Jahre nach ihrem Tode festsetzte und daß schließlich ein Memoirenwerk, das die Namen verschleiert oder nur mit Anfangsbuchstaben nennt, jedes echte Interesse und jeden bleibenden Wert verliert und keinen Leserkreis findet. Die vorkommenden Anekdoten werden ja, wie ein hervorragender Kritiker ganz richtig erkennt, „nicht aus Médisance oder niedriger Klatschsucht, sondern deshalb erzählt, weil die täglichen Begebenheiten unter Menschen, denen zum mindesten ihre Stellung Bedeutung verlieh, für die Nachwelt eben zu Anekdoten werden, in denen der Geist einer Epoche sich deutlicher offenbart als in dickleibigen Geschichtswerken von Epigonen."

Bemerkt wird, daß aus den Aufzeichnungen der Verfasserin die rein kunsthistorischen Beschreibungen z. B. der Altertümer in Italien, welche die Gräfin mit peinlichster Sorgfalt führte, eliminiert wurden, einerseits weil sie den Umfang der Publikation bedeutend erweitert hätten, andererseits weil solche, mehr oder weniger gleichlautend, in größeren Reisehandbüchern überall zu finden sind. Im übrigen hatte Gräfin Thürheim auch hier, wie in der Malkunst einen Sir Lawrence, die besten Lehrmeister, denn ein Nibby, ein Visconti und Becchi gehörten zu den bekanntesten Archäologen der damaligen Zeit.

Der Herausgeber bemühte sich auch in diesen Bänden wieder, zu den vorkommenden Namen und Situationen einen möglichst ausführlichen Kommentar zu bringen und ist für jede Ergänzung desselben und der im Anhange des umfänglich etwas schwächeren IV. Bandes als Zugabe mitgeteilten großen Thürheimischen Ahnentafel sehr dankbar[1]).

Die wenigen eigenhändigen Kommentare der Gräfin Thürheim zu den vorliegenden Bänden wurden wieder durch den Vermerk „Notiz der Verfasserin" gekennzeichnet.

Wenn unser heimischer Dichter Peter Rosegger sein neuestes Werk „Mein Weltleben" mit den Worten einleitet: „Sehet, ein Mensch! Ein Mensch, wie im Grunde jeder von uns ist, nicht besser und nicht schlechter; nur daß nicht jeder Gelegenheit und Neigung hat, sich darzulegen. Ich habe sie, diese Neigung, ob sie ein Vorzug ist oder eine Schwäche, das weiß ich nicht. Mir ist immer gewesen, als sei ich ein Teilchen der großen Menschheit, ein ausgeliehenes Teilchen, das ich wieder zurückgeben muß. So gebe ich mich zurück", so können diese schönen Worte wohl auch bei Gräfin Lulu Thürheim trotz ihrer grundverschiedenen Anschauungen als Leitmotiv der Schilderung ihres „Weltlebens" volle Geltung haben.

* *
*

Auch diesmal waren mehrere Freunde und begeisterte Verehrer der Verfasserin, die sie aus ihren Memoiren schätzen und lieben gelernt hatten, am Werke, dem Herausgeber mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. So danke ich vor allem Ihrer Exzellenz der k. russ.

1) Adresse s. am Schlusse dieses Vorwortes.

Hofdame Marie *Wassiltchikoff* auf Klein-Wartenstein, welche in sachgemäßer Weise den Kommentar zu den hier vorkommenden russischen Namen besorgte, ferner den Herren Dr. A. *Figdor*, Graf Camillo *Razumovsky* und Graf Ludwig *Thürheim* in Wien, die, wie zu den ersten 2 Bänden, ihre Sammlungen und die Originalalbums der Verfasserin für Reproduktionszwecke in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellten. Für die gütige Überlassung zahlreichen Illustrationsmateriales zu allen 4 Bänden sagen wir an dieser Stelle unseren schuldigen Dank der *k. k. Familien-Fideikommißbibliothek*, für mehrere wertvolle Auskünfte dem *k. u. k. Kriegsarchiv*, für die Erlaubnis zur Benützung der Bibliotheken Seiner Gnaden dem hochw. Herrn *Abte* der Zisterzienserabtei Wilhering Herrn Theobald *Grasböck* und den *Direktionen der k. k. Studienbibliothek* und des *Museums Francisco-Carolinum* in Linz, ebenso danken wir den Herren *Rezensenten*, die in zahlreichen Feuilletons in den Tagesblättern des In- und Auslandes die ersten Teile dieses Memoirenwerkes in überaus günstiger Weise hervorhoben, endlich dem Herausgeber der „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich" Herrn Gustav *Gugitz* und dem *Verlage* für mehrere wertvolle Kommentare und Ratschläge, bzw. für die munifizente Ausstattung des Werkes.

Ottensheim a. d. Donau, *Ob.Oe.*, am 14. März 1914, dem 127. Geburtstage der Verfasserin.

RENÉ VAN RHYN
(PH. v. BLITTERSDORFF).

5. REISEN

XXV. DIE REISE NACH RUSSLAND[1])

(NACH BRIEFEN)

Teschen, 18. 8. 1819: Gelobt sei Gott, daß diesen Morgen die Achse am Wagen der „Frauen“ brach, sonst könnte ich Dir, mon bon Fin (Josefine), kaum mehr vor Krzeszowice schreiben. Hier sind wir bis morgen festgenagelt, blicken durch die Fenster, halten Maulaffen feil und sehen uns die Zimmer an, denn draußen regnet es und man weiß nicht, was beginnen. Du siehst also, daß ich zur Korrespondenz wohl alle Zeit habe, aber in so mürrischer Stimmung bin, daß sie auf meine Freunde nur eine einschläfernde Wirkung ausüben muß.

Bisher ging alles gut, doch existiert keine Bauart von Menschenhand, die den mährischen Straßen gewachsen wäre; unsere zwei Wagen haben daran glauben müssen. Gestern schrieb ich an Mèretout bei Ferdinand *Chotek*[2]) einen Brief. Wir waren dort gut untergebracht und freuten uns aufrichtig, ihn zu sehen, mit ihm und *d'Aspre*[3]), der gleichzeitig mit uns in Olmütz eingetroffen war, zu plaudern und so für eine Weile zu vergessen,

1) Fürstbischof von Olmütz, s. I. 279.
2) Das eigentliche Journal über diese russische Reise, welches hochinteressante, unbekannte Nachrichten über die Ermordung Kaiser Pauls enthalten haben soll, existiert leider nicht mehr. — Obiges wurde aus Briefen der Verfasserin und ihrer Schwester Josephine an sie zusammengestellt.
3) s. Bd. II. 316.

daß wir uns eigentlich „auf der Landstraße“ befanden. Vollständig erholt und den Segen unseres Freundes, des Bischofes, auf den Weg mitnehmend, verließen wir Olmütz. Wir könnten ihn nötig haben in einem Lande, wo man nur den vorfindet, den man mitbringt. Auf der Fahrt wechselten wir die Pferde mit Ferdinand *Waldstein*[1]). Wir empfanden gegenseitig zugleich Freude und Kummer, uns zu sehen. Er geht nach Karlsbad, dann nach Wien, wo wir ihn wieder antreffen werden.

Von meiner Laune will ich lieber nicht sprechen, ich reise wie ein Koffer, ich schlafe nicht und bin daher auch unter Tags nie recht wach; ich vermag nicht zu lesen oder zu träumen, ich möchte schon weiter sein und doch bin ich keineswegs pressiert, ans Ziel zu kommen. An die Vergangenheit will ich nicht denken, und in der Zukunft sehe ich keinen Ruhepunkt für meine Einbildung, kurzum — ich bin ein ganz einfältiger Reisender.

Adieu, ma bonne petite chatte, umarme Mèretout, Selina, Gabriele, gehe ins Paradiesgärtl und grüße mir dort alle Welt. Du wirst dort niemanden treffen können, den ich nicht, wenigstens von Teschen aus, meinen Freund nennen würde.

Krzeszowice, 26. 8. 1819: Welche Freude empfand ich, hier einen Brief von Josefine zu erhalten. *Goëss* hat eine Urlaubsverlängerung erbeten und Josefine ist nach Schwertberg abgereist, da sich die Ankunft Isabellens in Wien infolge der Krankheit ihres Söhnchens verzögert. Letzterer mag ich nicht schreiben, um sie weder durch meine Hoffnung, noch durch meine Anteilnahme zu betrüben.

Besonders hier ist mir Isabella in lebhaftester Erinnerung. Hier haben wir ja so angenehme Zeiten mit-

1) s. Bd. II. 60 u. 325.

einander verbracht, ich sehe sie überall neben mir und höre sie von allen Seiten loben. Die beiden *Mniszeks*[1]) haben sich nicht verändert, Johann *Stadnicki*[2]), *Konarski*[3]) und mehrere andere liefen gleich herbei, als wir ankamen. Konarski ist verheiratet und man sagt, er sei glücklich. Johann ist immer noch dasselbe Kind, daß noch seine „süßen Träume" singt, aber etwas dick geworden ist. *Drohojowski*[4]) hat eine dreijährige Reise hinter sich, die ihm und namentlich seinem Französisch sehr genützt hat. Therese *Stadnicka* sah ich nicht, sie soll eine brave Frau, ein wenig in der langweiligen Bedeutung des Wortes genommen, geworden sein.

Samstag reisen wir weiter. Für ermüdete Pilger und einsame Reisende ist die Ruhe eine große Wohltat; gesellt sich dazu noch die Unterhaltung, so ist die Freude vollständig. Rasumoffsky befindet sich wohlauf, er wird in einer Weise fetiert, die ihm zusagt. Morgen will er mit Johann *Stadnicki* auf die Jagd, ein Vergnügen, das er über alles schätzt.

Seit Mislenice lachte uns der Wettergott, und ich benötige die Sonne für meinen äußeren und inneren Menschen. In Mislenice bewohnte ich merkwürdigerweise dasselbe Zimmer, worin ich früher sechs Wochen schon gehaust hatte. Der arme Kreishauptmann *Baum*[5]) hatte es mir vor sechs Jahren selbst angewiesen. Die Erinne-

1) s. Bd. II. 73.
2) s. Bd. II. 66.
3) s. Bd. I. 379.
4) Severin Graf *Drohojowski* (1791—1854), gewesener polnischer Offizier und Adjutant des französischen Generals Latour 1813, heiratete ca. 1827 Henriette Gräfin *Baworowska* (1804—186.).
5) Josef *Baum* v. *Appelshofen*, Gubernialsekretär in Galizien (gest. 1813), wohl Bruder des Anton Freiherrn (s. 1777) B. v. A., geb. 1763, gest. 1829 als Hofrat und Krakauer Kreishauptmann; s. auch Bd. II. 35, 37.

rungen haben von jeher einen großen Einfluß auf mich, die Vergangenheit erscheint mir schöner, je weiter sie sich entfernt. Ich durchschritt also diesen Ort mit ganz eigentümlichen Empfindungen: alles war unverändert, nur die Personen hatten alle gewechselt. Den armen Baum sah ich fortwährend vor mir; vor sechs Jahren noch war sein Geist so tätig, sein Herz so warmfühlend gewesen. Nun komme ich zurück und trete an sein Grab. Ich bat Gott für ihn; das Gebet ist auf dieser traurigen Welt das einzige Mittel, um seine Dankbarkeit abzustatten. Ohne dieses würden wir niemals quitt.

Kiew, 5. September: Oh, quand reverrai-je les oignons d'Egypte? Ich begeistere mich für Galizien, seitdem ich die anderen Provinzen Polens durchschreite; Maria Theresia war da keineswegs dumm, man findet auf einer Wegstunde des Teiles, den sie auswählte, mehr Einwohner, als auf fünf in Wolhynien oder der Ukraine. Im übrigen soll die russische Regierung seit der Teilung keine glückliche Hand gehabt haben, denn seither nimmt die Bevölkerung immer mehr ab. Und welches Elend, großer Gott! Tausende von Bettlern in den Städten, Millionen Diebe auf dem Land. Hier hat man sogar den Vorzug, beide vereint zu sehen, die Verbrecher promenieren gefesselt in den sogenannten Straßen, um die Annehmlichkeit zu erhöhen. — Kiew: Zwei Berge und ein Tal, bedeckt mit Häusern, die regel- und planlos dort zerstreut sind. Man kann keine 400 Schritte machen, ohne sich nicht auf freiem Felde zu wähnen.

Von einem Kirchturme oder einem Hügel aus löst diese Unordnung allerdings einen pittoresken Eindruck aus: die Behausungen sind mit Ausnahme einiger Gebäude, die sich hier und dort durch ihr Äußeres vor-

teilhaft auszeichnen, insgesamt aus Holz, die vielen Kirchen glänzen mit ihren goldenen Kuppeln, der breite Fluß scheint uferlos und verliert sich in eine unabsehbare Ebene. So sieht Kiew aus; denke Dir dazu noch eine Sonne, die infolge einer Art Staubatmosphäre immer etwas umschleiert ist. Man darf ja nicht vergessen, daß man hier auf einem Sandboden wohnt. Alles dies ist mehr großartig, als schön, mehr traurig, als interessant.

Seit Brody ist man sozusagen jeder Möglichkeit beraubt, einen Fuß höher wie den anderen setzen zu können, — nichts, als eine Ebene, so flach wie ein Brett oder unabsehbare Wälder, mit einem Wort, ein entsetzliches Land. Übrigens sehe ich immer nur das Land, das ich verlasse, denn ich kann im Vorhinein nur jene Gegenden erblicken, die ich zwischen der Wagenlaterne und dem Mantel des Jägers auf dem Bocke entdecken kann. Manchmal nimmt mir ein zufälliges Senken seines Ärmels ganze Provinzen weg. Hier kann man wirklich die Wahrnehmung machen, daß die Erde rund ist, so unendlich weit reicht die Fernsicht.

Ypsilanti[1]) trafen wir hier nicht an, er ist bei seiner Brigade. So machte denn Herr *Liebmann* mit einem kleinen Franzosen oder einem Deutschen aus Livland den Cicerone. Beide Gehilfen taugten nichts.

Ihr werdet schon vor Neugierde brennen, mich endlich den Namen der „*Katakomben*" aussprechen zu hören. Nun — es gibt tatsächlich auf der Welt nichts Traurigeres, ich hatte wirklich Lust, zu weinen. Diese armseligen Priester in ihren offenen Särgen, die jahrhundertelang zeitlebens in entsetzlichen, düsteren Höhlen wohnten und von denen eine große Anzahl selbst ein-

1) s. Bd. II. 228.

gemauert lebte und nur durch eine kleine Öffnung das bißchen Luft, Brot und Wasser erhielt, das zum Weiterschleppen ihres kläglichen Daseins notwendig war. Sie sollen sich freiwillig dieser seltsamen Kasteiung unterworfen haben, doch dünkt es mir, als ob jene Mauer, die ihnen die Möglichkeit nahm, ihre Ansicht zu ändern, gewiß viel öfter von der Grausamkeit als ihrem Fanatismus errichtet wurde. Diese Katakomben bilden eine Welt für sich; hinter ihren Ursprung bin ich zwar noch nicht gekommen, aber ich werde es wohl noch erfahren. Die Mönche, unter deren Obhut die Katakomben stehen, kennen nur die Namen dieser sogenannten eingesargten Ordensbrüder. Im übrigen sollen alle hiesigen Geistlichen unglaublich ungebildet sein, einzig und allein damit beschäftigt, das Volk durch Beschreibungen der Hölle zu erschrecken. Man sieht auch nur solche Malereien auf den Klosterwänden, und so sind die Tröstungen beschaffen, die sie sich in der anderen Welt vor Augen führen, wo doch diese Unglücklichen eine Belohnung für alle Leiden erhoffen, die sie hier erduldeten. Aber lassen wir das, dieses Thema ist nur betrübend!

Es ging uns seit Brody nicht so schlecht, als man uns prophezeite, denn „quand on ne s'enferme pas dans les salières"[1]), fliegt man von einer Poststation zur andern, und was das Nachtlager anlangt, so ersetzt die Gastfreundschaft der Haus- oder Schloßbesitzer den Mangel an Herbergen. Fast überall sah man Personen in Uniform, die uns mit herabgenommenem Hute sofort in Beschlag nahmen, wenn wir ankamen und uns in das

1) Diese Stelle ist nicht recht verständlich; salière bedeutet Salzfaß, also wohl soviel: Wenn man sich nirgends in kleinen Stationen (salières) aufhält.

beste Logement des Ortes führten. Sie sprachen gewöhnlich nur russisch und wie die Engel in den himmlischen Freuden, „sie kommen einem entgegen mit Stock und mit Degen", was nicht unangenehm ist.

Wir haben einen Umweg gemacht, um Max *Jablonowski*[1]) zu besuchen, da wir hofften, dort Therese *Jablonowski*[1]) zu finden, doch war sie nicht anwesend. Man empfing uns aber sehr gut. Ihr Gut ist eine weite, entsetzliche Ebene, in dieser findest Du einen ziemlich garstigen Garten, in diesem wieder ein ziemlich hübsches Haus, darin einen verschwenderischen Luxus und den vortrefflichsten Geschmack und endlich die hübscheste Hausfrau der Welt, von allen Schätzen des verzauberten Palastes der entzückendste.

Von Krzeszowice möchte ich noch einiges nachtragen. Als ich von meinen guten und liebenswürdigen Galiziern Abschied nahm, hatte ich das Gefühl, meine letzten Landsleute zu verlieren. Am Tage vor unserer Abreise fand noch eine Seeschlacht statt, es gab nichts Tolleres auf dieser Welt. Man stelle sich auf dem schönen Teiche von Krzeszowice zwei große Barken vor, die von Leuten bemannt waren, welche als Waffen Spritzen und Pumpen aller Größen trugen und ein höllisches „Wasserfeuer" aufeinander losließen. Man warf sich ins Wasser, man suchte zu entern, man tauchte unter und kämpfte erbittert Mann gegen Mann im Wasser, man schwamm unter den Barken hin und her. Es war ein Höllenlärm. Bei der Geschicklichkeit der Polen ist es nicht zu verwundern, daß die Dandys wahre Heldentaten vollbrachten und selbst die Bauern Erstaunliches leisteten. Johann *Stadnicki* schien der Meergott zu sein, er war der Nelson, der gegen *Drohojowski* kommandierte,

1) s. Bd. I. 222.

der, da schwächer, unterlag. Der arme Teufel fiel nämlich in das Boot und der schwere Johann über ihn. Daher konnte er infolge einer Quetschung am Abend beim Balle, wo wir bis zum Morgen allerlei Ulk trieben, nicht tanzen. In der Frühe verließen wir uns dann unter gegenseitigem Bedauern.

An Josephine! Baturin, 13. September: Ich denke oft an Dich, mon Fin, noch öfters, da ich Dich jetzt in Wien weiß, wo Du ziemlich traurige Tage verbringen mußt. In Schwertberg warst Du ja besser daran als wir, wir erfreuen uns jetzt wohl an der nämlichen schönen Jahreszeit, aber in welch' anderem Lande!

Unser Leben hier ist wahrhaft unschuldig und friedlich, wir langweilen uns nicht, denn die Beschäftigung, die Promenaden, die Süßigkeit des Schlafes und die reichlichen Mahlzeiten lassen den Müßiggang nicht aufkommen. Das animalische Leben ist demnach vortrefflich, was ein gutes Hilfsmittel für die tägliche Zufriedenheit bedeutet, die Materie verlangt ihr Recht, wenn die Einbildungskraft ausruht.

Mein Zimmer in Baturin hat Südseite, ich habe warm und gute Beleuchtung, zwei große Vorteile. Um halb drei Uhr dinieren wir, manchmal gehen Konstantine und ich vormittags spazieren, nach dem Diner begleiten wir Rasumoffsky auf die Jagd. Man paßt lange auf einige Schnepfen oder Hasen, von denen wir bisher nur 1—2 Exemplare sahen. Gestern war ich gar der Unglückspeter auf der Jagd. Seit einer Stunde verfolgten wir einen armen Lampe, endlich schien er sich Rasumoffsky zu nähern, als ich vor lauter Freude einen Schrei ausstiess. Natürlich rettete sich der Hase und läuft vielleicht heute noch. Glücklicherweise lachte man darüber, wie wir überhaupt alle vortrefflicher Stimmung sind.

Das alte hölzerne Rasumoffskysche Hetmanspalais in Baturin.

Aus dem russischen Album der Verfasserin (1819) im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

Und doch hätte Rasumoffsky alle Ursache, es nicht zu sein, denn der Wortbruch *Kotschubeys*[1]) bedeutet für ihn einen unangenehmen Strich durch die Rechnung. Wie kann er, die Binde vor den Augen, den Netzen entschlüpfen, die man ihm legt, und wer soll ihn aufklären? Um keinen Schnitzer zu begehen, muß er alles unentschieden lassen, er kann höchstens vorbereiten und sich dann in Petersburg über alles Klarheit verschaffen.

Es ist sehr schwer, die Person[2]) zu enträtseln, die hier regiert, sicherlich entfernt sie alles, was ihr schaden könnte. Das Gesicht dieses Mannes gefällt mir nicht, es ist das eines Tyrannen und Sklaven zugleich, ein Zug, der übrigens allen hiesigen Verwaltern aufgeprägt ist. Jedenfalls habe ich nie ein langweiligeres Subjekt angetroffen als ihn, er hat mir noch niemals klar geantwortet. Ich glaube, er sieht in jeder Frage eine Nebenabsicht. Den halben Abend schwätzt er mit Rasumoffsky russisch, währenddem Konstantine liest; geht er endlich, so spielt sie mit ihrem Gatten Schach, ich aber sticke ganz bescheiden Taschentücher, denn das Zeichnen mit dem Bleistift strengt meine Augen zu viel an. Du weißt, daß die Handarbeit im Exil oder bei Auswanderungen immer meine Rettung war. Schreibarbei-

1) Fürst Viktor Paulowitsch *Kotschubey* (1768—1834), Urenkel des Opfers Mazeppas. 1784 in schwedischem Dienste, gehörte er 1787 zur Begleitung der Kaiserin Katharina II. während ihrer Reise in die Krim, 1799 wurde er russischer Graf. 1801 von Alexander I. zum Senator ernannt, 1802—1807 Minister des Innern, wurde er 1819 nochmals zum gleichen Ministerposten berufen. 1827 Präsident des Staatsrates, 1831 Fürst, 1834 Kanzler für die auswärtigen Angelegenheiten. Er war mit der richtigen Nichte des Fürsten Rasumoffsky, Marie Wassiliewna *Wassiltchikoff*, deren Mutter Anna Zyrillowna Rasumoffsky war, vermählt. (s. auch Bd. II. 190.)
2) Gemeint ist der Verwalter *Liebmann* von Baturin.

ten beschäftigen mich dann bis 10 Uhr. Um 11 Uhr bin ich zu Bett.

Konstantine lernt ein wenig Russisch, ich fange hier und dort ein Wort auf und habe keine andere Ambition, als so viel zu wissen, wie die Fürstin *Clary*[1]) vom Deutschen; vom Zeitwort will ich nichts wissen.

Übermorgen haben wir eine große Schmauserei, mehr als 30 Edelleute und Beamte der Umgegend werden sich bei uns satt essen, ich werde mich sehr aufdonnern müssen, denn diese Leute verachten die Einfachheit.

Eine meiner Zerstreuungen ist es, die Fabriken zu besichtigen, von denen eine hübsche Anzahl Rasumoffsky gehört, so Tuch-, Kerzen- und Branntweinfabriken, ferner ein Gestüt. Die Pferde sind schön und *Quintin*[2]) bewirkt Wunder. Seit beiläufig 8 Tagen hat er schon nahezu alle diese unbezähmbaren Tiere zivilisiert, diese einzigen stolzen und freien Geschöpfe des Landes.

Von *Ypsilanti* keine Silbe, ich habe ihm von Kiew aus geschrieben. Hier wäre er uns sehr nützlich, denn wir brauchen bei unseren Promenaden immer einen Dolmetsch. Anfangs glaubten wir nichts finden zu können, denn trotz ihrem Getue nähren sich die hiesigen ländlichen Prokonsuln auf eine recht unzivilisierte Weise. Dennoch entdeckten wir einige Überreste antiker Größe, die wir uns zu eigen machten, so z. B. die hübsche Aussicht in einen verlassenen Hof oder einen holländischen Käse von 20 Jahren oder einen alten Bedienten, der noch dem Marschall Rasumoffsky gedient hatte, und den wir zu unserem Trucheman erheben werden usw.

1) s. Bd. II. 143.
2) Stallmeister Rasumoffskys.

A propos, hier sind noch Ruinen einer Festung, die *Mazeppa*[1]), der Kosakenhäuptling, der sich im Kriege gegen Karl XII. so auszeichnete, gehörte. Man hat sichere Nachricht, daß er hier seinen Schatz versteckte, als er nach seinem Verrate floh. Einer seiner Diener verriet es auf dem Totenbette, aber man weiß leider nicht die Stelle.

Baturin, 21. September: Gestern kamen wir steifgefroren von einer zweitägigen Fahrt zurück. Ach, wie hübsch ist so eine pittoreske Reise durch die Ukraine, wenn man traurig werden will. Man bedürfte des höchst romantischen Geistes eines *Gilfords*[2]), um nur eine Spur von Phantasie inmitten dieses Ozeans von Steppengras zu bewahren, worin man fast eine Bussole zur Orientierung brauchte.

Der einzige Vorteil eines derartigen Ausfluges ist der, daß man mit der Beschreibung bald fertig ist, Getreide, Gras, Sand, einige Moräste, fast keine Bäume und nirgends ein Stein. Stelle auf diese Oberfläche in Zwischenräumen von je 3—4 Meilen einen Haufen Hütten, deren Dächer kaum über die Weidenhecken hervorsehen, die jede Behausung für sich und das Dorf als Ganzes zum Schutze gegen die Wölfe umgeben, bevölkere diese Wohnungen mit langbärtigen Männern in Sklavenkleidern, die sofort Faccia a terra machen, sobald Du er-

1) Iwan *Mazeppa*, geb. 1644, gest. zu Bender 1709, anfangs Page am polnischen Hofe, wegen eines Vergehens von einem polnischen Edelmann nackt auf ein Pferd gebunden, gelangte so in die Ukraine, wurde hier Kosakenhetmann und durch Peter d. Gr. 1698 Fürst der Ukraine. Im nordischen Kriege schloß er sich *Karl XII.* an und verleitete diesen zu dem unglücklichen Feldzug. Nach der Schlacht bei Pultawa (1709) flüchteten Karl und Mazeppa nach Bender.

2) Lord Gilford war der 2. Titel der Earl of Clanvilliam; es handelt sich hier um Lord Richard II., s. Bd. II. 215.

scheinst, mische unter alles dieses eine ordentliche Anzahl Schweine, Kühe und Enten, so hast Du ein genaues Bild dessen, was man auf einer Reise von 120 Werst sehen kann; wir wenigstens haben nicht mehr erblickt. Zur Erhöhung der Annehmlichkeit erhob sich eine landesübliche Brise, ein scharfer Nordwind, ich saß auf dem Vordersitz der Kalesche, und Gott allein weiß es, welch' melancholischen Gedanken ich mich hingab!

In einigen Tagen beginnen wir eine neue derartige Exkursion, um Ropsk zu besichtigen, das Gut, das man verkaufen will. Ich freue mich darauf mit gemischten Gefühlen. Um das Maß voll zu machen, werden uns in einer Stadt auf der Strecke ein Fürst *Repnin*[1]) mit Frau und ein Fürst *Kurakin*[2]) mit Familie stehenden Fußes erwarten. Da ziehe ich noch den Kampf gegen den Nordwind vor, man kann sich wenigstens dagegen vorsehen, gegen den Ansturm Zudringlicher gibt es leider keine Verteidigung. Und noch einen Ball, entsetzlich!

Da ich gerade vom Ball spreche, — vorgestern bei unserer Reise durch die Ukraine, sahen wir vor der Türe

1) Fürst Nikolaus Gregoriewitsch *Repnin-Wolkonsky* (1778—1845), Sohn des Fürsten Gregor Semenowitsch Wolkonsky, des Nebenbuhlers Suworoffs und der Prinzessin Alexandrine Nikolaewna Repnin. Er war Generaladjutant und Vizekönig von Sachsen. Als der Feldmarschall Fürst N. V. *Repnin* starb, erhielt er als ältester Sohn der letzten Prinzessin dieses alten, fürstlichen Hauses das Recht, Titel und Namen eines Fürsten Repnin zu führen. Er war mit Gräfin Barbara Alexjiewna, Tochter des Grafen Alexander Zyrillowitsch *Rasumoffsky* vermählt.

2) Fürst Alexis Borissowitsch *Kurakin* (1759—1829) und seine Frau Natalie Iwanowna, geb. *Golowin* (1766—1831) oder ihr Sohn Boris Alexewitsch *Kurakin* (1784—1850) und seine Frau Elisabeth Boressowna, geb. Prinzessin *Galitzin* (1790—1871). Sie bewohnten ihr Gut Kurakino im Gouvernement Orel und Stepanowskoe im Gouvernement Twer.

unseres Hauses die Bauern tanzen, das war hübsch. Die Männer tanzen gewandt und mit einer gewissen Art Anmut, die Weiber sind mit Schleiern und Blumen geschmückt und, obzwar häßlich, haben sie ein dezentes und sanftes Aussehen, das verschönt. Ich liebe immer die ländlichen Feste, und hier, wo das Volk gut, fügsam und glücklich ist, hat seine Fröhlichkeit etwas Rührendes an sich. Trotz ihrer Knechtschaft und melancholischen Heimat neigen die Bauern zur Heiterkeit, sie singen den ganzen Tag, besonders des Abends, ihr Gesang ist zwar traurig, aber sie singen wenigstens. Anderen Tages bereiteten sie uns mit einer langen Romanze einen Ohrenschmaus, es war, als ob ein Dutzend persischer Derwische auf einmal zu heulen anfing.

Baturin, 29. September: Ich weiß nicht, was ich von hier erzählen soll, selbst ein ganzes in Baturin verlebtes Jahr gäbe noch keinen Stoff für einen Bericht. Die Zeit vergeht aber immerhin, wie wenn sie ausgefüllt wäre, ich langweile mich keinen Augenblick. Auch Konstantine erträgt die Einsamkeit ohne Murren und Ungeduld, im Gegenteil, sie ist ihr zuträglich und sie war seit langem nicht so gut aufgelegt, wie hier. Der Seelenfriede liegt für sie nur in der Ruhe. Mein Charakter ist in dieser Beziehung von dem ihrigen verschieden: wenn die Außenwelt keine Zerstreuung bietet, arbeitet meine Einbildungskraft um so reger und wird gar zu lebhaft, sie bemächtigt sich sozusagen meiner Gedanken. Diese Usurpierung kann ich nicht gutheißen.

Ich habe eine Reihe Zeichnungen nach meiner Art gemacht, darunter auch meinen Kampf gegen die Fliegen in meinem Zimmer. Ich bin darin von Feinden umgeben; Flöhe, Mäuse, Fliegen, Raupen usw. haben sich verbunden, um mir den Aufenthalt zu verleiden, aber

wir werden ja sehen, ob ich das Schlachtfeld nicht behaupten werde. Übrigens begreife ich es, daß mein Eindringen sie in Aufruhr versetzte, da bisher, wie ich glaube, niemand daran dachte, sie zu derangieren. In diesem Lande existiert ein Gesellschaftsvertrag zwischen Mensch und Tier, wie in dem irdischen Paradies: jeder hat darin gleiche Rechte.

Was übrigens die Tiere anlangt, so erscheinen die Wölfe im Winter vor unseren Fenstern, man tötete sogar einige im Garten. In Ropsk waren wir immer noch nicht.

6. *Oktober:* Wir besuchten neulich die Messe in *Krolewetz*[1]), einer kleinen, garstigen Stadt, wohin die ganze Provinz, wie zu einem Wunder zusammenströmt. Wenn sich nicht jemand für den Winter ausrüsten will, gibt es dort nichts Bemerkenswertes. Ich fand dort herrliche Pelze, aber leider verlangte man so ungeheuerliche Preise, daß sie meine Mittel weit überstiegen. Ich weiß nicht, was ich in Petersburg anfangen werde, einstweilen behelfe ich mich mit der Haut ehrlicher Kaninchen. Ich hatte schon einen hübschen Pelz erworben, der nicht 100 fl. kostete, mein Entzücken verschwand aber, als man mir sagte, er sei für den Winter viel zu leicht. Konstantine hat ihn übernommen, um ihn Mitte Novembers Isabella durch Quintin schicken zu lassen.

Unser Aufenthalt in Krolewetz wurde durch ein Diner bei dem Gouverneur der Provinz Fürst *Repnin*, das sehr langweilig und steif war, durch eine ähnliche Soirée und durch eine Migräne Konstantines, weshalb ich eine doppelte Portion Langeweile übernehmen mußte, ausgefüllt. Details seien mir erspart. Morgen haben wir Repnin den ganzen Tag bei uns, und Freitag

1) Stadt im Gouvernement Tschernigoff.



Nächtliche Beschäftigung in meinem Schlafzimmer in Baturin (1819).

Aus dem russischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky.

geht es für 5 Tage nach Ropsk, da man auf der Fahrt übernachten muß. Auf dieser Reise gäbe es, wie man uns meldet, nur eine Merkwürdigkeit, eine Unmenge Bären, ja in Ropsk selbst eine veritable Bärenschule, wo man ihnen das Tanzen beibringt.

Moskau, 9. November: Ah le beau chien de voyage! Endlich sind wir nach 13tägiger Fahrt hier angekommen. Zuerst kam Regen, der die Wege in Kotmeere verwandelte, dann der Frost, der die Schmutzwogen erstarren machte, darauf Tauwetter, Glatteis und endlich Schnee und der Winter im wahrsten Sinne des Wortes. Unser armer Wagen, hoch wie ein Haus, hat alle diese Gefahren überstanden, ohne zu zerbrechen oder umzustürzen, was wir nur Gott verdanken. Wir sind heil und gesund hier angekommen.

Es ist erstaunlich, daß diese brave Maschine allen Hindernissen getrotzt hat, die sich täglich und immer wieder ihr entgegenstellten! Bald versanken wir bis zur Achse in den aufgeweichten Abhang eines Berges, die Pferde weigerten sich, uns herauszuziehen, wir mußten in der Finsternis aussteigen und während $1^1/_2$ Stunden dem Regen standhalten, bis Menschenkräfte den Wagen wieder flott gemacht hatten, bald waren es Erschütterungen, wie wenn alle Federn brechen sollten. Dann begannen die Rutschpartien, namentlich beim Bergabfahren, es war entsetzlich. Um nicht den Hals zu brechen, mußte man aussteigen und das bei Nordwind, bei einer Kälte von 17 Grad und dem Treiben eines feinen, eisigen Schnees. Bei jeder Poststation oder doch sehr oft Anstände wegen der Pferde, dann wieder war ein Wagen unseres Trains gebrochen oder steckengeblieben, man mußte stundenlang warten, währenddem man Schreien, Fluchen, Toben hörte und jeder seiner

legislativen und exekutiven Machtbefugnis freien Lauf ließ. Und die armen, von jedermann geschlagenen Pferde gehorchten trotzdem den vereinigten Autoritäten mit Engelsgeduld.

Für uns war es noch besonders ärgerlich, daß wir, nachdem wir den Tag auf der Landstraße zugebracht hatten, unser vorgestecktes Ziel nicht mehr erreichen konnten und schließlich in irgendeiner Hütte übernachten mußten, die ähnlich aussah, wie unser Zimmer auf dem Donauboote seligen Angedenkens. Das Schlimmste war, daß wir mit dem Diner sehr schlecht fuhren, wir mußten uns mit etwas Aufgewärmtem begnügen; oft waren auch die Betten nicht zur Stelle oder es fehlte etwas anderes. Auch unser Feind, das Wasser, versäumte es nicht, uns nach seiner Art einige Streiche zu spielen: ein Fluß fror vor unseren Augen halb zu, so daß wir ihn in einem Boote, das so rasch als möglich zwischen den Eisschollen dahinglitt, übersetzen mußten.

Nun endlich ist alle Verdrießlichkeit zu Ende und mein Reisebericht ebenfalls, der die Leser beinahe ebenso ermüdet haben wird, wie uns die Wirklichkeit.

Von Moskau kann ich noch nicht viel erzählen, da ich es beim Durchfahren kaum gesehen habe. Es erschien mir ungeheuer, bizarr und stellenweise schön, von den Trümmern oder wenigstens den Spuren des großen Brandes merkt man kaum etwas. Man ließ alles wegschaffen, was an das Ereignis erinnern könnte und was noch nicht neuerbaut ist, scheint eher zerstört als verbrannt worden zu sein. Wir wollen hier 5—6 Tage bleiben.

Unsere eben überstandene Reise war eine Ergänzung zu unseren früheren Auswanderungen, dieselben Verlegenheiten und Hindernisse, ich war ganz erstaunt, dabei nicht an die Franzosen und den Krieg gedacht zu haben.

Übrigens habe ich daran gedacht, aber anders als früher; Haß und Furcht, die sie mir einst einflößten, hatten dem Erbarmen Platz gemacht. Ich stellte mir diese Unglücklichen in den Schrecknissen des russischen Feldzuges vor, ich sah Soldaten aus dem Süden, Provençalen und Italiener dem Klima erliegen, das der Feind des Menschengeschlechtes zu sein schien, und dann die armen Deutschen, unter denen wir einige Freunde zählten! Ach, welch schreckliche Episode der Weltgeschichte, dieser Rückzug von Moskau, entsetzlich zu lesen für unsere kleinen Neffen, entsetzlich für die Generation, die ihn miterlebte!

Man sagt uns, daß wir nach Petersburg nur sechs Tage brauchen werden, doch behauptete man dasselbe, als wir Baturin verließen, um Moskau zu erreichen. Wenigstens werden wir ausgezeichnete Straßen und gute Nachtlager vorfinden. Das ganze Land, welches wir durchquerten, war abscheulich, ausgenommen die Umgebung von Moskau. Aber nichts kam uns so traurig, so häßlich, so rückständig vor, wie die Ukraine. In Großrußland fanden wir doch wenigstens einige schöne Städte, vor allem Tula, das wie unsere europäischen Städte gebaut ist.

Der guten Josephine geht der Schatz Mazeppas in Baturin nicht aus dem Kopfe. Wenn es nach ihr ginge, ließe sie dort alles auf den Kopf stellen, da sie seinen Fund für wichtiger hält, wie den Haupttreffer der Palffylose. Ihre Schilderung vom 5. Oktober über einen Hofball zu Ehren des Erbgroßherzogs von *Toskana*[1]) will ich wörtlich wiedergeben, da sie recht amüsant ist:

[1]) Leopold II. Erzherzog v. *Österreich* (1797—1870), seit 1824 Großherzog von *Toskana*; seine 1. Gemahlin (1817) war Marie Prinzessin v. Sachsen (1799—1832).

„Ach, wie langweilig ist so ein Hofball! Man gab ihn zu Ehren des Prinzen und der Prinzessin von *Toskana*, die seit einigen Wochen hier weilen. Da aber in Wien noch wenig Leute der Gesellschaft und die Tänzer auf Jagden sind, so glich der Ball so ziemlich dem evangelischen Mahl, nur die Lahmen und Einäugigen waren zugegen. Von 25—30 Tänzern kaum sechs Bekannte, sie kamen alle direkt aus der Kinderstube heraus. Von den Damen war es Nany (*Weveld*[1])), mit der ich sehr liiert war und die ich nicht verließ. Ich trat mit *Goëß*[2]) allein ein, Du hättest das nicht für eine Million getan! Doch war dies noch das wenigst Traurigste. Die *Kaiserin* kam punkt 7 Uhr, alle Damen waren noch nicht versammelt, ein unglückseliger Zufall fand mich knapp an der Türe, durch die der Hof eintrat. Da nun der Cercle sofort begann, so war ich eine der ersten, die angesprochen wurde, und eine der letzten, die den Platz verlassen durften, während meine später gekommenen Bekannten einfach im Tanzsaale geblieben waren. Der Cercle dauerte $1^1/_2$ Stunden. Du kannst Dir ausdenken, ob das unterhaltend war! Der Rest des Abends war es auch nicht mehr. Nur mit dem „Feldherr"[3]) amüsierte

1) s. Bd. I. 348. Die dortige Anmerkung ist unrichtig und beruht auf einer Personenverwechslung. Die Notiz ist folgendermaßen zu rektifizieren: Georg Freiherr von *Weveld*, geb. ca. 1740, gest. Wien (I. Singerstraße 933) am 19. Juni 1802. Seit ca. 1780 war er mit Maria Anna, geb. Gräfin *Dönhoff* vermählt, die in der gleichen Wohnung zu Wien am 3. Okt. 1812 starb. *Kinder:* 1. *Karoline*, geb. 26. April 1782; 2. *Ludwig*, geb. 25. Febr. 1784, K. k. Rittm. bei Erzherzog Johann-Dragoner; 3. *Maria Anna* (Nany), geb. 16. April 1786, gest. Graz 12. Juli 1843, seit 1817 Hofdame der Kaiserin Karolina Augusta und Sternkreuz-O. D., starb ledig; 4. *Franz*, geb. 17. Sept. 1787, Kadett bei Deutschmeister-Infanterie, scheint jung gestorben zu sein.

2) s. Bd. I. 187 u. 224.

3) Ludwig Graf Wallmoden, s. Bd. II. 256 u. 307.

ich mich eine Weile. Er spricht immer von Dir, ein Thema, das uns alle gleicherweise interessiert. Die Kaiserin erkundigte sich nach Rasumoffsky und Konstantine und fügte einige schmeichelhafte Phrasen hinzu.

Die Erbprinzessin von *Toskana* ist für eine Erzherzogin ziemlich liebenswürdig und sie wäre auch leidlich hübsch, wenn sie nicht so schief gewachsen wäre. Sie tanzte eine Mazurka recht graziös, diesen seit König August in Sachsen üblichen Hoftanz (Du weißt, sie ist eine Prinzessin von *Sachsen*). Ihr Gemahl hat eine lächerliche Figur, doch ist er höflich und gesprächig, so daß man darauf vergißt, daß er ähnelt „á ces Polichinels de loques, qui se plantent tous nus“. Die Herzogin von *Württemberg*[1]), ebenso wie ihre Tochter, erschienen auch auf dem Balle, man beklagt sich sehr über ihren Hochmut. Die Tochter gefällt auch nicht, da sie stolz und spöttisch ist, ihre Projekte auf Louis (*Liechtenstein*)[2]) schlugen völlig fehl, wie es scheint. Die Liechtensteins fürchten ihre Prätentionen, und Louis soll gesagt haben, er wolle keine Frau, die ihn durch ihre Hand besonders zu ehren glaube. Selina erzählte mir, er reise nach Frankreich und England . . .“

Kein Brief Josephines, der mir nicht irgendeinen Todesfall anzeigte, der jüngste des armen, kleinen Prinzen von *Hohenzollern*[3]) ist wohl der frappanteste. Mein Gott, sind wir gebrechlich! Er starb im Alter von 26 Jahren, plötzlich am Schlagflusse, man sagt, weil er sich zu viel schnürte und fast nichts aß, aus Furcht, dick zu werden.

1) Henriette Hzgin. v. *Württemberg-Nassau*, geb. 1780.
2) s. Bd. I. 236.
3) Friedrich Albert Prinz v. *Hohenzollern-Hechingen*, geb. 18. März 1793, gest. 1819.

In Moskau hat man sich entschlossen, zu sagen, daß die Franzosen es angezündet haben; diejenigen aber, die es gesehen haben, wollen damit nicht großtun und gestehen ein, daß das Feuer von den Landesbehörden gelegt wurde. Wäre ich Russin, würde ich es jedenfalls vorziehen, mich dieses ehrenvollen Beweises nationaler Tatkraft zu rühmen, als mich der anderen Version zu bedienen, die nur ein Unglück und keine Spur von Heroismus verrät.

Moskau, 22. November: Wir sind noch hier, und ich wäre in Verlegenheit, anzugeben, warum unser Aufenthalt so verlängert wurde. Seit acht Tagen haben wir nichts mehr hier zu tun, wir haben alles besichtigt und verbringen unsere Vormittage, ohne zu wissen, was beginnen, und die Abende, ohne zu wissen, welches Gesprächsthema wir anschneiden sollen. In Moskau bindet uns nichts mehr, während wir in Petersburg die wichtigsten Angelegenheiten zu ordnen hätten. Rasumoffsky verschiebt die Abreise immer wieder von Tag zu Tag. Er sieht sich in einem gutdurchwärmten Zimmer, umgeben von Möbeln, die er aus dem ganzen Hause zusammensuchte, umwedelt von Schmeichlern, die die Rolle der Taucherente spielen, um seine Manieren zu erkunden und ihm schön zu tun. Er sieht durch die Fenster auf den treibenden Schnee, auf den Frost, bedenkt die Mühen der Reise und findet täglich wieder einen Grund, um die Abreise zu verzögern. Samstag z. B. fühlte er einen leichten Frost, ein Übel, das das Pulver *Capellinis* sofort geheilt hätte. Er ließ aber einen Magnetiseur kommen, der ihm einen Orangeblütentee verordnete und ihn magnetisierte. Das Mittel half nichts, und er griff wieder zu seinem bewährten Pulver. Ein Tag Bettruhe hatte ihn vollkommen her-

gestellt, doch verschob er die Reise auf unbestimmte Zeit.

Wir haben auch keine neuen Bekanntschaften gemacht, außer die der Frau *Boulgakoff*[1]), *Markoffs*[2]), den alle Welt in Wien kennt, und Herrn *Hyppolits*[3]), eines jungen Mannes in unserem Hause, eines Bastardes des seligen Grafen Leon. Diese Leute sind unsere einzige Zerstreuung.

Frau *Boulgakoff* ist eine ausgezeichnete, gute Frau, so einfach und lustig, daß wir nicht lange brauchten, um gute Freunde zu werden: die Offenheit in Person und gar nicht russisch. *Boulgakoff* selbst bedient sich seiner Liebenswürdigkeit nur im geringen Maße, er hat das Nationalkostüm angenommen, das Mißtrauen schnürt hier den Geist ebenso ein, wie die Gürtel der Leute ihre Taille, sie fühlen sich immer geniert. Dennoch ist Boulgakoff die Blüte unserer Gesellschaft; er ist gutmütig, empfindsam und besitzt einen so geraden Charakter, daß er selbst dann noch liebenswürdig wäre, wenn er weniger Geist hätte. Jedermann schätzt ihn, und man sagt es sogar laut, was mich am meisten erstaunt. *Hyppolit* wiederum ist eine Mischung aus M. *Depant*, M. *Lux*[4]) und den beiden *Mayhirts*[5]), er besitzt den Stoizismus des ersteren, die Empfindlichkeit unseres Familienfreundes und das Mißtrauen, verbunden mit der Nach-

1) Maria Konstantinowna *Bulgakoff* (1796—1879), Tochter des rumänischen Notabeln Konstantin Varlane, Gattin des Konstantin Jakoblewitsch *Bulgakoff* (1782—1833), der 1816 Postdirektor in Moskau war. Beide Gatten wurden sehr geschätzt und geliebt.

2) *Markoff*, entweder der ehemalige russische Gesandte in Frankreich oder der Generalmajor M., der sich im Kriege gegen Napoleon auszeichnete.

3) Hyppolit *Podtschatski*, illegitimer Sohn des Grafen Leon Zyrillowitsch *Rasumoffsky* (1757—1818), der 1879 kinderlos starb.

4) Thürheimischer Hofmeister.

5) s. Bd. II. 13.

sichtigkeit meiner beiden Vettern. Doch ist er viel besser erzogen und vielseitiger gebildet, auch geistreicher als sie, aber so zugeknöpft, so schwer in Stimmung zu bringen, und wenn es einem gelingt, so ausgelassen, daß er für unsere Gesellschaft kaum zählen kann.

Unsere einzige Unterhaltung sind die vielen Briefe aus Wien, ich will hier einige amüsante Anekdoten wiedergeben, die ich auf diese Weise erfuhr: Josephine sah bei *Caramans*[1]) Karoline *Bombelles*[2]), die sehr leidend ist. Als Heilmittel wurde ihr das Rauchen angeraten. Nun raucht sie jeden Morgen 2 lange Pfeifen à la turc.

Lady *Stuart*[3]), die vorigen Monat eine Fausse couche zu überstehen hatte, skandalisiert alle Welt durch ihre orientalischen Kostüme. Da sie noch leidend ist, empfängt sie auf einer Chaiselongue, auf der sie sich „wälzt", statt anständig zu liegen und zudem kaum bekleidet ist. Neulich lag sie zu Bette, da sie sich leidender fühlte, Fürst *Metternich*, der davon nichts wußte, stieg zu ihrer Wohnung hinauf und wurde von Lord Stuart empfangen, der ihm mitteilte, daß seine Frau das Bett hüte. Der Fürst wollte sich natürlich entfernen, der andere hielt ihn aber zurück, es entwickelte sich ein großes Wortgefecht, überströmend von Höflichkeit und Zartgefühl, dessen Resultat es war, daß Metternich das Heiligtum der „Göttin" betreten mußte. Er fand sie im Himmelbette, ohne Nachtkorsett und in einem so stark ausgeschnittenen Hemde, daß man von seinem Dasein eigentlich nichts bemerkte. Da soll man uns noch die Bescheidenheit und Prüderie der Engländerinnen rühmen!

1) s. Bd. II. 208; sie starb 1819.

2) s. Bd. II. 121.

3) Emilie Anna, Tochter Johns 2. Earl of *Buckinghamshire* heiratete 1794 den späteren englischen Botschafter in Wien Robert *Stewart*, 2. Marquess of Londonderry, Viscount Castlereagh (1769—1822).

Ihre Zimmer sind mit Nippes in einer solchen Fülle überladen, daß sie eher der „Boutique de Rosée“ gleichen, als einem Damenkabinett. Lady Stuart wird immer von einem jungen Türken bedient, der sie nicht verläßt und im Salon, wenn sie empfängt, zu Füßen ihres Sofas sitzt. Wenn man sie auf ihrem Diwan sieht, die Arme nackt und mit Bracelets bedeckt, einen Schleier auf dem Kopfe, der in leichter Draperie herabfällt und nur das verbirgt, was man ohne weiteres zeigen darf, wenn man weiter diesen Sklaven zu ihren Füßen und ihren Gatten in ihre Betrachtung versunken sieht, so möchte man sie eher für eine Prinzessin aus 1001 Nacht, als für eine züchtige und bescheidene Engländerin halten.“

Petersburg, 1. Dezember: Gestern um zwei Uhr nachmittags betraten wir Petersburg, das ersehnte Ziel unserer langen ermüdenden Fahrten. Die ganze Familie d. h. ein kleiner Teil der ganzen Familie erwartete uns. Wir hatten kaum Zeit, unsere Haare zu ordnen, als man uns schon zum Diner beim Fürsten *Kotschubey* abholte. Ermattet von einer sechstägigen Reise bei 25 Grad Kälte, betäubt von dieser Menge neuer Bekanntschaften, bin ich nicht imstande, mir über diesen Tag Rechenschaft zu geben. Selbst heute erinnere ich mich noch nicht daran, ich höre nur das Brouhaha von Zärtlichkeits- und Freundschaftsbezeugungen, die sich kreuzten und wiederholten und die wohl alle aufrichtig gemeint waren. Am rührendsten waren sie sicherlich bei Mme. *Zagriajsky*[1]) und zwischen Rasumoffsky und seiner anderen

1) Nathalie Zyrillowna *Zagriajsky* (1747—1837), älteste Tochter des Hetmans Grafen K. G. *Rasumoffsky* und der Gräfin Katharina Iwanowna, geb. *Naryschkin*. Trotz ihres bizarren Wesens wurde sie sehr geliebt. Da sie kinderlos war, nahm sie die Tochter ihrer Schwester Anna Zyrillowna *Wassiltchikoff* Marie zu sich und verheiratete diese 1792 mit V. P. *Kotschubey*.

Schwester. Ich fand mit innerer Freude in den Zügen dieser beiden Damen jene Offenheit und Empfindsamkeit, die den Charakter unseres guten Rasumoffsky ausmachen. Die wechselseitige Gemütsbewegung rief Freude und Kummer zu gleicher Zeit hervor, denn nach einer 16jährigen Trennung müssen dabei wohl viele peinliche Gefühle zum Ausdruck gekommen sein. Auch der Bruder scheint ein guter Mensch ohne Falschheit und ohne Umstände zu sein, aber alle sehen so alt aus, daß unser Rasumoffsky um 20 Jahre jünger erscheint. Die Veränderung, die er bemerken mußte, konnte auf ihn nicht anders denn bedrückend wirken. Er hört hier Dinge, an die er nicht gewöhnt ist und die selbst mir wehe tun. Seine Schwester Zagriajsky sagte ihm z. B. beim Diner, daß sie ein bestimmtes Regime beobachte und fügte bei: „A notre âge, il faut vivre d'industrie.“ Das ist nicht der einzige Verdruß, den er über sich ergehen lassen muß, die Rosen, die wir hier pflücken wollen, werden nicht ohne Dornen sein.

Man überhäuft uns mit Phrasen der Freundschaft und Höflichkeit, ich suche sie, so gut es geht, zu erwidern; mit der Zeit wird es wohl besser gehen, die äußerliche Kälte, die uns Deutsche auszeichnet, gibt unseren Bezeugungen einen steifen Anstrich, wir werden aber kleinweise wärmer werden. Ich bin noch so außer mir, daß ich nicht weiß, was ich sage und tue.

Petersburg, 4. Dezember: Diejenigen, die mir vorhersagten, daß ich hier nicht glücklich sein werde, kannten mich, und ich bin ihnen dankbar für ihre richtige Beurteilung. Die anders dachten, wußten nicht, daß ich mich nicht unterhalten kann, wenn das Herz beklommen ist, daß es sich zusammenkrampft, wenn mir alles,

was mich umgibt, Ekel verursacht oder, was noch schlimmer ist, Verachtung, Mitleid und Unwille.

Die Freunde Rasumoffskys, so *Nesselrode*[1]), *Capo d'Istria*[2]) und vaille que vaille *Kotschubey* hoffen, daß alles gut werde und man muß dies auch hoffen, denn gegen die Unmöglichkeit gibt es kein Mittel. Der elende *Kudriaffsky*[3]) hat alle zu seinen Gunsten umgestimmt, selbst Capo d'Istria ist von ihm bezaubert, ich weiß nicht, bis zu welchem Punkte er ihm traut. So läßt sich ein hervorragender Mann von dem unverschämtesten Schurken, der nicht einmal seine eigenen Kinder zu täuschen vermöchte, wenn man nur in seinen Zügen zu lesen verstände, verblenden. Doch versteht dieser hinterlistige Mensch die Kunst, die Eigenliebe am Gängelbande zu führen, und dies ist sein Hauptvorteil. Er versteht es, sich der feinsten Fäden der Eitelkeit zu bemächtigen und macht daraus ein undurchdringliches Netz, mit dem er seine Betrogenen und Opfer einfängt. Er gehört zu jenen Undankbaren, die jede Nachsicht nur umso unverschämter macht. Warum soll ich mit einem Manne Erbarmen haben, der niemals Reue zeigte? Der Edelmut Rasumoffskys schützte seine Kinder vor dem Unglück, weshalb soll ich nicht die Schändlichkeit dieses Galgenstricks enthüllen, der darauf er-

1) Graf Karl Wassiljewitsch *Nesselrode* (1780—1862), 1811 Staatssekretär, 1812—14 in der diplomatischen Feldkanzlei, nahm am Wiener Kongreß als Attaché des Kaisers Alexander teil und wurde nach dem Rücktritt des Grafen Rumianzoff zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Zuerst neben dem Grafen Capo d'Istria, hatte er seit 1821 die alleinige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten unter sich. 1828 Vizekanzler, wurde er 1845 Kanzler. Er war mit Marie (1786—1849), Tochter des Finanzministers Grafen Dimitri *Gurieff* vermählt.

2) s. Bd. II. 91.

3) s. Bd. II. 163.

picht ist, die Reputation seines Wohltäters anzugreifen, nachdem er dessen Geld verzehrte. An mir wird es gewiß nicht fehlen, ihm die Maske herabzureißen, selbst Konstantine und Rasumoffsky zeigen sich ihm gegenüber, weniger freundlich und gerechter, aber wer weiß, ob es so bleibt!

7. *Dezember:* Während dieser drei Tage keinen Augenblick der Ruhe, morgens und abends Besuche und Vorstellungen bei 17 und 18 Grad Kälte. Täglich dinieren wir bei *Kotschubey*, wo man bis 1 Uhr nachts bleibt, dann kommen dazu häusliche Beschäftigungen, Toilettemachen, Aus- und Einpacken, c'est un mer á boire! Oft bin ich so entmutigt, daß ich am liebsten heulen möchte. Und dazu diese verwünschte Kälte, die mir die Nerven durcheinander bringt, die ich selbst in Augenblicken fühle, wo ich sie nicht körperlich empfinde. Den ganzen Tag habe ich Schlaf, die Kälte übt auf mich dieselbe Wirkung aus, wie die Hitze auf andere Leute. Konstantine leidet, seitdem wir in Petersburg sind, an ihrem alten Rheumatismus, doch schont sie sich keineswegs und geht den ganzen Tag aus. Viel schuld an unserem Frostgefühl ist auch, daß man in Petersburg die gutverwahrten, warmen Zimmer, die wir in der Provinz überall vorfanden, nicht kennt. In unserem hiesigen Haus spürt man überall den Luftzug, und mein Zimmer raucht, wenn man es heizen will. Fensterläden gibt es nicht, und vor der Türe glaubt man im Freien zu sein. Ich weiß nicht, woher diese unbequeme Mode herrührt, vielleicht soll sie eine Nachahmung sein! Dazu ist unser Appartement so lärmend, daß man von sieben Uhr früh an kein Auge mehr schließen kann, und man schleppt dann die Langeweile den ganzen Tag bis ein oder zwei Uhr nach Mitternacht mit sich herum. Auch

die Ausgaben machen mir Kummer, neulich stahl man mir sogar auf Nimmerwiedersehen 120 Rubel. Fluch dem Lande, wo man nur Unangenehmes erfährt! Ich habe jeden Glauben an die Möglichkeit einer richtigen Unterhaltung verloren, und alle Welt ist meiner Meinung, außer *Tschernitscheff* und *Natalie* Zagriajsky. Alle anderen sagen, daß man sich zu Tode langweile. Keiner versteht sich auf Konversation, man ist steif, ohne vornehm zu sein, man macht Phrasen, ohne die Manieren der großen Gesellschaft zu besitzen.

Vor einigen Tagen besuchte uns der *Kaiser*, nachdem wir uns bei Hof vorgestellt hatten. Es war mir sehr lieb, daß wir im Salon nicht allein waren, als er kam; so glitt die Konversation wie auf Federn dahin, wir waren sogar heiter. *Alexander* ist immer noch der liebenswürdigste aller Russen. Doch wie verblaßt und verschwindet hier sein Glorienschein, womit ihn das Ausland verklärt, wie wenig ist der Held Europas in seinem Lande beliebt, welch antiliberale Maßnahmen, welche tyrannische und des Vaters eher als des Sohnes würdige Maßnahmen werden hier erlassen! Ein allmächtiger Mann[1]), dessen Einfluß fast der eines Günstlings ist, der Schrecken der Menschheit, ist schuld an diesen grausamen und despotischen Auswüchsen, die das Herz bluten machen und über die man einem so ergebenen, so vertrauensseligen Volke, das noch 1812 seine Tatkraft, seinen Patriotismus und seine Kaisertreue bewiesen hat, gegenüber nur lo-

1) Graf Alexis Andriewitsch *Araktschieff* (1769—1834), seit 1810 selbständiger Präsident des Militärdepartements im kaiserlichen Rate, entfaltete eine umfassende Geschicklichkeit, sorgte für eine strenge Zucht und Ordnung, doch waren damit die Verdienste dieses Mannes erschöpft, der in den letzten Regierungsjahren Kaiser Alexander I. eine wohl bedeutende, aber auch beklagenswerte Rolle spielte.

bend sprechen darf. Aber um Himmels willen keine Indiskretion!

Petersburg, 20. Dezember: Konstantine hatte die ganze Zeit mit ihrem Leiden zu tun, erst ein Blasenpflaster, das man ihr auf den Arm legte, hat Linderung gebracht, so daß wir wieder einiges mitmachen können. Auch die Kälte hat etwas nachgelassen. Ich bin froh, wenn die endlosen Vorstellungen überstanden sind, weil man dann doch Petersburg besser wird genießen können.

Bei den „Avant-soirées", d. h. den zwischen sieben und zehn Uhr, sehen wir täglich bei uns entweder Leon[1]) oder *Woronzoff*[2]), *Ribeaupierre*[3]), *Wasiltchi-*

1) Léon *Podschatzki*, der natürliche Sohn Léons Rasumoffsky.

2) Graf Simeon Romanowitsch *Woronzoff* (1744—1832), 1782 Gesandter in Venedig, 1784—1800 in London. Alexander I. ernannte ihn, nachdem er seines Postens enthoben worden war, wieder dorthin. 1806 quittierte W. und ließ sich ganz in England nieder. Er war mit Katharina Alexjewna *Seniadine* (gest. 1784) vermählt.

3) Alexander Iwanowitsch Graf (seit 1856) *Ribeaupierre*, geb. am 10. April 1783 als Sohn des russischen Brigadegenerals Joh. Stefan von R. (gefallen bei der Belagerung von Ismail 1789), aus einem elsässischen Geschlechte entstammend, das sich nach Aufhebung des Ediktes von Nantes aus Frankreich nach dem Waadtlande begab. Alexander war bereits mit vier Jahren durch besondere Begünstigung der Kaiserin Katharina II. russischer Gardeoffizier. Kaiser Paul machte ihn zu seinem Adjutanten und Kammerherrn. R. trat dann zum Finanzwesen über und wurde 1822 Generalzahlmeister der Armee. Von 1824—1831 war er Gesandter in Konstantinopel und entwickelte auf diesem schwierigen Posten die ganze Fülle seines großen diplomatischen Talentes. 1828 und 1830 weilte er mit seiner Familie in Florenz, bzw. Rom, 1831—39 war er nach dem Tode des Grafen *Alopäus* Gesandter in Berlin. 1839 wurde er Mitglied des Reichsrates, Senator und Minister des kaiserlichen Hauses. Er genoß die unveränderliche Huld der Kaiserin Alexandra Feodorowna, Gattin Kaisers Nikolaus I., bei der er fast jeden Abend als Vorleser verbrachte. Alexander II. erhob ihn 1856 in den Grafenstand. Er war mit Katharina Michailowna *Potemkin* (1788—1872) vermählt und starb 1865.



Ypsilanty Rasumoffsky Capo d'Istria (?) Con

Unser Salon

Nach einer



Léon Potocki Lulu Ribeaupierre

sburg (1820).

g der Verfasserin im russischen Album im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

koff[1]), manchmal auch *Capo d'Istria*, der mir immer wie ein Sonnenstrahl vorkommt, der das Nebelwetter verscheucht. *Ypsilanti* ist noch nicht hier. Nächsten Freitag findet ein großes Fest bei Hof statt; man geht in farbigen Schleppkleidern und tanzt, die Schleppe in der Hand. Es ist das erstemal, daß wir bei Hof erscheinen, es ist das erste Mal, daß ich den Kaiser als solchen sehen werde. Bisher kannte ich ihn nur von Wien aus und von einem Besuche, den er uns hier in unserem Hause machte. Ich bin neugierig, ob ich ihn in der Glorie seines Ranges erkennen werde. Noch habe ich hier niemanden getroffen, der ihm an Liebenswürdigkeit gleichkommt.

Petersburg, 28. Dezember: 33 Grad erfrischen uns heute. Das Leben, das wir führen, ist weder heiter, noch traurig, ich verbringe mehrere Stunden des Tages in meiner Klausur, träume und puppe mich innerlich ein, um mich zu erwärmen. *Léon*, *Woronzoff*, *Ribeaupierre*, *Lebzeltern*[2]) und *Uwaroff*[3]) suchen uns öfters auf, manchmal auch *Capo d'Istria*. Die übrige Zeit sind wir außer Haus oder mit der Familie Rasumoffsky.

1) Alexis Wassiljewitsch *Wassiltchikoff* (1776—1854), Sohn des Kammerherrn Basil Semenowitsch W. (gest. 1808) und Anna Kirillowna, geb. Gräfin *Rasumoffsky*. Er schlug die diplomatische Karriere ein, wurde der Gesandtschaft in Wien unter seinem Onkel Grafen Andreas Rasumoffsky zugeteilt und später wirkl. Geh. Rat und Senator. Er war mit Alexandra Iwanowna *Archaroff* (1795 bis 1855) vermählt.

2) Siehe später.

3) Graf Sergius Semenowitsch *Uwaroff* (1786—1855); seine Heirat mit der Gräfin Katharina Alexiewna *Rasumoffsky* wurde für ihn der Grund zu seinem Glück in jeder Hinsicht. 1810 wurde U. Kurator des Schularrondissement Petersburg, 1818 Präsident der Akademie der Wissenschaften, 1834 Unterrichtsminister und blieb, trotzdem er seit 1849 infolge eines Schlaganfalles seine Funktionen nicht mehr versehen konnte, immer noch Präsident der Akademie.

Rasumoffsky ist immer voller Güte gegen mich, ich steige, glaube ich, ein wenig in seiner Achtung. Das einzige, wessen er sich Konstantine gegenüber beklagt, ist, daß ich gar nicht „demonstrativ" sei. Aber ach! Wie soll ich es werden mit 31 Jahren? Liebe ist deshalb weniger heiß, hatte jemand schon das Recht, sich über mein Herz zu beklagen? Jedenfalls beweist mir der Vorwurf Rasumoffkys, daß er für mich Freundschaft hegt, und wenigstens weiß ich jetzt, wie ich mich gegen ihn verhalten muß, um ihn zufrieden zu stellen. Es trägt aber zu meinem Unbehagen bei, daß ich mit mir selbst unzufrieden bin.

Der *Kaiser* ist bisher gegen Rasumoffsky außerordentlich gnädig; es gibt niemanden, der liebenswürdiger und graziöser sein könnte. Wir hoffen alle, daß er meinen Schwager aus allen Verlegenheiten befreien wird.

3. Januar: Die Bälle sind zu Ende, hoffentlich werden sie im Karneval häufiger sein, da sie so ziemlich die einzige amüsante Gelegenheit sind, sich zu treffen. Unser Bekanntenkreis erweitert sich langsam. *Léon* wäre eine vortreffliche Akquisition für die Wiener Gesellschaft, sein Verstand, seine Phantasie und Lebhaftigkeit gefallen, aber er ist ein M. Schikaneur, er sucht immer seinen Nächsten in Miskredit zu bringen. Es gelang mir nur en passant, fast wie im Fluge, zu erfahren, wie liebenswürdig er sein kann (lorsqu'il n'a pas encore laissé percer l'oreille). Als er eines Tages gut aufgelegt war, rezitierte er uns Kinder seiner Dichterlaune. Ich weiß die Amateurpoeten nicht zu schätzen, aber seit langem las und hörte ich nichts so Hübsches, so Rührendes, so voll Phantasie und aufrichtiger Empfindung. — Seit acht Tagen schmollt er uns übrigens wegen dieses leidigen Prozesses.

Ribeaupierre ist trotz seines Prälatenkinns und des Embonpoints eines Bankiers ein Juwel. Es gibt nicht leicht jemanden, der so gut, so warmfühlend und so geistreich wäre, wie er. Seine Frau, die eine Fausse couche befürchtet, hütet das Zimmer, möge es ihr wohl bekommen! Die Abwesenheit der einen Ehehälfte hebt immer den Wert der anderen.

11. Januar: Ich bin nicht gerade melancholisch, aber was die Engländer in „low spirits" nennen. Um glücklich zu sein, bedarf man vier Dinge: Freiheit, Beschäftigung, Unterhaltung und Freunde. Hier entbehre ich alles: die Leute, die ich treffe, sind mir ziemlich gleichgültig, wie ich auch ihnen, Unterhaltung gibt es wenig, Freiheit gar keine und die Beschäftigung ist nicht diejenige, die ich liebe. Ich kann, da es immer dunkel ist, nicht malen, ich bin in meinem Zimmer entsetzlich untergebracht, in drei Ecken friert man und nur in der vierten beim Ofen kann ich sitzen, meine Beine in einem Fußsack, dessen Schnur ich in der Hand halte. So verbringe ich die Stunden in meinem Heim und bilde mir aus Erinnerungen eine ideale Welt.

Gestern war ein Ball bei Gräfin *Golovin*[1]), der Freundin Rosalies. Zuerst mußte man zwei Stunden warten, während deren die dicke Mme. *Sessi*[2]), die mir neulich

1) Gräfin Barbara Nikolaewna *Golovin* (1766—1821), geb. Prinzessin *Galitzin*, Freundin der Kaiserin Elisabeth, der Gattin Alexander I., hinterließ sehr interessante Memoiren.

2) Es handelt sich hier um eine der als Sängerinnen berühmten fünf Schwestern Sessi. Entweder ist Marianne *Sessi* gemeint, die 1776 in Rom geboren eine der ersten Bravoursängerinnen Italiens und Deutschlands und ab 1793 durch mehrere Jahre an der Opera seria in Wien engagiert war und dort 1795 den reichen Kaufmann *Natorp* heiratete oder um Anna Maria *Sessi*, geboren auch zu Rom 1793, die bereits in ihrem zwölften Jahre in Wien öffentlich auftreten konnte und 1813 den Kaufmann *Neumann* dortselbst heira-

als Prinzessin von Palmira so gefiel, einige Gargouilladen mit ihrer Stentorstimme zum besten gab. Um elf Uhr betrat man endlich den Theatersaal, wo einige gutgewählte Stücke ganz passabel aufgeführt wurden. Dann kam der Tanz, darauf ein endloses Souper und darauf wieder ein Tanz. Um 5 Uhr gingen wir nach Hause. Ich unterhielt mich so gut, als es in einer mir fremden Gesellschaft möglich war. Léon war meine Rettung, ich ziehe es aber vor, mehr denn einen Anbeter zu haben.

Diesen Abend wäre ein sehr netter Ball in der Stadt, der uns aber infolge einer der kleinen patriarchalischen Eigentümlichkeiten der Frau *Zagriajsky* entgeht, da sie uns en famille von einer Freundin zur anderen schleppen will.

24. Januar 1820: Ypsilanti ist endlich angekommen und fand hier Briefe vor, die ihn nach Hause riefen. Doch haben wir ihn überredet, zu bleiben und hofft er auch so seine Angelegenheit beenden zu können. — Er ist der nämliche geblieben und ähnelt täglich mehr jenem lieben Ypsilanti von Franzensbrunn, der so gerade, so offen und so treu war. Er ist eben einer jener Freunde, auf die man immer und überall zählen kann. Ohne in Konstantine oder in mich verliebt zu sein, liebt er uns mit einer Innigkeit, Hingebung und Aufrichtigkeit, womit feurige Seelen ihre Freundschaftsbeweise ausschmücken oder, wie er sagt, „sie mit Blumen bekränzen“. Es ist unerklärlich, warum ich, nachdem ich ihn monatelang mit wahrer Ungeduld erwartet hatte, bei unserem Wiedersehen so kalt blieb, daß ich kaum

tete. Letztere verlor 1820 als Opernsängerin in Leipzig ihre Stimme, zog sich ins Privatleben zurück und starb am 3. Juni 1864 zu Wien, Marianne aber machte um 1820 große Kunstreisen durch Europa und trat 1836 zum letzten Male als Pygmalion in Hamburg auf. Wahrscheinlich ist also oben Marianne S. gemeint. (s. Schilling, Univ.-Lexikon, 1838, 6. Bd., S. 344 f.)



Die Hochzeit der Prinzessin Annette Wiajsemsky mit Prinz Michael Galitzin 1820.

Personeu (von links nach rechts): Graf Peter Rasumoffsky, Oberkammerherr; Mme. Zagriajsky-Rasumoffsky; das Ehepaar Fürst Rasumoffsky; der junge Prinz Wlajsemki und Graf B. Olsoufieff als Brautführer; das Brautpaar; 3 Popen uud 2 Freunde der Familie (darunter vielleicht Léon Padschatzky).

Aus dem russischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

eine innere Freude empfand. Ich verstand niemals das menschliche Herz und das meinige noch am allerwenigsten. Es scheint mein Schicksal zu sein, immer das von mir zu stoßen, was mir wohltun könnte.

11. Februar: Ein Ball reiht sich an den anderen. Neulich fand ein Maskenball bei der *Kaiserin-Mutter*[1]) statt, von dem ich mich dispensieren konnte; nie ist mir ein Opfer leichter geworden. Konstantine erschien in einer scharlachroten Sammetrobe als Gräfin von Gleichen und kam durch ihren Erfolg auf ihre Kosten; sie war wirklich schön. Die Damen des Landes hatten alles daran gesetzt, um durch ihren Reichtum ihre Reize wirksamer zu machen, Gold und Edelsteine glänzten in Ermangelung eines Besseren. Dennoch sollen einige der Damen sehr anziehend gewesen sein, so Frau *Tatitscheff* (*Bezobrazoff*)[2]) und die Großfürstin.

Der Dominoball beim Fürsten *Theodor Galitzin*[3]) hatte als Maskenball keinen Erfolg, denn die Intrige

1) Die *Kaiserin-Mutter* war Maria Feodorowna (1759—1828), geb. Prinzessin v. *Württemberg*, Gattin Kaiser *Paul I.* (1754—1801) und Mutter der Kaiser *Alexander I.* und *Nikolaus I.* Sie bekam außer der Million Rubel, die jede Großfürstin erhielt, von ihrem Gemahle beträchtliche Güter, das Anischoffsche Palais, das zwei Millionen Rubel kostete, und andere Einkünfte, deren sie schließlich $1^1/_2$ Millionen besaß.

2) Frau Julie Alexandrowna *Tatitscheff* (gest. 184.), eine Polin, Schwester des Generals Franz *Konopka*, Gattin des Oberstkämmerers und Staatsrates Dimitri Paulowitsch *Tatitscheff* (gest. 1845), der (1827—42) Gesandter in Wien war, eine hervorragende Schönheit. Sie war in 1. Ehe mit dem Generalmajor Nikolaus Alexewitsch *Bezobrazoff* vermählt gewesen, von dem sie sich scheiden ließ.

3) Fürst Theodor Nikolaewitsch *Galitzyn* (1751—1827), russischer Kammerherr; er wurde zweimal bei wenig bedeutenden diplomatischen Missionen verwendet, 1787 ging er nach Stockholm und 1790 nach Wien. Er war mit Prinzessin Prascovie Nicolaewna *Repnin* vermählt, die aber nach Jahresfrist starb, in 2. Ehe mit Prinzessin Barbara Iwanowna, verw. *Wolkonsky*, geb. *Chepoff*.

wird in diesem Lande nur im Ernste verwendet, man fand sich also nichts zu sagen; da jedoch der Hausherr die Heiterkeit in Person ist, unterhielt man sich, um ihm zu gefallen.

Bei *Golovin* spielte ich in der Komödie, mein Erfolg freute mich und ich amüsierte mich bei dem darauf folgenden Tanze königlich. Dieses Haus Golovin, wo man mich verhätschelt, gefällt mir ganz besonders, die Leute sind dort alle gut, liebenswürdig und einfach — mit Ausnahme der Mutter — der gute Ton und die Herzlichkeit, die dort herrschen, versöhnen mich mit der Gespreiztheit und den Ausfällen der Casa *Kotschubey.* Da die Großfürstin sich diese Komödie ansehen will, muß sie wiederholt werden, mir wäre es lieber gewesen, wenn man ein anderes Stück aufgeführt hätte; da aber die Fastenzeit vor der Türe steht, fehlt uns die Zeit.

Am liebsten sind mir unsere kleinen „avant-soirées“, wo *Capo-d'Istria* erscheint und durch seinen Esprit in meiner Seele Gedanken erweckt, die mich durch ihre Richtigkeit und Schärfe entzücken. Sein Genie gleicht einer Fackel, es erleuchtet alles, was ihm naht. Oft behandelt er Materien, die mir weit über meinen Horizont gelegen erschienen, nun aber verstehe ich sie, er überträgt seine Wissenschaft auf uns gleich einem Magier.

18. Februar: Der Tod des Königs von *England*[1]) hat alle Hofbälle in Acht und Bann getan und es hätten zwischen heute und nächsten Montag noch vier stattfinden sollen. Ich freilich tat einen Luftsprung, denn die Hoffeste langweilen mich gräßlich und so bekommen wir an ihrer Stelle einen hübschen Ball bei den *Kotschubeys* und ein Dejeuner mit Rutschpartie über einen Berg bei einer

1) Georg III. König von *Großbritannien*, geb. 4. 6. 1738, König seit 1760, gest. 29. 1. 1820 zu Windsor.

eben verheirateten jungen Frau. Ich freue mich schon auf diese Glissade, ich spüre jetzt schon das Kribbeln in meinen Eingeweiden, wenn ich an diese Wellenbewegung ohne Seekrankheit denke.

Welches Glück, während 8 Tagen vom Hofe befreit zu sein! Man macht sich keine Vorstellung, wie er alles hindert, so z. B. die Privatbälle, da alle Augenblicke der Tag und die Woche geändert oder für ein Fest 2 oder 3 Tage belegt werden. Dadurch macht er ein festes Programm unmöglich. Und außerdem sind diese Hoffeste nur für Auserwählte bestimmt, die übrigen müssen sich diese Ehre und das Vergnügen einfach versagen.

Ich, die solche Ehre, namentlich solange ich sie habe, nicht zu schätzen weiß und sie niemandem verdanke, habe keine besondere Freude an den Auszeichnungen, die uns zu teil werden. Es gibt am Hofe oder bei der Großfürstin keine einzige Geige, nach deren Strich wir nicht gebeten würden, zu tanzen. Man behauptet, daß diese Feste lustig und zwanglos seien, doch finde ich, daß, wenn die Großen der Erde mit mir gemütlich sein wollen, ich es keineswegs mit ihnen sein möchte. Ihre Art, zwanglos zu sein, ist absolut nicht die meine. Im übrigen scheint trotz der Sprache des Hofes, die man auch in der Privatgesellschaft adoptiert hat, die gute Laune aller Kreise die eines Pensionates zu sein, das seiner Oberin entlief.

Unsere geschäftlichen Angelegenheiten gehen ziemlich gut, unsere Freunde drücken den alten Finanzminister bei Seite und wenn dieser zahm geworden ist, kommt alles in Fluß und *Capo d'Istria* wird dann sein Möglichstes tun. Die Erbschaft nach Rasumoffskys Bruder Léon ist auch nicht so klein, wie wir vermuteten, auf meinen Schwager wird ein Teil fallen, der ihm sehr zustatten

kommt. Außerdem behauptet *Ribeaupierre* nach einem flüchtigen Einblick in die Verwaltung von Baturin, daß dessen Ertrag bedeutend gesteigert werden und wir — gewiß nicht das kleinste Vergnügen — Ende April abreisen könnten.

In diesen Tagen machte ich die Eroberung eines geistreichen, lebhaften und liebenswürdigen Russen, eines Herrn *Olsoufieff*[1]), der in mich rasend verliebt ist. Er gefällt mir, namentlich aber die Eile, mit der er vorgeht, denn er muß nach Moskau und hat nicht viel Zeit zu verlieren. Er diente als Offizier mit Auszeichnung; da jedoch seine kranke Mutter ins Ausland reisen mußte und er sie nicht verlassen wollte, so bat er um einen Urlaub, der ihm verweigert wurde. Darauf reichte er sein Entlassungsgesuch ein, da er lieber seine Karriere als seine Mutter aufgeben wollte. Der Kaiser fühlte sich durch diese Kindesliebe gerührt und gestattete ihm, zu quittieren, sobald aber seine Mutter hergestellt sei, wieder einzutreten. Ich gab ihm in Karlsbad Rendez-vous, wohin wir uns nach unserer Abreise von Petersburg begeben wollen.

26. Februar: Ich möchte ein wenig von den „Bergen“ sprechen; eine merkwürdige Unterhaltung, sich aus dem Fenster zu werfen. Und dieses Gefühl hat man unbedingt dabei, die Todesangst, die Sensation, nur behält man seine geraden Glieder. Als ich das erstemal diesem Vergnügen huldigte, setzte ich mich ganz keck auf die Knie eines dicken bärtigen Mannes und glitt ab. Es war mir, als ob mich der Teufel mit sich nähme. Meine

1) Graf Basilius Dimitrowitsch *Olsoufieff* (1796—1858) Großmarschall des Czarewitsch Alexander (späteren Kaisers Alexander II.), 1850 Oberhofmeister, 1856 Graf, verheiratet mit Marie Alexandra *Spiridoff*, Tochter des Admirals Spiridoff.



Die Schaukeln auf der Newa (1820).

Aus dem russischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

Phantasie hatte mich nicht betrogen, ja es war selbst ärger, wie ich es mir vorgestellt hatte. Das Angstgefühl überwältigte mich derart, daß ich nur mit großer Willenskraft darin einwilligte, auch den zweiten Berg zu nehmen, auf den man vom ersten aus hinauffährt. Ich wurde tüchtig ausgelacht, mir war es aber, als ob mein Glücksstern mich vor einer großen Gefahr bewahrt habe. Erst drei Tage darnach, nachdem mich *Ribeaupierre* und ein junger *Buturlin*[1]) begleitet hatten, gewann ich der Sache Geschmack ab und versuchte es nun gleich zwölfmal hintereinander. Diese Rutschpartien dauern solange, als der Frost anhält, und zwar für die bessere Gesellschaft, das Volk darf sich erst die drei letzten Karnevalstage an eigens für es errichteten „Bergen" erfreuen.

Es gibt nichts Hübscheres, als die Newa während dieser drei Tage: Die „Berge" sind auf ihr aufgestellt, außerdem Weinschenken und Karussells; man sieht tausende von Personen zu Fuß, im Wagen oder Schlitten, Leute, die warme Getränke verkaufen, andere wieder, die ambulante kleine Herde herumschleppen, auf denen sie Brötchen backen, die sie dampfend verkaufen, dann wieder Possenreißer, die von hohen Balkonen aus mit lautem Geschrei die Passanten auffordern, in ihre Hütten zu kommen und dort Taschenspieler oder mechanische Figuren anzusehen. Bei den „Bergen" stehen jene, die die Treppen belagern oder Zuschauer, während auf der anderen Seite herabgeglitten wird. Schöne Damen in Schlitten, Offiziere mit Federhüten, behäbige Bauern mit ihren langen Bärten, Repräsentanten aller Jahrhunderte, Rassen und Klimate sieht man da und alles ist lustig, geht, rollt, rutscht oder trabt — auf dem Wasser.

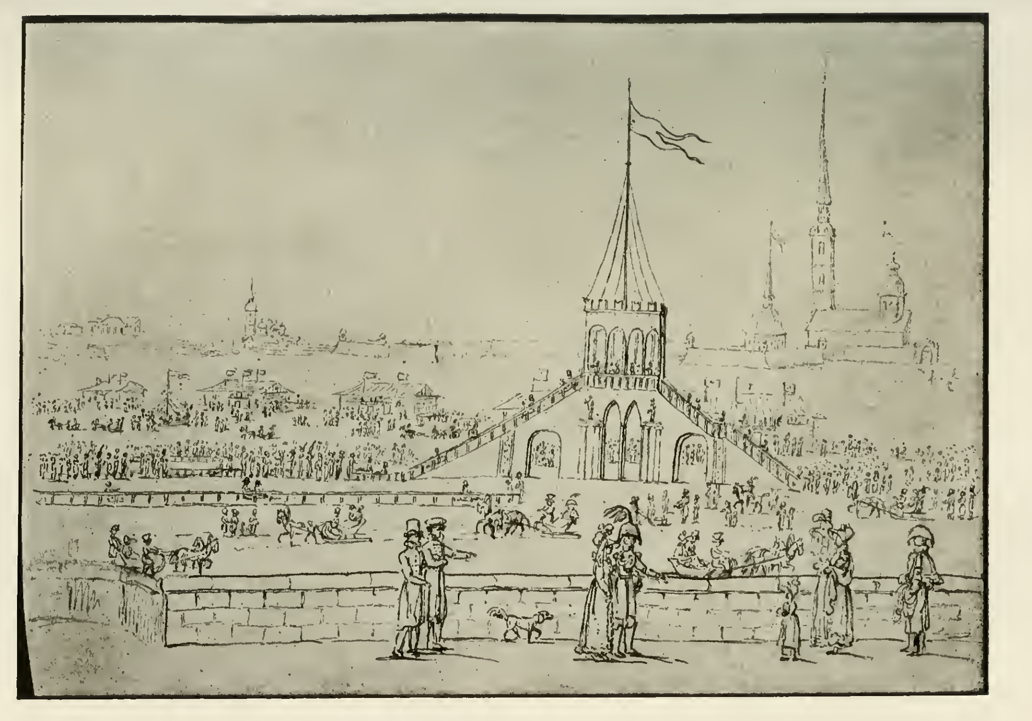
1) s. Bd. III. S. 165.

400 Meilen gemacht zu haben, um dies zu sehen, ist nicht zu viel und ich bedaure keinen Augenblick, so weit gereist zu sein.

So verstrichen die drei letzten Karnevalstage, da kein Ball stattfinden durfte. Wir anderen nicht Griechisch-orientalen hatten am Fastnachtsdienstag noch eine Redoute, welche die Russen, da ihre Fastenzeit schon begonnen hatte, maskiert besuchten. Es war nur um so heiterer, und ich habe mich noch nie so köstlich in Petersburg amüsiert. Ich glaubte mich zu Hause und es war mir, als ob Wien hierher gekommen sei, um den letzten Karnevalstag in Petersburg zu verbringen. Léon und Eduard *Lubomirski* soupierten mit uns, wir hatten uns eine Menge zu erzählen und ich war wie toll. Als Titine, die immer Schlaf hat, um 2 Uhr aufbrach, blutete mir das Herz. Léon brummte mit mir, ich weiß nicht recht warum; er würde mich gelangtweilt haben, wenn ich nicht auf der anderen Seite meinen kleinen Russen gehabt hätte. Bald darauf reiste dieser nach Moskau ab und ich blieb wie Calipso zurück, „che non potera consolarsi della partenza d'Ulysses".

Was die sogenannten „Berge" anlangt, so bestehen sie aus einem Holzbau mit einem Türmchen. Auf der einen Seite führt eine Treppe zu letzterem, wo sich die Unternehmungslustigen versammeln; auf der anderen Seite ist eine abgeschrägte, mit einem Eisspiegel versehene Fläche, auf der man in ganz niedrigen, kleinen Schlitten talab fährt. Die Dame sitzt rückwärts auf zwei Kissen, der Herr voraus und lenkt mit den Beinen.

Von Wien höre ich, daß zu Beginn d. Mts. die Donau infolge Tauwetter austrat; man besorgte sogar, daß die Jagd Rasumoffskys in Milleiten ruiniert sei, aber der Fluß hatte dadurch, daß er einen neuen Arm bildete,



Die „Berge“ auf der Newa.

Aus dem russischen Album der Verfasserin (1820) im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

dieses Gebiet verschont. Inmitten des Unglückes ereignete sich eine köstliche Geschichte, die ich hier wiedergeben will. Ein armer Hase hatte sich in seiner Angst auf einen Baum geflüchtet, trotzdem dieser eigentlich für andere Tiergattungen bestimmt war. Zufällig kam ein Schiffer in einem Boote vorüber, erblickte den Hasen zwischen den Zweigen und begann den Baum zu erklettern. Meister Lampe, über die neue Gefahr noch mehr erschreckt, wartet sie nicht ab, sondern springt mit einem Satz in das nicht angebundene Boot, das durch den Stoß sich in Bewegung setzt und zum Ufer hintreibt. Was mit dem unglücklichen Schiffer geschah, verschweigt die Geschichte.

3. März: Man geht über Gräber! Ich vernehme gerade, daß vor einem Monat die junge, schöne Fefe *Sikkingen-Huniady*[1]) an einem Nervenfieber auf ihrem Schlosse starb, nachdem sie einem Sohne das Leben gegeben. Die Details dieses traurigen Ereignisses lese ich in einem Moment, wo hier eine andere junge und glückliche Frau, ein Engel an Güte, ihrem Kinde und ihrem Gatten durch die Ungeschicklichkeit der Ärzte entrissen wird. Dieses interessante Opfer ist Gräfin Stanislaus *Potocka-Sanguszko.* Ihr Kind kam zu frühe, nachdem man es ihr gewaltsam nehmen mußte und sie litt seitdem an Fieber und Schwäche. Zu dieser Stunde lebt sie wohl nicht mehr, der arme Léon ist in Verzweiflung, er liebte sie rasend.

Vor Jahren glänzte diese junge und anmutige Gräfin Potocka, damals Sanguszko, in den Salons der Gräfin *Rzewuska*[2]), sie liebte den jungen Wladimir, während ihr

1) Maria Euphemia Gräfin *Huniady* (gest. 28. Januar 1820), heiratete Wilhelm Graf *Sickingen* (1777—1855).
2) s. Bd. I. 343, II. 303 und Stammbaum.

M. de *Crusal* zu Füßen lag; auch Isabella *Rzewuska*[1]) war damals ihre Freundin. Nun sind einige Winter seit dieser Zeit vergangen und alle drei sind nicht mehr.

Die gute Josefine hat mir aus Wien einen reizenden, anschaulichen Bericht über den Wiener Winter geschickt und einige Komplimente über meinen Stil beigefügt, die mich sehr eitel machten, wenn ich auch vorzöge, daß sie an eine andere Adresse gerichtet worden wären. So sagt sie darin, der Abbé *Tisserant*[2]), der Bruder unserer guten Mère-tout, behaupte, ich schriebe besser, wie Mme. de *Sévigné* und sie, Josefine, möchte am liebsten ihre Briefe in das Feuer werfen, so nichtssagend fände sie diese im Vergleich zu den meinigen.

Aus dem Berichte will ich hier einiges mitteilen. Die Ermordung des Herzogs von *Berry* hat ganz Wien konsterniert und die Schrecken der französischen Revolution wieder vor Augen geführt. Man erwartet, daß der Brand von neuem aufflammen werde. Selbst die Herzogin von *Angoulême* schrieb nach Wien, sie fürchte jeden Augenblick unter den Streichen der Revolutionäre zu fallen. Man sehe, schreibt Josefine, auch schon die Vorläufer der Revolution, die Schwäche auf der einen, die Wut auf der anderen Seite, man spreche *Caulaincourt*[3]) nicht von jeder Mitschuld frei, niemand bleibe unverdächtig und Schrecken bemächtige sich aller Gemüter. — Unser Freund, der französische Gesandte *Caraman* hatte Ende Februar großen Empfang, was die Kritik der

1) s. Bd. II. 325.
2) s. Bd. I. 23.
3) Armand Augustin Louis de *Caulaincourt*, Herzog v. Vicenza (1772—1827), 1805 Divisionsgeneral, 1807 Gesandter in Petersburg, 1815 Minister. Man beschuldigte ihn ungerechterweise, die Verhaftung des Herzogs von Enghien veranlaßt zu haben. — Der Herzog v. *Berry* wurde am 18. 2. 1820 ermordet.

Wiener hervorrief. Er hätte besser daran getan, sein Haus zu schließen. Die Aufführung von Komödien ist eingestellt, nur bei *Almásy*[1]) unterhält man sich noch damit zu Ehren der Fürstin *Bretzenheim*[2]). Felix, Fritz *Fürstenberg*, der älteste *Taxis* und als Hauskomtesse Luise *Wilczek*[1]) sind unter anderen die Darsteller. Eines dieser Feste sollte mit einem allegorischen Bilde eingeleitet werden, worin ein Amor die Büste der 48jährigen Gräfin Almásy zu bekränzen hatte. Der Regisseur *Schuster*[3]), dem Almásy die Leitung übertragen, fand aber, daß hier ein Amor nicht am Platze sei, und bewog den Grafen, den Amor durch irgendeine andere Gottheit zu ersetzen.

Die gute Josefine fügt hier die Bemerkung bei, daß, wenn Schuster die Geschichte unserer Kusine Mimi *Gaisruck*[4]) gekannt hätte, er den Amor ruhig belassen haben würde. Diese Geschichte verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Vor ungefähr 30 Jahren weilte Mimi *Gaisruck*, damals jung und schön, mit ihren Eltern in Triest. Ein Mr. *Woork* verliebte sich dort sterblich in sie und Mimi blieb seinen Huldigungen gegenüber nicht unempfindlich.

1) Alois Graf *Almásy* von *Zsadány* und *Török-Szent-Miklós* (1788 bis 1850), K. k. Km., Herr auf Sarkad, heiratete 1. ca. 1814 Elisabeth Gräfin *Festetics* (die oben genannte „48jährige Gräfin"), 2. 1823 Luise Gräfin *Wilczek* (1800—1876). Sein Bruder *Ludwig* (1792 bis 1836) war mit Leopoldine Fürstin *Bretzenheim-Regecz* (1796 bis 1844) seit ca. 1817 vermählt.

2) Karoline Prinzessin *Schwarzenberg* (1806—1875), heiratete 27. 6. 1831 den Fürsten Ferdinand *Bretzenheim* (1801—1855).

3) Jedenfalls Ignaz *Schuster*, geb. Wien 20. 7. 1779, gest. daselbst 6. Nov. 1835, berühmter Komiker am Leopoldstädter Theater seit 1804, gemeinsam mit Raimund ein Liebling des Wiener Publikums, Schöpfer der Figur des „Staberl". (s. Katalog usw. der Intendanz, 3. Abt. p. 611).

4) s. Bd. II. S. 49.

Aber im besten Verlauf der Angelegenheit erhielt Woork plötzlich den Ruf als Konsul nach Tonkin und mußte die Meere durchqueren, um in China seine Tränen zu trocknen. Viele Jahre vergingen und die Verliebten hörten nichts voneinander. Da, vor zwei Monaten, erfährt unsere Kusine, daß ein M. Woork aus China angekommen sei. Sie erkundigt sich, sie sieht seine Handschrift und erkennt die geliebten Züge. Eine Engländerin, die Mimi ins Vertrauen gezogen, und die M. Woork zum Diner eingeladen hatte, erzählt diesem, was sich ereignet hatte. Woork wechselt die Farben und ist sehr aufgeregt. Als man sich nach dem Diner vom Tische erhebt, öffnet sich die Türe und Mimi erscheint. Man kann sich die beiderseitige Bewegung ausmalen. Seit diesem Tage sehen sie sich oft und sprechen von den schönen Tagen ihrer Jugend. Aber warum heiraten sie sich nicht? Dies ist eben die Pointe der rührenden Geschichte: Ach, trotz seiner Liebe für Mimi suchte sich der gute Woork durch eine Heirat zu trösten und erwartet von Stunde zu Stunde seine bessere Hälfte, die ihm im Laufe der Jahre 11 Kinder geschenkt hatte.

13. März: Zuerst das große Ereignis — unsere hiesige Angelegenheit ist beendet, sie, die uns hierher führte und die uns solche Sorge machte. Es gibt nun keine pekuniären Ungelegenheiten mehr, sondern es bleibt ein anständiges Einkommen, das eine behagliche Existenz verbürgt, aber jede Verschwendung ausschließt. Wir gewinnen demnach mit einem Schlage Ruhe und Vernunft. Die Vorschläge, welche Rasumoffsky bei seiner Ankunft vorbrachte und die der alte Finanzminister verwarf, waren lange nicht so vorteilhaft, als diejenigen, welche er jetzt gutheißen mußte, nachdem man sie so geschickt hin und her gewendet hatte, daß

er nur jene Seite sehen konnte, die man ihn sehen lassen wollte.

Der Kaiser bewilligte augenblicklich den Vorschlag seines Finanzministers und so ist die Angelegenheit erledigt. Baturin dient zur Sicherstellung der Schuld Rasumoffskys an den russischen Staat, deren Rückzahlung auf 5 Jahre verschoben wird. Ropsk kann verkauft werden, wenn aus dem Erlös die Schuld meines Schwagers an die kaiserliche Bank bezahlt wird.

Wir erwarten jetzt noch die richterliche Entscheidung im Prozeß *Alexis Rasumoffskys*[1]) gegen seine Schwägerin Gräfin *Léon Rasumoffsky-Wiajsemski*[2]) der auch dieser Tage erledigt sein soll. Dies ist eine große Enttäuschung für alle jene, die die Angelegenheit in die Länge zu ziehen hofften. Wenn, was zu hoffen ist, die Rechte der Witwe gewahrt bleiben, so wird man dann zu einer Teilung des Restes unter den vier Brüdern schreiten können. Es wird demnach auch etwas auf meinen Schwager fallen.

Ist dies erledigt, so bleibt noch die dritte Angelegenheit während unseres hiesigen Aufenthaltes zu ordnen,

1) Graf Alexis Zyrillowitsch *Rasumoffsky* (1748—1822), der älteste Sohn des Hetmans *Rasumoffsky* und der Katharina Iwanowna *Narischkin*, war russischer Unterrichtsminister und heiratete 1774 Gräfin Barbara Petrowna *Scheremetjew* (1750—1824, geschieden 1784). Er focht nach dem Tode seines Bruders Léon dessen Testament an (1818), weil dieser seine Frau Maria Gregorewna geb. *Wiajsemski* zur Universalerbin eingesetzt hatte und er sich dadurch verkürzt fühlte.

2) Maria Gregorewna Gräfin *Rasumoffsky*, geb. Prinzessin *Wiazemski* (1772—1865) heiratete, noch ein halbes Kind, den Fürsten A. *Galitzyn*, den man „Cosa rara" nannte. Nach ihrer Scheidung heiratete sie 1809 den Grafen Léon *Rasumoffsky* (1757—1818). Sie wohnte als Witwe oft bei ihrem Schwager, dem Fürsten Rasumoffky, in Wien, wir werden ihr auch noch in Italien begegnen (Seite 208).

es ist dies die Verwaltung der Güter, mit der sich *Ribeaupierre* ein wenig befassen will. Man will zu diesem Ende *Liebmann* kommen lassen, mit dem Ribeaupierre konferieren wird.

Mein 32. Geburtstag stimmt mich trauriger, als es vernünftig ist. Mein Gott, wie schnell fliegt das Leben dahin! Gibt es denn kein Mittel, um es am Flügel zu erhaschen? Je mehr es fortschreitet, desto eiliger ist sein Lauf, es ist ein Abgrund, in den wir rollen, und zwar umso rascher, je näher wir seinem Boden kommen. Wie lange erschienen mir die Jahre in meiner Kindheit; nun entwischen sie mir mit solcher Eilfertigkeit, daß es mir scheint, als hätte ich sie kaum gesehen! Meine Seele setzt sich aus zwei Elementen, Luft und Feuer, zusammen, sie halten sich das Gleichgewicht. Will eines das andere in Brand setzen, statt es zu erwärmen, so verlöscht dieses augenblicklich das schwälende Feuer, abgesehen von einem anderen kleinen Löschhütchen, der Vernunft, die oft, aber meist zu spät zu Hilfe kommt.

20. März: Gestern war der Namenstag Josefines und Josefs. Wie schön war es voriges Jahr an diesem Tage, die Natur feierte ihre Wiedergeburt, die Sonne erwärmte sie bereits mit ihren sanften Strahlen und die grünen Blätterknospen begannen sich zu entfalten. Ich erinnere mich, wie die Pappeln auf der Landstraße beinahe schon grün waren und ich mich, wenn ich aus der Stadt in meinem Vormittagskleide zu Fuß zurückkehrte, gründlich umziehen mußte, da mir so heiß geworden war. Ach, hier habe ich nur meine geliebten Eisberge verloren, das einzige, was ich dem Tauwetter und der Feuchtigkeit zu verdanken habe, die man hierlands Frühling nennt. Ich habe weder die „Berge“ genügend ausgekostet, noch das Schlittenfahren. Alles ist hier so schwerfällig und

man bedarf unerhörter Anstrengungen, damit etwas gelingt. So hat man mir z. B. den ganzen Winter von dem Reiz einer Schlittenpartie geschwärmt, wo an einen grossen Schlitten, der 15—20 Personen faßt, 20 kleine mit einem Seil befestigt werden, die beim Fahren glitschen, stolpern, bei jeder Reibung umstürzen und die Personen in den Schnee werfen. Diese müssen dann im schnellsten Lauf den Schlitten erreichen und sich darauf schwingen, um einige 30 Schritte weiter wieder einen Purzelbaum zu machen. Dies muß sehr drollig sein und man kann es nur hier sehen. Nun — bei allem Reden, Ansetzen des Tages und Arrangieren der Partie wartete man richtig das Tauwetter ab, die Wege gleichen jetzt großen Wasserpfützen, adieu le plaisier! Nur die Hofbälle gelingen in Petersburg!

15. April: Josefine schreibt mir, daß man wegen der kleinen Clementine *Metternich*[1]) sehr besorgt ist und sie wahrscheinlich die Auszehrung bekommen wird. Geht dieses Kind zugrunde, so sind die Ärzte daran schuld, besonders *Staudenheimer*[2]); um seine Entwicklung zu beschleunigen, ließ man es viel tanzen und täglich durch mehrere Stunden spazieren gehen. Was aber unglaublich erscheint, man zwang es bei schlechtem Wetter in den feuchten und ungesunden Gängen der Augustiner durch zwei Stunden herumzugehen. Das arme Geschöpf wurde vor Ermüdung ohnmächtig, siechte hin und bekam Fieber. Es half alles nichts, es mußte weiter promenieren,

1) Klementine *Metternich*, Tochter des Kanzlers und seiner ersten Gemahlin Fürstin Eleon. *Kaunitz*, geb. 30. 8. 1804, gest. 6. 5. 1820.

2) Jakob Ritter v. *Staudenheim*, geb. Mainz 1764, gest. Wien 17.5.1830 Leibarzt des Herzogs v. Reichstadt 1826—1830, beliebter Arzt der Aristokratie Wiens. Er rettete Kaiser Franz I., als dieser 1816 von seinem Leibarzt Freiherrn von Stifft falsch behandelt worden war.

bis ein Entzündungsfieber es auf das Krankenlager warf, von dem es kaum aufstehen wird. Man ließ das Kind dreimal zur Ader, die Ärzte halten eine Beratung nach der anderen ab, aber selbst *Malfatti*[1]) gibt nur wenig Hoffnung. Auch die Schwester Clementinens ist kaum besser, sie sieht, wie Josefine schreibt, einer Vierzigerin, einer zweiten Julie *Starhemberg* gleich, nur noch um einen Grad ärger. Die Familie Metternich beunruhigt sich übrigens nicht darüber, da sie noch ißt und schläft.

26. Mai: Josefine ist wieder in Schwertberg; sie hat es aufgegeben, nach Karlsbad zu kommen, sondern sie wird Konstantine auf ihrer Erholungsreise nach Italien begleiten, während ich bei Rasumoffsky bleibe, damit er nicht allein ist. Vielleicht wird mich diese Isolierung sozusagen ganz vernünftig machen und da man sich dazu eines Tages entschließen muß und dieser Tag bei mir leider schon nahegerückt ist, so fürchte ich, daß ich diese Gelegenheit ergreifen und aus Passion der Ernsthaftigkeit huldigen werde, die ja freiwillig oder gezwungen das passende Kostüm für Dreiviertel unseres Lebens ist.

Vor einigen Tagen waren wir in *Zarskoje Sselo*, es gibt nichts Hübscheres, als diesen Ort; die Kunst vertritt hier fast die Natur. Die Gärten sind so reizend angelegt und gehalten, die Wässer so schön, die Bäume so kunstvoll beschnitten, daß man kaum die Eintönigkeit der nordischen Vegetation bemerkt. Die Leute der Stadt, die hier

1) *Malfatti*, Edler von Monteregio, Johann, geb. zu Lucca 1776, war einer der ausgezeichnetsten Ärzte Wiens, auch medizinischer Schriftsteller. 1837 seiner vielen Verdienste wegen in den erbländischen Adelstand erhoben, feierte er im Oktober 1850 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum und verlebte die letzten Jahre in seiner nach ihm benannten Villa bei Hietzing, wo ihn der Tod im September 1859 im 84. Jahre ereilte. (s. Wurzbach, XVI, S. 327.) Er behandelte auch den berühmten Fürsten de *Ligne* in seiner letzten Krankheit. (s. de La Garde, II. Bd., S. 8—19.)



Der dem Fürsten Rasumoffsky vom Kaiser Alexander zur Verfügung gestellte Pavillon in Zarskoje Sselo.

Aus dem russischen Album der Verfasserin (1820) im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

wohnen wollen, logieren größtenteils in reizenden Pavillons, die zusammen ein chinesisches Dorf bilden. Wir nahmen auch einen solchen in Besitz, den uns der Kaiser in gnädigster Weise für unsere Ausflüge nach Zárskoje Selo zur Verfügung gestellt hatte.

Leider sollten wir Augenzeugen einer Katastrophe sein, die unseren Aufenthalt in diesem Paradiese auf traurige Weise störte. Man kann sich vorstellen, was wir inmitten der Bewunderung und des Zaubers empfinden mußten, wo Geschmack sich mit Pracht, Größe mit Anmut paaren, wo Vergangenheit und Gegenwart sich wechselweise ergänzen, ohne sich feindlich gegenüberzutreten, als plötzlich die Glocken Sturm läuteten, die Tamboure Alarm schlugen, Todesangst und Verwirrung um sich griffen und die Flammen, von dicken Rauchschwaden umgeben, von allen Seiten emporlohten, im Laufe einer Stunde einen Teil des schönen Palais vernichtend. Der Kaiser und die Kaiserin blieben, wie es jeder sein sollte, ihrer Rolle und ihrem Charakter getreu, ruhig, menschenfreundlich, wahrhaft ritterlich, ohne Gleichmut zu heucheln. Ich wäre übrigens erstaunt gewesen, sie anders zu sehen. Der Schaden ist groß, kann jedoch wieder gutgemacht werden, nur eine alte Kapelle, ein Andenken an die Regierung der Kaiserin Elisabeth, ist verloren. Es sollen wenig Menschen zugrunde gegangen sein. Ich habe keinen schöneren und zugleich weniger aufregenden Brand gesehen, denn es ist besser, wie die Kaiserin selbst sagte, Paläste brennen zu sehen, als Hütten. Ist dieses Wort nicht ihrer würdig?

Konstantine hat, falls Josefine die Karlsbader Kur benötigte, meinen Bruder Josef und Leo eingeladen, sie nach Italien zu begleiten. Die können sich aber nicht

entschließen, ihre Krautköpfe, ihre Kinder und ihre konfusen Gutsangelegenheiten im Stiche zu lassen.

Königgrätz, 12. Juli 1820: Hier trennen sich unsere Wege. Am 1. Juni von Petersburg aufgebrochen, sind wir ohne besondere Fährlichkeiten bis Königgrätz gelangt, wo Konstantine nach Schwertberg und von dort mit Josefine nach Italien reist, während ich als Vizegattin Rasumoffskys nach Karlsbad gehe. Über meine Gefühle für mein neues Amt gibt der folgende Brief an meine Schwester einen heiteren Vorgeschmack: „Au weh, mein armer Corydon, pimperlim, pimpim! Hier übergebe ich sie[1]) Euch und ich gehe noch einige Zeit auf Vagabondage, ohne recht zu wissen, wie und warum. Glaube mir, liebe Josefine, daß mir gewisse Bedenken aufsteigen, wenn ich daran denke, was mich erwartet: ‚D'abord le côte à côte et puis le bec à bec et près de trois mois de tête-à-tête.' Gleicht dies nicht einer Heirat und noch dazu einer Konvenienzheirat, wie man sich mangels einer konvenableren Bezeichnung ausdrückt. Allerdings werde ich vielleicht einige angenehme Augenblicke genießen, besonders bei *Choteks*, soweit ist alles gut, und ohne Zweifel werden dies meine Leckerbissen sein, aber, mon cher maître Loup, man verliert bei diesem Handwerk, wie Du weißt, etwas Haare und mein Hals ist schon nicht schlecht zerzaust. Auch weiß ich nicht gewiß, ob ich genehm sein werde, an unserem Hofe ist das Barometer wankelmütig und wie soll man während drei Monate auf schönes Wetter rechnen! Jedenfalls werden dabei zwei Personen recht zufrieden sein, Konstantine und Du, das ist die Hauptsache und andererseits werden meine kleinen Dienste vielleicht doch für nützlich gehalten werden oder sie gehen in der Masse des

1) Konstantine Rasumoffsky.

Überflüssigen auf. Du glaubst, ich freue mich närrisch auf mein teures Vaterland; ja, ich *wußte*, daß ich zufrieden war, wie Mme. du Deffant[1]) sagte, doch ich *fühlte* es nicht. Und dies immer wegen dieses tête-à-tête, das mir zu Kopfe gestiegen ist.

Du willst auch Details über unsere letzten Petersburger Augenblicke, sie wurden ganz gegen meinen Willen in die Länge gezogen, ich brannte darauf, das Land zu verlassen, alles andere will ich Dir später mündlich erzählen. Ich will Dir hier nur sagen, daß nichts so sehr verspottet wurde, als meine kleine Entschädigung, an die sich meine arme Phantasie anklammerte, um nicht durch Kälte und Elend zugrunde zu gehen. Er (Ribeaupierre) war aber der Held der ganzen Gesellschaft, nur nicht von mir; ich hatte ja oft während acht Tagen keine Viertelstunde für mich und glaubte manchmal der Erschöpfung um so mehr erliegen zu müssen, als ich Tantalusqualen ausstand. Dazu noch dieses gute und respektable Löschhütchen, das man die Moral nennt und das die geringsten schönen Augenblicke stört oder verhindert, daß man sie ein wenig von der heiteren Seite aufnimmt. Übrigens konnte ich mit mir zufrieden sein, hüte Dich, daran zu zweifeln, nur meiner Eitelkeit kostete es eine Überwindung. . . .“

Mein Bruder Josef ist in einer sehr unangenehmen Lage. Er hatte von *Nádherný*[2]) noch 20 000 fl. wegen des Verkaufes von Chotovin zu fordern und stand mit diesem im Prozeß. Da sich letzterer hinzog, reiste Josef nach Prag, um dort ein gütliches Abkommen mit Nád-

1) Marie Anne Marquise *du Deffant* (1697—1780), die wegen ihrer Liaisons mit berühmten Literaten, u. a. auch Horace Walpole bekannte französische Salondame. (Siehe auch Bd. III, S. 105.)

2) s. Bd. I. 87. — Johann Edler v. *Nádherný* wurde am 10. 3. 1772 zu Bohutin geboren.

herný zu treffen, indem er sich mit 10000 fl. zufrieden geben wollte. Der Advokat hatte ihm noch geschrieben, daß er sein Anrecht leicht für 10000 fl. verkaufen könnte; bei seiner Ankunft in Prag erfuhr er aber, daß der Prozeß für ihn ungünstig ausgegangen sei. Alle Gläubiger Nádherýns wandten sich nun an den Kaiser, ob mit Erfolg, ist mir zweifelhaft. Mein armer Bruder scheint das Unglück seines Vaters geerbt zu haben; trotz allem ist er merkwürdig ruhig und sagt, es sei ihm lieber, durch pekuniäre Nachteile als durch häuslichen Kummer geprüft zu werden. Da der Kaiser im Juni nach Linz kam, so nahm Josef bei ihm Audienz und erlangte wenigstens einen Zahlungsaufschub für seine Steuern. Josefine schrieb, man vermutete sogar, daß der Kaiser auch nach Zellhof kommen werde, das er von *Fink* gekauft hatte.

Karlsbad, *6. August:* Konstantine und Josefine sind am 23. Juli abgereist und werden jetzt schon in Livorno sein. Mein Amt als Vizegattin und meine Téte-à-têtes lassen sich besser an, als ich fürchtete. Wir machen eine gute Menage zusammen. Aber dieser Sommer erscheint mir doch lange, ich trachte, ihn vorwärts zu schieben und er gibt es mir redlich zurück. Die letzten ca. 20 Monate bildeten einen merkwürdigen Abschnitt meines Lebens, ich fürchte, daß ich in das reife Alter eingetreten bin und den Rubicon überschritten habe. Hier ist es sehr langweilig, gerade die amüsanten Leute fehlen. *Wallmoden*[1]) verbringt den Winter in Italien und kommt nicht nach Karlsbad.

Christiane *Lichnowsky-Thun*[2]) ist seit zwei Tagen hier; ihre Taille hat zugenommen, ihr Humor läßt nichts zu

1) s. Bd. II. 256 u. 307.
2) s. Bd. I. 86, II. 16 u. 190.

wünschen übrig. Das Mißlingen der Heirat Selinas mit *Thurn* scheint ihr sehr zugesetzt zu haben. Mit Selina konnte ich noch nie allein sprechen, ich mag mich nicht in ihr Vertrauen drängen, suche ihr aber über den Weg zu laufen, damit sie mich zu finden weiß. Ich finde sie weniger hübsch und ernster, wie sonst.

Jeden Tag sehen wir Bekannte abreisen, der Prinz *Lobanoff* und *Krasinski*[1]) sind auch schon fort, ebenso die besten Tänzer. Was übrig bleibt, ist so minder, daß ich niemanden mit einer Walzertour beglücken mag. Unser Salon ist nur mehr eine Galerie von Karrikaturen ohne viel Abwechslung.

Karlsbad, 15. August: Morgen reisen wir auf zwei bis drei Wochen nach Franzensbrunn. Rasumoffsky hatte einen leichten Fieberanfall, gefolgt von einer Migräne. Nach 24stündiger Bettruhe war er wieder vollkommen hergestellt. Ich mußte natürlich zu Hause bleiben, da ich ihn nicht allein lassen wollte. Es war kein besonderes Opfer, denn Karlsbad ist jetzt leer. In Franzensbrunn soll es viel heiterer sein. Christine und Selina werden noch einen Tag dort mit uns verbringen. Sie laufen wie vergiftete Ratten ruhelos in ganz Böhmen herum.

Übrigens haben die schönen Augen Selinas, die sich niemals Ruhe gönnen, im Sturm noch rasch die Eroberung eines Engländers und eines Polen gemacht. Es war sehr komisch. Der Engländer beklagt sich jetzt gegen jedermann über sein Geschick, er schiebt dem Teufel in Person die Schuld daran zu. Im Posthof war es, wo er bei einem abscheulichen, von dem polnischen Herrn uns gegebenen Diner Feuer fing. „Es war sicherlich der Teufel," meinte er in seinem Kauderwelsch, „denn ich gegessen Höllenfleisch und alles recht gestunken und die

1) s. Bd. II. 61.

Augen des Fräuleins mir gegeben Gift in das Herz, so daß ich wirklich vergiftet bin."

Die *Windisch-Graetz* sind hier, beide reizend; sie ist heiter und frisch, was ihr vortrefflich steht. Sie kommen uns nach Franzensbrunn nach. — Von Rußland hören wir seit unserer Abreise von Kowno kein Wort, nur *Liebmann* schickt seine Rapporte, die von *Ribeaupierre* signiert sind, der einzige Beweis seines Daseins! Vielleicht zählt man auf die Liebe, wenn die Freundschaft so wenig beständig ist. Übrigens hat mir der kleine *Olsoufieff* aus Teplitz zu einem sehr respektsvollen Briefe eine Romanze beigelegt, von der er mir gesprochen und die mehr sagt, als seine Prosa. Nicht wahr, dies ist ein geistreicher Ausweg!

* * *

Von hier bis zum Oktober 1822 fehlt jede Aufzeichnung. Es läßt sich nur kombinieren, daß infolge des Todes der Gräfin Karoline *Szechenyi-Meade*[1]) (gest. 29. August 1820), einer Nichte Rasumoffskys, wie Josefine Thürheim in einem Briefe andeutet, die Kur in Franzensbrunn jäh abgebrochen wurde. Rasumoffsky reiste mit Lulu sofort nach Libějitz zu den Schwarzenberg, wo sie Christiane Lichnowsky und Selina Meade trafen. Der Aufenthalt Konstantinens in Italien scheint bis zum Frühjahr verlängert worden zu sein. 1821 verbrachten alle den Sommer in Feldsberg bei den Liechtenstein dann in Schwertberg und Eferding.

Die pekuniäre Situation Rasumoffskys war durch den Erlös aus dem Verkaufe einiger Nebengüter seines Bruders Léon (gest. ohne Nachkommen 1818), der unter die vier Brüder Alexis, Peter, Gregor und Andreas

1) s. Bd. II. 94 u. 111.

verteilt worden war, etwas gebessert worden, obwohl Rasumoffsky gehofft hatte, den Hauptteil dieser Erbschaft, die jedoch Léons Gemahlin laut Testament zufiel, zu bekommen.

1822 drang Gräfin Lulu darauf, daß ein Familienrat zusammentrete, um den Vermögenszustand ihres Schwagers zu prüfen und über die Sanierung der schwierigen pekuniären Verhältnisse schlüssig zu werden. Man sah bald, daß das Leben in Wien zu große Summen verschlinge, und kam darüber überein, daß Rasumoffsky mit seiner Frau und Schwägerin nach Italien reisen solle, um dadurch die Ausgaben zu vermindern. Das Palais auf der Landstraße wurde geschlossen und die zahlreiche Dienerschaft entlassen[1]).

1) s. bei Wassiltschikow „Les Razoumowski" II. 3, S. 237, franz. Ausgabe von Brückner.

XXVI. DIE REISE NACH ITALIEN UND DER KONGRESS ZU VERONA

Im Oktober 1822 brachen *Rasumoffsky*, Konstantine und ich von Schwertberg aus auf, um nach Italien zu fahren. Josef, Leo, Isabella und Josefine begleiteten uns bis Linz. Am 15. früh hieß es Abschied nehmen. Meine Schwestern und mein armer Bruder weinten herzzerbrechend. Josefine besonders hätte die Reise gut getan; die unbekannten Gegenden und Personen würden ihren Gedanken, die sich immer nur mit Verzicht und Abschließung beschäftigten, eine andere Richtung gegeben haben. Aber Konstantine konnte es nicht über sich bringen, ihrem Gatten einen bezüglichen Vorschlag zu machen. Nicht eben wegen der größeren Kosten, als weil Josefine meinen Schwager bei dieser langen Fahrt im Wagen vielleicht genieren könnte. Die Männer stossen sich ja so leicht an den kleinen Widerwärtigkeiten, die der Alltag bringt! Später bedauerte es Rasumoffsky, daß Josefine zu Hause geblieben war, doch leider war es zu spät. Arme Josefine, sie hat eben kein Glück!

In Salzburg interessierte uns am meisten die Besitzung des Fürsten *Schwarzenberg* in Aigen, die dieser von seinem Bruder, dem Salzburger Domherrn[1]), geerbt

1) Ernst Fürst *Schwarzenberg*, geb. 29. 5. 1773, gest. 14. 3. 1821, 1792—94 Domherr in Salzburg, 1818—1821 Bischof von Raab. Großer Naturfreund, namentlich für Salzburg, wo er von 1795 bis 1807 oft weilte.

hatte. Ein ziemlich geräumiges Haus, einfach in der Architektur, doch bequem und herrlich gelegen, ein Park, bei dessen Anlage man die Natur respektierte und ihren Intentionen folgte, alles dies macht hier den Aufenthalt zur Wonne und muß ein reines Glück begründen. Der frühere Besitzer mußte es jedenfalls darin gefunden haben, daß er den Besitz verschönte, die Reize der Natur bewunderte, ein ruhiges Dasein führte und der Wohltätigkeit lebte. Ein irdisches Paradies müßte es aber demjenigen werden, der ein geliebtes Wesen oder eine liebevolle Familie sein eigen nennt, mit denen er die Annehmlichkeiten dieses Aufenthaltes teilen könnte. Wir träumten in der Tat von dem Projekte, uns hier nach unserer Rückkehr aus Italien ganz niederzulassen. Rasumoffsky würde Josef *Schwarzenberg* bitten, ihm das Schloß zu vermieten, er würde meinen Bruder Josef und dessen Familie, sowie meine Schwestern kommen lassen und aus Aigen unser Generalquartier machen, von wo aus wir die herrliche Umgegend die Kreuz und die Quer durchstreifen wollten. Gibt es einen Plan, der sich leichter durchführen ließe? Und doch sah ich damals schon die Hindernisse voraus, die sich ihm entgegenstellen würden. Es gibt, besonders in Österreich, nichts Unmöglicheres, als eine Sache durchzuführen, die ohne Präzedenzfall ist; zwischen dem Ding, das noch niemals gemacht wurde und dem, das zum erstenmal durchgeführt werden soll, erhebt sich gleichsam eine magische, unübersteigbare Barriere.

In Innsbruck empfingen uns der Statthalter Karl *Chotek*[1]) und seine Frau in der liebenswürdigsten Weise und zeigten uns die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer

1) s. Bd. I. 80 u. 279. — *Chotek* war von 1818—25 Statthalter von Tirol und Vorarlberg.

Umgebung. Die Burg des „Grafen von Tirol", Titel des Kaisers von Österreich, war weder alt, noch wies sie einen besonderen Charakter auf. Die Erinnerung an Andreas *Hofer*, der hier wohnte, und an das Zimmer, wo Kaiser *Franz I.* starb, nachdem ihn im Theater der Schlag gerührt, boten wohl das einzige historische Interesse. *Maria Theresia* ließ dieses Zimmer in eine Kapelle umwandeln, worin täglich Gebete für denjenigen zum Himmel steigen, der hier seinen letzten Seufzer verhauchte. Diese Idee ist rührend und konnte nur dem Herzen einer Frau entspringen. Die Kaiserin legte auch seit dem Tode ihres innigstgeliebten Gatten die Trauerkleider nicht mehr ab.

Chotek war in diesem Lande sehr beliebt, er erlangte vom Kaiser mehrere Konzessionen, die für Tirol von Vorteil wurden. Es verdiente sie auch durch seine Anhänglichkeit an das Haus Österreich und die heroischen Beweise seiner Treue anläßlich der letzten Invasion des Feindes. Und doch war die bayerische Herrschaft, unter die das Land nach dem Frieden von Preßburg kam, keineswegs drückend; der König hatte die Steuern vermindert, den Tirolern ihre Privilegien und Gebräuche gelassen und sie damit glücklicher gemacht, als sie es früher waren. Aber dieses treue Volk kannte kein anderes Glück, als seinem ursprünglichen Herrn wieder anzugehören.

Die Tiroler sind Hirten, Ackerbauer und Jäger. Zu ihren patriarchalischen Tugenden gesellt sich auch Kriegstüchtigkeit. Alle sind Soldaten, doch weihen sie ihre Kraft nur der Verteidigung des Vaterlandes, den Fremden, den Eindringling stoßen sie zurück und suchen ihren Ruhm nur in ihren Bergen. Das Land unterhält immer eine Anzahl Fußtruppen, die nicht ausgehoben werden,

sondern die die Gemeinden nach der Losreihe auf sechs Jahre beistellen. Außerdem haben die Kantone eine Volksmiliz und im Notfalle ergreift jedermann die Waffen. Selbst Frauen sah man gegen den Feind marschieren; als eine kleine Stadt, während deren männliche Bevölkerung auf einem Streifzuge sich befand, von den Franzosen überrascht wurde, setzten sich die Frauen, die die Hüte, Mäntel und Waffen ihrer Männer ergriffen hatten, zur Wehre. Die Nacht begünstigte die Kriegslist, der wenig zahlreiche Feind zog sich beim Anblick der starken Besatzung zurück. Seither haben die Frauen dieses Ortes das Privileg, auf Wache ziehen zu dürfen, wenn der Kaiser dort vorüberkommt.

Der Adel ist vom Landsturm keineswegs befreit, doch kann jeder Adelige, wie auch jeder andere Landesbewohner einen Ersatzmann stellen. Davon Gebrauch zu machen, gilt aber als Schande und Unglück. Die Aristokratie genießt auch keine anderen feudalen Vorrechte, mit Ausnahme einiger unbedeutender Bestattungsprivilegien. Ja es gibt in Tirol fast keinen Adel. Seine Mitglieder sind beinahe ausnahmslos arm und unterscheiden sich von den anderen Bewohnern nur durch ihre Titel und durch die Tünche einer falschen Erziehung, die sie der natürlichen Anlage mehr entfremdet, ohne der Zivilisation näher zu bringen.

Tirol ist die einzige Provinz Österreichs, wo der Bauernstand Abgeordnete in den Landtag entsendet. Die verschiedenen Bezirke schicken 13 und seit ihrem Rückfall an das Haus Österreich stimmten diese Vertreter nie gegen die Anträge des Hofes, auch wenn diese die größten Lasten aufbürdeten. *Chotek* versicherte uns unter Ehrenwort, daß diese edelmütige Abstimmung niemals durch Bestechung beeinflußt gewesen sei.

Während des Krieges von anno 1809 brauchte Österreich nur einige Emissaire in die Tiroler Berge zu entsenden, um die ganze Bevölkerung dazu zu veranlassen, die Waffen zu ergreifen. Es war der Funke in ein Pulverfaß! *Hofer* war keineswegs ehrgeizig, sondern ein einfacher, aber unerschrockener Mann, seine Stellung als Wirt brachte ihn an die Spitze der Bewegung. Die Anhänglichkeit an ihren angestammten Herrscher, der Haß gegen jede Fremdherrschaft bildeten die einzige Triebfeder dieses braven Volkes. Oft, wenn sie von ihren Bergspitzen aus den ganzen Vorrat ihrer unfehlbaren Kugeln hinabgesandt hatten, stürzten sie wie Besessene zu Tal und auf die feindliche Kavallerie, wilden Tieren gleich, mit ihren Nägeln und Zähnen die Reiter von den Pferden herabreißend und mit den Flintenkolben niederschmetternd. Verlassen aber und in äußerster Not vermochten ihr Mut und ihre Beharrlichkeit nur den Zeitpunkt der Knechtschaft für kurze Zeit hinauszuschieben. Es ist nur traurig, eine so schöne, so edle Geschichte durch ihr letztes Blatt befleckt zu sehen — Hofer wurde durch einen Tiroler verraten.

Kaiser *Alexander* passierte gerade Innsbruck, um sich zum Kongreß von Verona zu begeben. Der unabhängige und zugleich verläßliche Charakter der Tiroler riß den Autokraten zu lebhaftem Erstaunen hin, er konnte es nicht verstehen, wie ein bewaffnetes und kriegsgewohntes Volk den Gesetzen gehorchen konnte. Sein an Paraden gewohntes Auge bewunderte die militärische Haltung und die präzisen Übungen der Milizkompagnien, die von allen Kantonen herbeigeströmt waren, um ihn, ebenso wie ihren Kaiser Franz zu empfangen. „Soldaten“ und „freie Männer“, „frei und treu“ waren für Alexander sich widersprechende und unverständliche

Begriffe. Er stellte an den Statthalter mehrere vertrauliche Fragen, diese Anomalie betreffend; dessen Antwort vergrößerte noch sein Erstaunen. „Der Tiroler", sagte ihm Chotek, „bedient sich in Friedenszeiten seiner Waffen nur zum Zwecke der Jagd; kommt es zwischen zwei Jägern, was nicht selten ist, zu einem Streit, so legen sie augenblicklich ihre Waffen weg und tragen ihren Zwist mit den Fäusten aus. Zu diesem Zwecke tragen sie große, kegelförmig zugespitzte Ringe, deren sie sich bedienen, um dem Gegner die Augen aus ihren Höhlen zu stoßen. Diese schreckliche Verwundung hat übrigens nicht die Blindheit zur Folge, denn die Tiroler haben das Talent, ihre Augen wie einen Arm oder ein Bein wieder einzurichten."

Kaiser *Franz* veranstaltete jüngst zu Ehren seines hohen Verbündeten ein Scheibenschießen und errang als guter Schütze einen Preis, *Alexander* ging trotz aller Mühe leer aus. Der Stutzen ist eben keine Hofwaffe und in Rußland auch nicht gebräuchlich. Über seinen Mißerfolg ärgerlich, bat er Chotek, ihm eine Scheibe in seinen Garten aufstellen zu lassen, wo er sich nun den ganzen Abend einübte. Anderen Tages näherte sich seine Kugel wirklich so weit dem Schwarzen, daß er einen bescheidenen Preis davontrug. Aber die zuvorkommenden Gebirgler erkannten ihm auch die Fahne zu, die für denjenigen Schützen bestimmt war, der den weitesten Weg zurückgelegt hatte. Unter diesem Titel verdiente natürlich der Zar den Ehrenpreis.

Die Leutseligkeit, die Kaiser *Alexander* in Innsbruck an den Tag legte, verbunden mit seiner hinreißenden Anmut, gewannen ihm die Herzen der Tiroler. Er verließ die Stadt, begleitet von den Segenswünschen der guten Gebirgsbewohner und die Lehre mit sich neh-

mend, daß ein von seinem Herrscher geachtetes Volk auch ein solches sein könne, das wegen seiner Treue und Unterwürfigkeit Respekt verdiene. Gott möge ihn daraus Nutzen ziehen lassen! „Wenn ich die Krone niederlegen sollte," sagte er zu Chotek, indem er auf eine reizend gelegene Hütte wies, „komme ich hierher, um hier zu wohnen; sichern Sie mir diese Hütte." Und in der Tat, die Hütte wurde für den Kaiser angekauft.

Man nennt die Lombardei das Vestibül Italiens. Reisenden, wie wir, die wir aus dem kalten und prosaischen Österreich kommen, erscheint es aber schon wie ein Paradies. Gleich einem braven Bauer, der ein Palais betritt, nimmt er das Vorzimmer für den Salon. Am 1. November betraten wir Verona und fanden hier ganz Europa versammelt. Ein neuer Kongreß war hier zusammengetreten, die sogenannt besten Köpfe der verschiedenen Kabinette wollten über das Geschick der „gente moutonnière"[1]) schlüssig werden. Aber nur ein Wille regierte hier und dieser gehörte dem Fürsten Clemens *Metternich* an. Kaiser *Alexander* stand unter seinem Banne; hatte dieser eitle und unbeständige Herrscher doch schon in der griechischen Angelegenheit seine eigenen Interessen und seine Ehre verpfändet! Man wird ja sehen, welches Opfer dieser allmächtige Minister in der spanischen Frage, die viel weniger wichtig für Rußland ist, als die andere, fordern wird.

Unter der Menge von Fremden, die Verona bevölkerten, fanden wir viele Bekannte und Leute, die wir mehr oder weniger liebten, aber ein einziger fehlte uns. Noch mehr fehlte er demjenigen, der von ihm nichts mehr wissen wollte und allen jenen, die gut dachten. Doch niemand nannte seinen Namen, denn er war ja ein Gefallener,

1) = Hammelherde.

war *Capo d'Istria.* Seine Feinde — der tätigste und versteckteste unter ihnen ist *Metternich* — hatten triumphiert und nachdem sie ihn zu Tode gekränkt, zwangen sie ihn, seinen Platz zu räumen. *Alexander* würde es ja bald empfinden, ob er besser unter einem fremden Minister fährt. Armer Graf, könnte ich ihm wenigstens mein Interesse bekunden, das ich an seinem Schicksale nehme! Sein Herz mußte unter der Undankbarkeit vieler Leute schwer gelitten haben, die ehemals von Unterwürfigkeit gegen ihn überflossen.

„Es gibt hier wenig Personen, mit denen ich über ihn sprechen möchte. Leon *Potocki*? — *Woronzoff*, vielleicht? — Graf de La *Ferronnays* sicherlich! Sein Herz schlägt zu warm, um beim Anblicke eines Mannes, den es achtete, nicht Mitleid zu empfinden. Ich sah ihn mit Freude und er uns desgleichen. Auch *Caraman*, Mr. Robert *Gordon*[1]) und Richard *Clanwilliam* sehen wir oft, sie alle bilden zusammen „un petit fond de société", die übrigen kom men und gehen.

Unter den leitenden Ministern, die man in Verona fortwährend sieht, nimmt einen ersten Platz die Frau von *Lieven*[2]) ein. Nach einem mit politischen Intrigen begonnenen und mit weniger ernsten beschlossenen Tage sitzt die russische Gesandtin jeden Abend unter dem Baldachin ihres Paradebettes zwischen *Metternich* und

1) Robert *Gordon*, späterer englischer Botschafter bei der hohen Pforte, siehe Seite 298 dieses Bandes.

2) Fürstin Doris Christophorowna, geborene Gräfin *Benkendorff* (1785—1857), Gemahlin des Fürsten Christoph Andrewitsch *Lieven*, der 20 Jahre russischer Botschafter in London war. Seine diplomatische Tätigkeit wurde durch das glänzende Auftreten seiner Gemahlin, die mit Metternich eine Liaison hatte und infolgedessen sich sehr für Politik interessierte, in den Schatten gestellt. Sie hatte in Paris einen politischen Salon. *Guizot* war ihr großer Freund, sie starb in seinen Armen zu Paris am 15. Januar 1857.

Wellington und entfaltet vor den Augen des Kongresses ihren Einfluß auf diese zwei allmächtigen Diplomaten, auf den Rest der politischen Kohorte mehr oder minder gütige Protektorsblicke werfend. Dieser Salon, worin einzudringen und sich auf dem Throne seiner Herrin breitzumachen selbst der ganze Verstand der Kabinette den Feind nicht verhindern konnte, dieser Salon würde dem kaustischen Philosphen, der dort seine Sammlung menschlicher Ungereimtheiten und moralischer Karrikaturen bereichern wollte, ein weites Beobachtungsfeld liefern. Hoffart und Zweideutigkeit triumphieren hier über alle anderen Laster, die eine, um sich immer mehr aufzublähen, die andere, um dem unter den Händen zu entschlüpfen, der sie erhaschen möchte. Die Atmosphäre eines solchen Salons droht auch ein ehrliches Gemüt zu ersticken und ohne leugnen zu wollen, daß ein guter Mensch hier auch seinesgleichen finden würde, möchte ich doch wetten, daß sich keiner von ihnen dort wohl fühlen könne.

Habe ich es nach dieser Beschreibung noch nötig, zu sagen, wie wenig dieser russische Hochthron von *Rasumoffsky* und uns besucht wird! Das Leben, das ich in Verona führe, gefällt mir ausgezeichnet. Ich fand hier endlich jene Lebensbedingungen, die meinem Geschmack am besten zusagen. Es ist keineswegs irgendeine Entdeckung, die ich machte, ich verstand immer recht gut, was ich bedurfte; wenn ich es aber nicht fand, setzte ich mich darüber hinweg und dachte nicht mehr daran. Mein Charakter ist ein Gemisch von Ernst und Frivolität, mein Geist ein Gemengsel von Überlegung und Übermut, meine Phantasie eine Vereinigung von Poesie und Prosa, diese muß aber elegant und zierlich sein. Denn selbst die Trivialitäten des Lebens sind unter dem Fir-



Doris Christophora Fürstin Lieven.
(1785—1857.)

Aus dem Prachtwerk „Les Portraits Russes“ (1762—1832)
des Großfürsten Nikolaus Michaelowitsch.

nisse der guten Gesellschaft noch erträglich. Kurzum, ich muß mich bilden, begeistern, unterhalten und gerade dieses finde ich hier in stetiger Abwechslung.

Die Vormittage werden zum Besuche der Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung verwendet; selten sind wir dabei allein, der Marquis de *Caraman*, M. de La *Ferronnays*, Mr. *Gordon* und Richard begleiten uns immer. Dann folgen einige Musestunden, die ich mit Schreiben oder Zeichnen verbringe. Nach 4 Uhr wird diniert und um acht Uhr versammeln sich stets einige Personen bei uns, wobei sich das Geplauder oft bis Mitternacht hinzieht. Unsere Gesellschaft ist nicht die große Welt, sondern einige geistreiche Menschen und kein einziger Langweiliger darunter. Außer unseren Habitués, von denen ich gerade sprach, nenne ich noch folgende eifrige Besucher: Mathieu *Montmorency*[1]) *Pozzo di Borgo*[2]), Herr v. *Steigentesch*[3]), Paul *Esterhazy*[4]), Graf Anton *Zichy*[5]), Graf *Gatterburg*[6]), Graf *Lebzeltern*[7])

1) Mathieu Jean Felicité Herzog v. *Montmorency*, geb. 10. 7. 1760, gest. 24. 3. 1826, eifriger Royalist, 1815 französischer Pair und Maréchal de camp, 1821 Minister des Auswärtigen, in welcher Eigenschaft er dem Kongreß zu Verona beiwohnte. Ursprünglich Voltairianer und der Revolution zugetan, wurde er später sehr konservativ und tiefreligiös. Zum Erzieher des Herzogs von *Bordeaux* designiert, starb er sechs Monate vor Antritt dieses Amtes.
2) s. Bd. II. 72.
3) s. Bd. I. 268, II. 223.
4) s. Bd. II. 94.
5) Siehe später.
6) s. Bd. II. 112.
7) Ludwig Graf (seit 1823) *Lebzeltern*, geb. 20. 10. 1774 zu Lissabon, gest. 18. 1. 1854 zu Neapel, 1791—1814 bei verschiedenen Gesandtschaften attachiert, 1814—16 Gesandter beim Vatikan, 1816—26 in St. Petersburg, dann bis 1844 in Neapel, wo er nach seinem Rücktritte als Privatmann lebte. Er heiratete 1823 Zenaïde Gräfin *Laval* (gest. Paris 4. 4. 1873), deren Schwester den Prinzen Sergius *Trubetzkoi* ehelichte, der in den Revolutionstagen vom

und Graf *Bernstorff*[1]). Von Eingeborenen ist es nur der Podestà von Verona, Graf *Persico*[2]), den wir sehen und den wir in der Gesellschaft immer gerne antreffen. Er ist unendlich gelehrt, geistreich und hat gute Manieren, mehr, als man sie sonst bei einem Veroneser findet. Dabei besitzt er einen Fond von Güte, der ihn interessant macht. Er ist im Begriffe, eine junge, schöne Dame zu heiraten, doch die Sorgen um den Kongreß, den er bewohnen, ernähren und unterhalten muß, lassen ihm dazu keine Zeit. Der arme Mann vergeht vor Ungeduld und ist immer auf dem Sprunge: in der ersten freien Viertelstunde heiratet er. Seine Vaterlandsliebe und der Ruf Veronas, den die Lobsprüche der berühmten Fremden, für deren Wohl er sorgen muß, in neuem Glanze erstrahlen lassen, sind Balsam für sein wundes Herz.

Da *Persico* wissenschaftliche und tiefgründige Forschungen über die Geschichte Italiens, besonders aber über Verona angestellt hat, so ist er ein lebender Diktionär, den ich immer gerne bei der Hand habe. Ich will hier eine Heldentat widergeben, von der mir Persico erzählte und die sich im vorigen Jahrhunderte ereignete. Es war vor 50 oder 60 Jahren, als die angeschwollene Etsch zwei Pfeiler des Ponte delle Navi wegriß. Ein in der Mitte stehender Turm konnte kaum mehr der Gewalt der Wogen standhalten und drohte jeden Augenblick einzustürzen. Man glaubte ihn verlassen,

Dezember 1825 sich kompromittierte und dadurch, daß er sich in die österreichische Gesandtschaft flüchtete, auch seinen Schwager bloßstellte, so daß dieser abberufen wurde. (s. „Les rapports diplomatiques de Lebzeltern" (1816—26), herausgegeben vom Großfürsten Nikolaus Michailowitsch, Petersburg 1913).

1) s. Bd. I. 365.

2) Augustin Graf *Persico*, gest. 1843, Bürgermeister von Verona.

als plötzlich an dem obersten Fenster eine Frau mit ihren drei Kindern erschien. Ihr Angstgeschrei verhallte im Brüllen der Wogen, aber ihre Gesten schienen Rettung zu heischen, die niemand zu bringen wagte. Da tritt ein Mann aus dem Volke vor, er bindet mehrere Leitern aneinander, befestigt das eine Ende am Ufer und läßt diese gebrechliche Brücke gegen den Turm fallen. Dreimal geht er hinüber und jedesmal bringt er ein Kind mit sich. Als er nun die Mutter retten will, hatte diese Unglückliche den Verstand verloren und wollte ihm nicht folgen. Der zwischen beiden anhebende Kampf läßt die Herzen der Zuschauer vor Grauen erstarren, der Turm schwankt, doch endlich gelingt es dem Manne, das Weib zu erfassen, es in einen Sack zu stecken und so ans Ufer zu tragen. Als er sicheren Boden unter den Füßen hatte, stürzt der Turm in sich zusammen. Die Regierung wollte den Unerschrockenen belohnen, doch er war schon in der Menge verschwunden. Als es endlich nach einigen Jahren gelang, seiner habhaft zu werden, mußte er eine bedeutende Summe annehmen. Er verteilte sie jedoch augenblicklich unter die Armen der Stadt. Der Name dieses Mannes wird ewig unbekannt bleiben; übrigens was schadet es, wenn er überhaupt einen hatte, ein solches Wesen ist ja die Tugend selbst!"[1]).

Am 9. November blieb M. de La *Ferronnays*[2]), nach-

1) Der alte Ponte delle Navi wurde 1757 von den Wogen der Etsch weggerissen. Das Ereignis bildete die Veranlassung zu Bürgers „Lied vom braven Manne".

2) Pierre Louis *Auguste Ferron*, Comte de *La Ferronnays*, geb. Dez. 1777, gest. als Gesandter in Rom 17. Jan. 1842, französischer Staatsmann und Legitimist, wanderte 1791 aus, kam 1814 mit dem Herzog von Berry nach Frankreich zurück, wo er in der Hofgunst rasch emporstieg, denn 1814 war er bereits Maréchal de Camp, 1815 Pair, 1817 Botschafter in Dänemark, 1819 außerordentlicher

dem uns die Gesellschaft verlassen, noch bei uns sitzen und wir waren darüber sehr erfreut, denn niemand konnte, so wie er, Details über *Capo d'Istria* geben. Er selbst suchte offenbar diesen Gesprächsstoff, sein offener und loyaler Charakter drang darauf, ohne Reserve von einem Manne sprechen zu dürfen, den er schätzte und dessen Name hier verfehmt schien.

Ich will hier die Situation des Grafen Capo d'Istria seit dem Kongreß von Laibach nach der lebenswarmen Erzählung seines Freundes möglichst getreu wiedergeben.

Seit langem arbeitete das Wiener Kabinett oder vielmehr dessen allmächtiger Minister im geheimen daran, *Capo d'Istria* bei seinem Herrn in Mißkredit zu bringen. Trotz dem Talente *Metternichs*, sich die fremde Eigenliebe nutzbar zu machen, war es ihm doch nicht gelungen, den Günstling Alexanders zu blenden oder für sich zu gewinnen. Beim Wiener Kongreß erlitt seine hinterlistige Intrige sogar eine arge Schlappe, er sah sich in den Augen seines Rivalen herabgesetzt, und dies war Anlaß genug, um diesen glühend zu hassen und auf sein Verderben zu sinnen. Die Gewogenheit Alexanders bildete aber vorderhand ein unübersteigliches Hindernis. Da kam der Aufstand der Griechen, der Augenblick war entscheidend, und Metternich wußte die Situation zu erfassen. Die falsche Stellung, in der sich der griechische Minister seinem Souverän gegenüber, der des ersteren Mitbürger geradezu mit dem Bannfluche belegte, befand, mußte Capo d'Istria gefährlich

Gesandter in Petersburg und 1828 Minister des Auswärtigen unter *Villèle*. Auf sein Betreiben wurde den Griechen ein französisches Heer zu Hilfe gesandt. Nachdem er aus dem Ministerium ausgeschieden war, ging er als Botschafter nach Rom und zog sich nach der Julirevolution dorthin als Privatmann zurück. (S. Bd. III. 269.)

werden. Es bedurfte nur einer kleinen Nachhilfe von außen, um ihn zu entthronen. Und diese kleine Nachhilfe bestand darin, daß man Alexander ohne Schwierigkeit bewies, daß man in *eigener* Sache nicht entscheiden könne. „Und doch", sagte uns der Graf de La *Ferronnays*, „hatte Capo d'Istria seinem Kaiser, als Ypsilantis Einfall in die Walachei in Laibach bekannt wurde, einen ebenso uneigennützigen wie klugen Rat gegeben, nämlich Ypsilanti einfach zu desavouieren und augenblicklich eine bedeutende Macht in die Fürstentümer zur Wiederherstellung der Ordnung zu entsenden." Wenn der erste Zorn des Kaisers verraucht und der Einfluß Metternichs gebrochen wäre, hoffte Capo d'Istria mit Sicherheit, für Ypsilanti die Gnade Alexanders wiederzuerlangen. Der obige Plan war nicht schlecht, das Einrücken von russischen Truppen in die Walachei bedeutete gleichsam ein Damoklesschwert für das ottomanische Reich, und Alexander stellte sich zum Schiedsrichter seiner Streitigkeiten mit einem Volke auf, dessen Religion ihm die Protektorsrolle aufnötigte. Er unterstützte damit keineswegs die Revolution, sondern führte den Frieden durch wirksame Mittel, die der Stellung des russischen Reiches gegenüber der Pforte und der griechischen Kirche entsprachen, herbei. Und dennoch lehnte Alexander den Vorschlag Capo d'Istrias ab, worauf dieser seine Demission gab, die der Kaiser aber damals noch nicht annahm, weil er ihn noch nicht entbehren zu können glaubte. Noch war nicht alle Hoffnung verloren; das Benehmen der Türken schien sie von neuem zu beleben, ihr Übermut und ihre Frechheit mußten ja die Langmut Alexanders brechen und seinen Stolz verletzen. Lange sah Capo d'Istria diesem Augenblicke entgegen, aber er trat nicht ein, der fremde Ein-

fluß war schon zu mächtig geworden. Man hatte den Zaren bereits bei seiner schwachen Seite gepackt, seiner Großmut, seiner Eitelkeit, gleichsam wie ein Friedensgott über dem Weltall zu schweben. Im Widerspruche zu seinen selbstherrlichen Pflichten, im Widerspruche zur Stimme seines Volkes und selbst zu der seines Gewissens, erklärte Alexander plötzlich, er wolle keinen Krieg gegen die Türken führen, und *Tatitscheff*[1]) reiste mit diesem Ultimatum zur Freude des Wiener Kabinettes ab.

So weit waren die Dinge zur Zeit der Abreise des russischen Kaisers nach Verona gediehen. Dort sollte über den Untergang der Griechen entschieden werden. Capo d'Istria glaubte es also seiner Ehre schuldig zu sein, wenn er Alexander dringend bat, ihn nicht in eine Versammlung mitzuschleppen, deren Entschlüsse seiner Überzeugung direkt entgegengesetzt seien und sein Herz nur verletzen würden. Der Autokrat sah dies auch ein und bewilligte es, ohne aber die angebotene Demission anzunehmen.

Allerdings konnte Capo d'Istria nicht verkennen, daß er seine und seines Landes Rolle ausspielte, indem er seinen Herrn verließ und ihn so rettungslos den Einflüssen des Wiener Kabinettes auslieferte. Doch wußte er, daß er schon lange aufgehört hatte, der Schutzgeist seines Kaisers zu sein, und daß gerade seine Anwesenheit in Verona den dortigen Haß schüren würde. Wie

1) Dimitri Paulowitsch *Tatitscheff* (1767—1845) war unter Alexander I. russischer Gesandter in Neapel, 1812 in Madrid, 1821 im Haag, welchen Posten er aber nicht antrat, 1822 russischer Bevollmächtigter beim Kongreß zu Verona, dann Botschafter zu Wien bis 1841. Er besaß alle russischen Orden, auch den St. Andreasorden in Brillanten, ferner den österreichischen Stefansorden und das goldene Vließ.

peinlich diese Entscheidung auch für den Minister sein mußte, so empfand er doch eine Erleichterung in dem Bewußtsein, einer Situation entronnen zu sein, die ihm nun schon durch zwei Jahre eine Quelle fortgesetzten Kummers war.

Obwohl die öffentliche Meinung ihm Recht gab, so zogen sich doch alle Höflinge und sogar die fremden Diplomaten von dem gefallenen Minister langsam zurück. Auch *Lebzeltern* handelte nicht anders, er hatte sogar mehr Gründe, um seinen Glauben an die Verleumdungen zu rechtfertigen, mit denen der entthronte Minister jetzt überschüttet wurde. C'était le coup de pied de l'âne! Der englische Gesandte überschritt dabei jedes Maß und die übrigen handelten, je nach ihrem Einfluß und Vermögen. Nur M. de La *Ferronnays* und M. de *Bray*[1]) beeiferten sich nach Kräften, den persönlichen Eigenschaften des Grafen gerecht zu werden.

Der erstere erzählte uns ein sehr interessantes Gespräch, das er mit Kaiser *Alexander* am Tage geführt, da er von Petersburg Abschied nahm, um sich vor seiner Reise nach Verona nach Paris zu begeben. In der Abschiedsaudienz lag ihm viel daran, sich mit dem Kaiser, den man gegen ihn zu beeinflussen suchte, auszusprechen. Die Offenheit seines Charakters, die gerade im dienstlichen Verkehre mit dem Zar am besten zum Ausdrucke kam, verschaffte ihm diese Gelegenheit ohne Mühe. Nachdem er Alexander befriedigende Auskünfte erteilt hatte, versicherte ihn dieser mit warmen Worten seines unveränderten Wohlwollens und sagte zum Schlusse: „Ich ändere mich nie." De La Ferronnays,

1) Graf Franz Gabriel de *Bray*, gest. 3. 9. 1832, K. bay. Kämmerer, Geh. Rat uns Staatsrat, Sohn des Pierre Augustin Camille de B. (1723—1810) und der Anne *Le Faou* de la Trémissinière.

der diesen Moment schon lange erwartete, beeilte sich, zu antworten: „Majestät, diese Worte machen mich glücklich und sind für mich um so mehr von hohem Werte, als sie mich über das Schicksal eines Freundes beruhigen, der unglücklicherweise heute von Eurer Majestät Abschied nehmen muß.“ Der Kaiser errötete, Tränen strömten aus seinen Augen und, in tiefer Bewegung die Hände des Grafen schüttelnd, versicherte er ihm, daß er über das Los seines Freundes ganz beruhigt sein könne. So trennten sie sich. Wie schade, daß das Herz eines Alexanders sich freiwillig von dem eines Capo d'Istrias schied!

Die verschiedenen Kabinette Europas hätten die Gelegenheit des griechischen Aufstandes mit mehr Vertrauen ergreifen sollen, um in loyaler Weise und einmütig eine Frage zu entscheiden, die durch ihren Aufschub noch keineswegs erledigt wurde. Der Sturz des ottomanischen Reiches ist einmal unvermeidlich, ebenso wie die Erschütterung, die sein Niedergang für Europa zur Folge haben muß, außer es würde eine billig denkende, gemeinsame Allianz für die Gesamtinteressen eintreten. Wo fände sich aber ein so lauterer Charakter, der einer so hohen Aufgabe gewachsen wäre und dem man ohne Mißtrauen den Schutz des allgemeinen Wohles übertragen könnte, wenn nicht bei Alexander? Der Himmel hat ihn der Welt in einer jener historischen Krisen geschenkt, wo ein weniger rechtschaffen denkender Fürst alles hätte zugrunde richten können. Eine solche Wohltat spendet der Himmel nur einmal. Selbst der Kaiser könnte sich aber in bezug auf seine edelmütigen Neigungen ändern und was vermöchte die Verschlagenheit und engherzige Politik Osterreichs gegen einen Koloß, wie es Rußland unter einem we-

niger gemäßigten Herrscher wäre, auszurichten! Dies war das Urteil M. de La Ferronnays über die heutige Lage, es erschien mir klar und gerecht. Die Zukunft wird darüber entscheiden und dann will ich diese Zeilen wieder lesen, um zu sehen, ob er richtig geraten hat.

Nach einem Ausfluge nach Vicenza, wo uns der General Graf *Nugent*[1]) die Honneurs machte und wo wir in seiner Villa „la Rotonda", die von *Palladio* erbaut früher im Besitze der Familie *Capra* war, mit seiner Gattin, einer geborenen Herzogin von *Riario*, speisten, kehrten wir am 14. November nach Verona zurück. Ich hätte hier gerne die Bekanntschaft *Chateaubriands*[2]) gemacht, aber er war nur für Politiker zugänglich. Seine momentane Marotte war es, für einen Staatsmann zu gelten, nichts brachte ihn mehr auf, als wenn man seinem literarischen Genie Weihrauch streute. Als die Königin von *Sardinien*[3]) ihm von seinen Werken sprach, verlor er beinahe jede Haltung. Er gäbe sie, glaube ich, alle für ein Portefeuille mit Freuden her. Den Verfasser des „Genie du Christianisme" zu sehen, wie er in kriecherischer Weise Metternich den Hof macht, war ein exo-

1) s. Bd. I. 290 und Bd. II. 156 (Stammtafel).
2) François René Vicomte de *Chateaubriand*, geb. 14. 9. 1768 zu St. Maló, gest. 4. 7. 1848 zu Paris, der bekannte Schriftsteller und Staatsmann; beim Kongreß zu Verona war er französischer Bevollmächtigter und 1822 Minister des Auswärtigen. 1838 gab er sein Werk „Le congrès de Vérone" heraus, in dem er die bisherige Meinung zerstörte, als ob der Krieg Frankreichs gegen Spanien zur Herstellung der Monarchie von den in Verona vertretenen europäischen Mächten gewünscht worden wäre. Der Krieg war vielmehr Ch.s eigenstes, erst nach dem Kongresse durchgeführtes Werk und er wollte in Verona für Frankreich nur freie Hand bekommen.
3) Maria Christine Prinzessin von *Neapel* (geb. 1779), heiratete 1807 Karl Felix König von Sardinien (1765—1831).

tischer Anblick. Allerdings würde man unter diesen durch eine Art von ängstlicher Neugierde und künstlich unterdrückter Aufregung in eigentümlicher Weise veränderten Zügen vergeblich den Dichter und Enthusiasten suchen. Ärgerlich darüber, daß er keine politische Stellung bekleidete und daher alles nur aus zweiter Hand erfuhr, war Chateaubriand in Verona sehr schlechter Laune; wie er so zerstreut und doch lauernd, die Hand in der Weste, auf den Fußspitzen daherschlich, ähnelte er einem Manne, der an den Türen horchen wollte. Im übrigen waren seine Züge schön, sein Blick tief, nur war der Ausdruck des Auges nicht der eines Genies, das einen großen Gedanken verarbeitete, sondern der eines Mannes, den kleinliche Sorgen bekümmerten.

Am 16. November schreibe ich: „Es ist schändlich, mit welcher Heuchelei man hier die Geschäfte unter dem Titel der Legitimität führt, während doch, wie zu allen Zeiten, das persönliche Interesse und der Neid das alleinige Motiv der Politik sind. Wenn man diese Diplomaten hört, muß man glauben, sie würden nie und nimmer auch nur ein Jota ihrer Prinzipien preisgeben, — da zeigt sich Prinz *Oskar*[1]), der Sohn *Bernadottes*, vor den Toren Veronas. „Ce souvenir d' une faute d' ortographe“ ließ die Schamröte in die Gesichter der Kongreßmitglieder steigen. Man schickte den unbequemen Gast wieder fort, ohne ihm Zeit zu lassen, auch nur die Schuhe zu wechseln.

Kaiser *Alexander* ist infolge seiner Leutseligkeit und Anmut hier viel beliebter, als Kaiser Franz. Dieser Umstand verhindert ihn aber, eine Tournée durch Italien zu machen, so große Lust er auch dazu hätte. *Metter-*

1) Oskar I. (1799—1859), seit 1844 König von Schweden.

nich erlaubt es ihm nämlich nicht, er fürchtet sich vor der Begeisterung, die der Zar im Lande hervorrufen könnte. Ich wüßte übrigens nicht, was es schaden könnte, wenn Alexander den Italienern ein wenig die Köpfe verdrehte, es ist doch wenig wahrscheinlich, daß sie aus ihm einen „König von Rom" machen werden. Wenn der Widerstand Metternichs gegen den Wunsch des Zaren, Italien zu bereisen, einem Gefühle des Neides und des Mißtrauens entsprang, so hätte der Fürst wenigstens diese elende Niedrigkeit seines Charakters besser vor sich und dem Kaiser verbergen sollen.

Alexander geht viel allein in der Umgebung Veronas spazieren, manchmal erstrecken sich sogar diese Ausflüge so weit, daß er sich dabei verirrt. Neulich kam er vom Wege ab, die Nacht überraschte ihn und er war genötigt, in einem Hause um einen Führer zu bitten. Die Familie war die eines Advokaten und saß gerade beim Abendmahle. Man ersuchte den Fremden, einstweilen daran teilzunehmen, bis einer der Söhne, der den Führer nach Verona machen sollte, gespeist hätte. Alexander, der noch nicht diniert hatte, ließ es sich nicht zweimal sagen, er aß gut und sprach noch besser. Als beim Abschied der Advokat um den Namen des liebenswürdigen Fremdlings bat, nannte ihn Alexander ohne Umschweife. Man kann sich leicht das Erstaunen der ganzen Familie ausmalen. Das sind nun Leute, die sich für den Zaren hängen ließen, wie wenn er sie mit Wohltaten überhäuft hätte!"

Am 26. November fand noch das *Arenafest* statt. Das Wetter war herrlich, die Sonne beschien mehr denn 60 000 Menschen, deren Augen mühelos den Vorgängen zu ihren Füßen folgen konnten. Was mußte erst eine derartige Versammlung im Altertume bedeutet

haben, wenn die pittoresken Kostüme, die weißen Draperien der Bürger, die funkelnden Waffen der Krieger unter einem azurnen Himmel eine Harmonie der Farben und in ihrer Massenwirkung einen erstaunlichen Kontrast hervorbrachten? Die Theatervorstellung, die uns geboten wurde, war nicht der Mühe wert, Tänze, die man nicht ausnehmen konnte, Gesänge, die sich im ungeheuren Raume verloren, alles erschien zwergenhaft in diesem großen Rahmen. Die Alten rechneten, indem sie Wettrennen und Kämpfe in den Amphitheatern aufführen ließen, ganz richtig damit, daß das menschliche Auge sich nur dann an dem Dargebotenen erfreuen könne, wenn dieses im Verhältnis zu seiner Umgebung stehe. Man mußte also, um der Menschenmasse ein Interesse an den Spielen einzuflößen, die Seele durch die Handlung und durch wirkliche Leidenschaften fesseln. Die Alten mißbrauchten allerdings auch diese Triebfeder, wie sie ja alles übertrieben. Ihre immer mehr wachsende Verderbtheit versteinerte schließlich ihre Herzen, sie brauchten endlich Metzeleien, um sie zu rühren.

Unsere Abreise hatte sich von Tag zu Tag verzögert, obgleich uns eigentlich nichts mehr hier zurückhielt. Die Merkwürdigkeiten Veronas waren erschöpft und seine Umgebung konnte in dieser Jahreszeit unsere Neugierde nicht erwecken. Außerdem wohnten wir entsetzlich, ich z. B. lag auf der Ottomane unseres Salons. „Nur unsere Intimen werden uns vermissen, denn wir bilden ja eigentlich ihre ganze Ressource. Vor allem sind es der Marquis von *Caraman*[1]) und der Graf de La *Ferronnays*, die uns zurückzuhalten suchen. Ersterer hatte mit immer größerer Hingebung begonnen, meiner Schwester zu huldigen,

1) s. Bd. II. 208.

letzterer zeichnete mich ebenso in seiner leidenschaftlichen Weise aus. Wir sehen sie morgens und abends und diese Intimität hindert mich, das Ganze als einfache Koketterie aufzufassen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mein Verehrer mir nur mehr von seiner Liebe spricht. Ich verschanze mich hinter meine Spottsucht, mehr Reserve würde der Sache einen ernsteren Anstrich geben. Aber das steht wirklich nicht dafür!"

Vor einigen Tagen ließ mich de La Ferronnays einen Brief meiner Kusine Lady Marianne *Acton*[1]) lesen, mit der er früher eine sehr ernste Liaison hatte. Seit zehn bis zwölf Jahren, so lange dauerten ihre Beziehungen, führten sie miteinander eine leidenschaftliche Korrespondenz. Es schien mir, daß Lady Acton ein ebenso zärtliches, aber viel beständigeres Herz besaß, wie mein jetziger Freund. M. de La Ferronnays hatte ihr nämlich angezeigt, daß er sie vielleicht in Neapel besuchen werde. Die Glückseligkeit, die trunkene Freude, die diese Hoffnung in der Seele dieser liebenswürdigen Frau auslöste, sprachen aus jeder Zeile dieses Briefes. Es ist unentschuldbar, sich anderen Gedanken hinzugeben, wenn man ein so anbetungswürdiges Weib seiner harren weiß! Aber so sind die Männer und M. de La Ferronnays war in jeder Hinsicht der Mann, wie er im Buche steht. Die Macht des Schicksals, des Unglückes und der Verhältnisse sollte an seinem energischen und starken Charakter abprallen, dem Hauche der Verführung gegenüber war er nur ein schwankes Rohr.

Er sagte mir neulich eine Menge Dinge, an die ich nicht glaubte, über die ich mich aber nicht ärgern konnte und die ich beantworten mußte. Ich sagte ihm endlich: „Was wollen Sie eigentlich von mir? Was

1) s. Stammbaum der Acton in diesem Band, S. 117.

kann ich Ihnen denn sein? Alle Ihre Herzkammern sind doch schon besetzt? Sie haben eine Menge Freundinnen, die Sie in jeder nur möglichen Weise lieben." (Ich kenne wirklich keinen Mann, der mehr und angenehmere Beziehungen zum weiblichen Geschlechte hatte.) „Kann denn diese reizende Frau, deren ganze Seele Sie besitzen, in Ihrem Herzen auch nur die geringste Leere aufkommen lassen? Was wollen Sie mit einer neuen Liebe anfangen?" Doch meine Argumente vermochten ihn nicht zu überzeugen. „Meine Freundinnen", meinte er, „verstehen mich nicht und noch weniger die Eigentümlichkeit meines Charakters, die Ungleichheiten meiner Seele und jenen unersättlichen Durst nach Glück, den weder die Erfahrung, noch die Jahre beschwichtigen können. Marianne allein erriet mich, denn ihre Seele ist der Spiegel der meinigen, aber eben deshalb kann sie mir um so weniger Ruhe geben, die sie selbst nicht besitzt. Auch verursachte ihr leidenschaftliches Ungestüm ihr immer eine Art Abscheu vor allem, was mein intimes Leben angeht." Dann ging er auf mich über und meinte, mit mir könne er viel besser über seine Kümmernisse, seine Träume und Interessen reden, bei mir finde er allein den Frieden etc. Das Ende unserer langen Konversation war, daß er mich um die Erlaubnis bat, mir schreiben zu dürfen und ich es gestattete. Glücklicherweise verließen wir bald Verona, er fand Zeit, mich trotz aller Briefe zu vergessen. Ungeachtet aller Ruhe, die mein neuer Freund mir gegenüber vorschützte, sah ich in seinen Blicken etwas, was wenig nach ruhiger Freundschaft aussah. Ich zog es aber vor, über dies alles lieber par distance zu sprechen, ich war der Vergangenheit sicherer, als der Zukunft.

Am 25. November dinierten wir beim Fürsten *Metternich*, ich saß an seiner Seite, er sprach interessant über Rom und ohne seine gewöhnliche Weitschweifigkeit. Neben mir saß M. de La *Ferronnays*, der mit mir wegen meines Mißtrauens schmollte. Ich hoffe, daß die Rührung beim Abschiednehmen mir meinen Pardon verschafft hat. Im übrigen hatte er ja Recht, ich sah wirklich eine Menge Hindernisse, die sich einer einfachen Liaison d'amitié zwischen ihm und mir entgegenstellen würden. Nicht das Geringste ist die Leidenschaftlichkeit meines Charakters, die mich wahrhaft erschrecken machte.

Bevor ich den Bericht über diesen Tag schließe, möchte ich noch einige Worte über die Fürstin Zenaide *Wolkonski*[1]) verlieren. Sie deklamierte uns abends bei ihrer Schwägerin, der Fürstin Peter *Wolkonski*, einige Szenen aus französischen Tragödien mit einer Innigkeit, Einfachheit und Erhabenheit, wie ich es noch nie gehört habe. Ganz entzückend rezitierte sie den Traum der Athalie.

„Diese Fürstin *Wolkonski* bildet in der Gesellschaft gleichsam eine jener exotischen Pflanzen, die man in unsere Gärten versetzt hat und deren wunderliche Formen sofort unsere Aufmerksamkeit erregen. Inmitten des Gekünstelten und Konventionellen, das unsere erste Gesellschaft charakterisiert, herrscht in

1) Zenaide Alexandrowna, geborene *Belosselsky-Belozersky* (1792 bis 1862), heiratete 1810 den Fürsten Nikita Grigoriewitsch *Wolkonsky* (1781—1844), russischen Oberstjägermeister. Sie hatte einen Sohn Alexander und etablierte sich mit ihm in Rom, wo sie eine Villa nächst der Piazza di S. Giovanni in Laterano kaufte und katholisch wurde. Sie starb dort am 24. 1. 1862 und wurde in der Kirche S. S. Vincenzo ed Anastasio in der 1. Kapelle zur rechten Hand begraben. Der Papst ließ sie selig sprechen.

ihr etwas Unabhängiges, Natürliches und Aufrichtiges, das seltsam anmutet. Sie folgt dem von ihr vorgezeichneten Wege, ohne den ausgetretenen Pfad der Gesellschaft zu wandeln. Sie soll sehr geistreich und unterrichtet sein, ich kann darüber nicht urteilen, denn sie paradiert mit diesen zwei Eigenschaften so wenig, daß wohl nur ihre Freunde allein sich ein Urteil anmaßen können. Mit ihren Talenten, die für sie mehr ein Ausruhen, denn eine Beschäftigung bedeuten, ist sie weniger zurückhaltend, sie musiziert gerne, weil es ihr Vergnügen macht, sie spielt mit Vorliebe Theater und komponiert Opern, die sie bei sich aufführen läßt, sie umgibt sich mit Sängern und Possenreißern, weil sie sie zur Unterhaltung benötigt, sie sucht keineswegs die Gesellschaft auf, weil sie dort nur Langeweile und Zwang vorfände. Alle diese zahlreichen Beschäftigungen lassen ihr wenig freie Zeit. Einen großen Teil des Tages widmet sie der Erziehung ihres Sohnes, und um sich von seinen Fortschritten überzeugen zu können, ohne sich auf Fremde verlassen zu müssen, wollte sie sich alle Materien aneignen, in denen er unterrichtet werden sollte. Kann sie auch nicht den Knaben in allem selbst unterweisen, so nimmt sie wenigstens an allen seinen Lektionen teil. Ihr Gatte, der Fürst Nikita *Wolkonski*, wird von ihr als Nebensache, als ein Nichts behandelt. Und doch war er es, den sie früher anbetete, für den sie ihre Schönheit hingab und fast ihr Leben aufs Spiel setzte. In einem Anfalle von Eifersucht und moralischer und physischer Konvulsionen durchbiß sie sich die Lippe und entstellte sich so. Heftige Nervenanfälle taten das übrige, sie ist nicht mehr schön und ihre Gesundheit erbärmlich, aber ihr bleiches Antlitz, das Toilettekünste nur selten berühren, ist nicht ohne



Die seliggesprochene Zenaide Alexandrine Fürstin Wolkonsky.
(1792—1862.)

Nach dem Gemälde von Isabey (1815), reproduziert in dem Prachtwerk „Les portraits Russes" des Großfürsten Nikolaus Michaelowitsch.

den Reiz, den der Kontrast eines hinfälligen Körpers mit einer Feuerseele hervorruft. Es ist nur zu natürlich, daß eine Frau mit einem derartigen Charakter mehr als einmal den Sturm der Leidenschaft über sich hinwegbrausen fühlte und sich ihm mit der Verwegenheit eines Herzens hingab, das keine Hindernisse kannte. Die Reputation der Fürstin Wolkonski ist auch keineswegs frei von schweren Anwürfen, abgesehen von denen, die ihre Sonderlichkeit hervorruft. Ich kenne aber nicht die Details ihres Lebensromanes."

Am 26. November brachen wir von Verona auf und trafen am 28. in Bologna ein. Dort lernten wir eine der liebenswürdigsten Damen kennen, eine Gräfin *Marescalchi*, geborene *Brignoli*[1]) aus Genua, von der Konstantine Auskünfte über die Tochter der Nany *Goëss*, verheirateten *Ghisilieri*[2]), wünschte. Diese Tochter war nach dem Tode ihrer Mutter in ein Kloster gegeben worden, aus dem meine Schwester Goëss sie gerne herausnehmen wollte, da ihr Vater, ein Schwachkopf, sie doch nie erziehen konnte. Die Frau Marescalchi interessierte sich auch für die arme Waise, da sie mit deren Mutter enge befreundet gewesen. Als man uns in unserer Herberge diese Frau anmeldete, erwartete ich eine dicke Italienerin in Begleitung ihrer Zofe eintreten zu sehen und war angenehm überrascht, als ich eine sehr elegante, junge Frau mit den besten Manieren, einer melodischen Stimme sowie angenehmen und interessanten Gesichtszügen vor mir sah. Eine liebenswürdige Dame ist mindestens soviel wert, wie eine andere

1) Graf Rudolf *Apponyi* erwähnt in seinem Journal 1826—50, Paris, Plon, 1913, I. Bd. S. 326 eine Gräfin *Marescalchi*, Schwester der Herzogin von Dalberg; beide seien aus dem großen Genueser Hause der *Brignoli* gewesen. Also wohl identisch mit Obiger.
2) s. Bd. I. S. 283.

Sehenswürdigkeit, namentlich in Italien, wo solche Erscheinungen selten sind. Unser Gast sprach voll Rührung von den Leiden seiner unglücklichen Freundin, und oft mußte er seine Tränen zurückhalten. Er ließ uns seinen Logenschlüssel und wir hörten abends einige Arien einer Sängerin, namens *Pesaroni*, deren Altstimme trotz ihrer 50 Jahre noch schön zu nennen war. Es folgte dann ein heiteres Ballett, heiter deshalb, weil es von Krüppeln getanzt wurde. Ein Werbeoffizier betritt nämlich unter Trommelwirbel ein Dorf, groß ist hier die Bestürzung, aber ein Spaßvogel weiß sofort einen Ausweg. Als der Offizier näher kommt, treten die Dorfbewohner aus ihren Häusern als Krüppel, Einäugige, Lahme, Bucklige und Hinkende in den lächerlichsten Haltungen und alle von Kriegsbegeisterung und dem Wunsche, Soldaten zu werden, beseelt. Um ihrem Ungestüm zu entgehen, flüchtet sich der überraschte Offizier und augenblicklich fängt das Spital zu tanzen an. Aber plötzlich erscheint jener wieder und es war nun zum kranklachen, wie die Tänzer sofort ihre Rollen als Krüppel aufnahmen. Im Augenblicke ihrer größten Verzweiflung trifft endlich eine Ordre ein, die die Rekrutierung einstellt, worauf die allgemeine Freude wieder anhebt. Ich lachte, wie schon lange nicht, namentlich aber über ein dummes Bauernmädchen, das von der ganzen Handlung nichts verstand, unaufhörlich an einem Stück Käse herumknapperte und mit klassischer Dummheit herumschaute. Das Sujet des Ballettes wollte ich mir übrigens für Feldsberg[1]) merken, wo es das Repertoire gewiß bereichern würde.

Die Fahrt von Sinigaglia nach Ancona machten wir bei schönstem Wetter auf einem Schiffe. Bei unserer

[1]) Liechtensteinsches Schloß in Niederösterreich.

Ankunft empfingen uns der russische und österreichische Konsul von Ancona und zeigten uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Der letztere ließ mich auch ein kleines griechisches Schiff im Hafen sehen, das mit aufgezogener griechischer Revolutionsfahne einfahren wollte, aber zum Einholen derselben gezwungen worden war, da sie die einer nicht anerkannten Macht sei. Nun wartete man von Verona die Erlaubnis ab, der Equipage des Schiffes das Landen zu gestatten. Ich fragte den Konsul, was diese Griechen von Morea sagten und ob sie auf einen guten Ausgang hofften. „Sie können kaum mehr die Entscheidungen des Kongresses von Verona erwarten," antwortete er, „sie können es nicht glauben, daß das christliche Europa seine Brüder verlassen werde." — „Und denken sie nicht an die Möglichkeit, im Stiche gelassen zu werden?" — „O ja, und in diesem Falle sind sie entschlossen, als freie Helden mit den Waffen in der Hand zu sterben." Ich sah im Hafen noch ein anderes, segelfertiges Schiff, das mit griechischen Auswanderern von der Walachei und der Moldau angefüllt war. Diese Unglücklichen, die unter tausend Gefahren den Metzeleien in ihrer Heimat entkommen waren und durch die langwierige Reise ihre Kräfte und Mittel aufgezehrt hatten, wurden jetzt aus Italien wie Landstreicher abgeschoben. Beim Anblick dieser traurigen Gruppen, die auf dem Verdecke ihres Schiffes saßen, mußte ich unwillkürlich an die Emigrierten der französischen Revolution denken, die man auch von Land zu Land schob, bis sie endlich in ihre Heimat zurückkehrten, wo sie jetzt herrschen.

Am 5. Dezember langten wir nach glücklicher Passierung der Apenninen in Terni an, von wo wir gleich zur Besichtigung des berühmten Wasserfalles auf-

brachen. Unser kleiner Cicerone, geschwätzig und witzig, wie nur ein Italiener, unterhielt uns während des Weges über den neapolitanischen Krieg. „Sehen Sie," meinte er, indem er auf die Bergkette wies, „dort sollten 1821 lauter Befestigungen erbaut werden, und die Neapolitaner wollten sie herzhaft verteidigen. Sie hätten dadurch die Passierung der Abruzzen unmöglich und ihre Stellung uneinnehmbar gemacht, — ma ... giunti gli austriachi scapati i Napolitani"[1]).

„Einige Tage vor ihrem Rückzuge", fuhr er fort, „betrat des Abends ein neapolitanisches Dragoner- und ein Infanterieregiment unter Trommelwirbel Terni und verlangte Lebensmittel. Der Bürgermeister antwortete, er hätte keinen bezüglichen Befehl, aber man könne die Soldaten nicht hindern, selbst zu nehmen. Auf diese Weise beobachtete der h. Vater nämlich eine kluge Neutralität. Während dieser Verhandlungen bemerkte man auf der Straße von Ancona zwei Reiter, die kühn auf Terni losritten. Sofort herrschte allgemeine Bestürzung: das kann nur die Spitze der österreichischen Armee sein, denn es ist unmöglich, daß diese zwei Reiter allein herumreiten, die Haupttruppe folgt ihnen unbedingt nach etc. Was tun? Am vorsichtigsten ist es wohl, sich zurückzuziehen und wirklich — die beiden Regimenter kehrten eilends in ihre Berge zurück, die sie nicht mehr verließen. Die beiden Reiter aber, welche die große Retirade verursacht hatten, waren zwei päpstliche Gendarmen, die nun gleich dem Hasen von der Quelle sagen konnten: „Nous sommes des foudres de guerre — wir sind Kriegshelden."

Auf dem Rücken meiner Eselin, mit Namen Signorita,

1) „Aber ... kaum waren die Österreicher da, waren die Neapolitaner schon auf und davon."

die mit unfehlbarer Sicherheit auf den schlüpferigen Pfaden längst des Wasserfalles dahinging, hörte ich den munteren Reden meines Führers zu. Als wir längs des Baches, der unschuldig daran ist, daß er jetzt 80 Fuß herabstürzen muß [1]), gingen, kamen wir durch ein Lorbeergebüsch und ich bemerkte bei einem Jasminstrauch einen weißen Marmortisch. „Hier", erklärte mein Führer, „nahm die Königin von *England* [2]), 3 Wochen

1) Die berühmten Wasserfälle von Terni (Cascate delle Marmore), vom Velino gebildet, sind das Werk des römischen Konsuls M. Curtius Dentatus, der durch einen Bergdurchstich die sumpfartigen Überschwemmungen des Velinus ableiten ließ.

2) Es handelt sich um Karoline Amalie Elisabeth von *Braunschweig-Wolfenbüttel*, geb. am 17. Mai 1768, seit 8. April 1795 mit dem späteren König *Georg IV.* vermählt, der sie von Anfang an grenzenlos vernachlässigte und roh behandelte. Er ließ sie einsperren, umgab sie mit Spionen, und beraubte sie auf eine falsche Anklage hin ihrer Tochter. Um solchen Mißhandlungen zu entgehen, begab sie sich auf Reisen und scheint sich in späteren Jahren nicht immer auf eine würdige Art getröstet zu haben; 1814 entdeckte Karoline in Mailand beim österr. General Domenico *Pino* einen „baumlangen starken" Reitknecht, namens *Bergami*, den sie als Kammerdiener übernahm und ihn zu ihrem Geliebten machte. Ein Jahr später brachte Bergami seine ganze Verwandtschaft ins Haus seiner Geliebten, die diesen 9 Personen allerlei hochtönende Titel verlieh, Bergami jedoch zu ihrem Oberstallmeister ernannte. 1816 erhob sie ihn zu einem Baron della Froncini und erwirkte für ihn sogar das Malteserkreuz. Sie reiste dann mit ihm nach Jerusalem, wo sie den Orden der h. Katharina gründete und ihren Freund Bergami zum Ordensgroßmeister ernannte. Nachdem sie wegen ihrer Aufführung aus allen Staaten ausgewiesen worden war, kaufte sie sich 1817 ein Landgut bei Pesaro im Kirchenstaate und verbrachte dort mit Bergami 2 glückliche Jahre. Charakteristisch für ihr Auftreten ist u. a. ihr Besuch in Wien 1817, wo sie eine Audienz bei Kaiser Franz zu erlangen hoffte, die ihr aber abgeschlagen wurde. Sie erschien damals am 8. April in einem Theater zum Erstaunen der guten Wiener mit ihrem hochroten Gesichte und ihrem borstigen Haare, die Beine in blauseidenen Pantalons, die ein kurzes Röckchen nur zur Hälfte verdeckte. Der engl. Gesandte in Wien Lord *Stewart* ergriff, als er von ihrem Eintreffen hörte, mit seinem ganzen Gesandtschaftspersonal die Flucht, um sie nicht empfangen zu müssen.

hindurch, ihren Tee mit *Bergami.*" Welch' ein Schäfer und welche Schäferin! Und doch wird man in hundert Jahren aus dieser häßlichen Affäre den schönsten Roman erdichten. Von diesem Lorbeerboskett, Salva fiorita genannt, tritt man durch eine efeuumrankte kleine Türe in eine Orangenallee. Da man dort gerade pflückte, so fielen uns und den Eseln die Früchte auf die Nasen, wir kamen uns wie die Argonauten im Garten der Hesperiden vor. Diese Allee führt zur Villa Graziani, die die Königin und ihr Liebhaber bewohnten. Welch' glückliche Hand hat das Laster! Wird man jemals ein tugendhaftes Liebespaar ein solches Asyl bewohnen sehen?

(s. Strobl v. Ravelsberg „Metternich und seine Zeit", II. Bd., S. 69—74). Als ihr Gemahl als Georg IV. den englischen Thron bestieg, kam sie zurück, wurde aber von dem Gatten, der sie vergeblich fernzuhalten versucht hatte, des Ehebruches angeklagt. Es entspann sich nun ein sogenannter Crim.-Con.-Prozeß (vom 19. Aug. bis 10. Nov. 1820), der zu den skandalösesten gehörte und sogar in drei dicken Bänden gedruckt wurde, aus dem die Königin aber siegreich hervorging, zur Befriedigung des Volkes. Sie starb aber bald danach (1821).

XXVII. ROM

„Seit dem 7. (Dezember) sind wir in Rom, und merkwürdigerweise sagt mir der Gedanke, in der ewigen Stadt zu sein, vorderhand gar nichts. Ich stand in der Frühe mit der größten Ruhe auf, fand, daß wir in einem elenden Hause, in einer miserablen Straße wohnten, daß alles, was ich vom Fenster aus sehen konnte, schmutzig und garstig sei. Da ich bis jetzt noch nichts Antikes erblicken konnte, sah ich wenigstens nicht ein, warum alles so schmutztriefend sein müsse. Schuld an dieser Enttäuschung trägt die Gräfin *Apponyi*[1]), die uns in einem der traurigsten Quartiere Roms einlogierte. Ich änderte übrigens gar bald meine Voreingenommenheit. Meine Streifzüge in die antike Welt Roms übergehe ich hier, da ich wohl auch nichts anderes berichten kann, als andere Reisende. Ich verbuchte mir übrigens alles mit der größten Gewissenhaftigkeit.“

Den 13. verwendeten wir mit der Betrachtung moderner Bilder. Zuerst sahen wir im Atelier des preußischen Malers *Catel*[2]) einige hübsche Interieurs, dann besuchten wir eine Ausstellung preußischer Maler, die zu Ehren ihres Königs eröffnet worden war, es war aber das Reich der Mittelmäßigkeit. Nur *Robert*[3]) ragte

1) s. Bd. II. 111 und später.

2) Franz *Catel*, Landschaftsmaler, Autodidakt, geb. Berlin 1778, gest. 1856 zu Rom.

3) Leopold *Robert* (1794—1835), berühmter französischer Genremaler, besonders aus dem italienischen Volksleben.

durch sein Kolorit in seinen Räuberszenen, weniger aber durch korrekte Zeichnung hervor. Dann besuchten wie einen Wiener Maler *Rebell*[1]), dessen Marinestücke sich wahrhaft *Vernet* näherten, so natürlich war der Ton der durchsichtigen Wogen getroffen. Dieser Künstler verbrachte einen Teil seiner Zeit damit, die Stürme auf dem Meere zu studieren; oft wurde er und seine Palette vom Regen und den Wellen ganz durchnäßt. — Abends sangen bei Gräfin *Apponyi* zwei Sänger komische Arien; einer von ihnen hatte eine schöne Stimme, er hieß *Cantoni*, der andere *Barbieri*. Seine Heiterkeit machte seine schwache Stimme vergessen. Er soll der Geliebte der Fürstin Zenaide *Wolkonski* gewesen sein.

Am 17. besuchten wir das Atelier *Camuccinis*[2]), dessen Kompositionen gut gruppiert, gut gezeichnet und gemalt und dennoch nicht naturwahr waren. Wie sollte auch der sanfte, gut erzogene, kokette Camuccini wissen, wie die Züge des Regulus aussahen, als er nach Karthago zurückkehrte, oder eines Virginius, wie er seine Tochter erdolchte? Wenn es ihm der Ballettmeister nicht beibringt, wird er niemals auch nur die geringste Ahnung davon haben. Wer das Meer nur bei einer leichten Brise gesehen hat, kann einen Sturm auf der

1) *Rebell*, Josef, Landschaftsmaler und Radierer, geb. zu Wien am 11. Januar 1787, gest. am 18. Dezember 1828 in Dresden. Er bereiste 1809 die Schweiz und Mailand, begab sich später nach Rom und 1811 nach Neapel an den Hof Murats. Von da 1815 nach Rom zurückgekehrt, wurde er 1819 dem Kaiser Franz bekannt, der ihn 1824 zum Galeriedirektor am Belvedere in Wien ernannte (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlexik. 1882, III. S. 122).

2) Vincenzo *Camuccini*, geb. zu Rom 1775, gest. daselbst 2. 9. 1844, italienischer Maler, päpstlicher Baron und Generalinspektor der päpstlichen Gemälde und der Mosaikfabrik. Er malte biblische und profangeschichtliche Bilder.

Leinwand nicht wiedergeben. Mein lieber Camuccini, frage dich bei Rebell an!

Dann verbrachten wir drei Stunden in der Peterskirche und stiegen schließlich in die Kuppel bis zum Kreuzknopf auf 700 Stufen empor. Man sieht dort Rom aus der Vogelperspektive, seine Ruinen, Paläste, Gärten, unzählige Kirchen und den Tiber, dessen schwerfälliges, gelbes Wasser den Staub der Jahrhunderte mit sich zu schleppen scheint. Ich genoß dieses Schauspiel, wie ich gestehen muß, trotz der enormen Steinbalustrade nur wenig, ich fühlte Schwindel, denn ich bin ja leider nicht so stark, wie die englischen Damen, deren Instinkt sie, wie die Raben, dazu treibt, so hoch, als nur möglich zu steigen. In dieser einen Beziehung möchte ich vielleicht mit den sonst so einfältigen, prüden und plappernden Insulanerinnen, die immer so bereit sind, sich vom ersten besten entführen zu lassen, tauschen, denn sie sind viel mutiger als ich, und wenn ich sie auf die Spitze eines Berges oder eines Turmes klettern sehe, bewundere ich sie aufrichtig.

Ich will von ihnen einen Streich nach ihrem Geschmacke erzählen: es existiert eine Strickleiter von einem Fuß Breite, die bei einer Luke des Kreuzknopfes hinaustritt, sich an die äußere, gewölbte Kupferkuppel anschmiegt und am Kreuze bis zu dessen Spitze emporsteigt. Diesen Weg muß der Mann beschreiten, der am Tage der Illumination der Peterskirche das Kreuz mit Lichtern zu versehen hat. Der Gedanke daran macht schaudern und doch ist der Mann gut angeseilt. Was soll man jedoch zu einer kleinen kurzröckigen Miß sagen, die eines schönen Mittags diese Leiter entdeckt, mir nichts, dir nichts hinaufklettert und auf der glänzenden Spitze des Kreuzes ein Billett an eine ihrer

Freundinnen mit der Aufschrift „Vom Kreuze der St. Peterskirche“ schreibt? Wenn ich nur daran denke, wird mir schlecht. Seit dieser „Heldentat“ ist der Zutritt zur Strickleiter strenge verboten und die Kustoden dürfen unter Verlust ihrer Stellung niemals einen Engländer oder eine Engländerin, die die Kuppel besichtigen, aus den Augen verlieren. Ein Milord wollte eines Tages seinen Führer zwingen, ihm die Luke zu öffnen, doch dieser entschlüpfte, sperrte die Türe zum Kreuzknopf ab und ließ den edlen Lord über eine Stunde im Finstern, bis endlich Gardisten kamen und ihn befreiten.

Das Vergnügen, in Rom zu sein, wurde mir durch ein rheumatisches Fieber, das die arme Konstantine befiel und ihr besonders heftige Kopfschmerzen verursachte, stark beeinträchtigt. Sie litt viel, namentlich durch den abscheulichen Lärm auf der Straße, jene Stimmen, die zu singen glauben und Tag und Nacht heulen, jene entsetzlichen Pifferaï, welche ihr jede Ruhe raubten und das Fieber steigen machten. Welch ein Unglück, in Italien krank zu sein, man findet keinen ruhigen Winkel im ganzen Hause. Wir waren wieder furchtbar logiert und zwar in denselben Zimmern, worin vor einigen Monaten die schöne und junge Prinzessin *Sanguszko* einem Nervenfieber erlag. Die gute, honigsüße Gräfin *Apponyi*[1]) hatte uns durch diese Wohnung den Aufenthalt verekelt und war schuld an der Krankheit Konstantinens. Ich zog nun entweder mit *Rasumoffsky* allein herum, meine arme Schwester ver-

1) Therese Gräfin *Nogarola*, geb. 5. 2. 1790, gest. Preßburg 19. 3. 1874, heiratete 17. 8. 1808 den Grafen Anton *Apponyi*, geb. 7. 9. 1782, gest. Nagy-Appony 17. 10. 1852, 1819 Gesandter in Rom, 1826—1849 in Paris.

missend, oder ich sass an ihrem Krankenlager, in Sehnsucht nach den Sehenswürdigkeiten, die ich dabei versäumte. Rom konnte jetzt wohl noch ein Gegenstand der Belehrung, doch nicht mehr der Freude für mich sein.

Am 22. Dezember schreibe ich in meinem Journal: Graf *Ficquelmont*[1]), der von Verona ankam, um den Posten eines österreichischen Gesandten in Neapel anzutreten, schickte mir einen Brief des M. de La *Ferronnays*. Dieser muß auf seine Reise nach Neapel, „the object of his most sanguine hopes", verzichten. Er gibt keinen Grund an, doch ich denke, es wird der bevorstehende Krieg zwischen Frankreich und Spanien sein, der alle französischen Gesandten zwingt, auf ihren Posten zu bleiben. Er ist verzweifelt, aber ich bedaure besonders die arme Lady *Acton*, deren Sehnsucht nach de La Ferronnays sich in ihrem damaligen Briefe in so rührender Weise kundgab. Ich bin über sein Wegbleiben gar nicht böse, ich wüßte nicht, was ich mit seinen Beteuerungen und Koketterien beginnen sollte.

Während ich früher nur das Atelier *Camuccinis* gesehen hatte, machte ich heute seine persönliche Bekanntschaft. Ich verdankte es dem Grafen *Esterházy*, diesen bescheidenen, geistreichen und mehr durch seinen Charakter, als durch sein Talent bekannten Mann kennen gelernt zu haben. *Camuccini* hatte gerade mit seinem Bruder zusammen einige wundervolle Gemälde gekauft, die er uns mit Freude zeigte. Es war sehr interessant, wie er Rasumoffsky und mir deren Schönheiten und Fehler erklärte, sie gegeneinander hielt und einen geschichtlichen Kommentar dazu gab. Für mich war es ein ganzer theoretischer Kurs über die Malerei. Dies alles sagte er in seiner harmonischen

1) s. Bd. I. 44.

und blumenreichen Sprache, wegen der er in Rom ebenso berühmt ist, als wegen seiner Bilder. Ein solches Italienisch ist für einen Nordländer, der in der Redekunst nur ein Mittel sieht, seine Gedanken auszudrücken, wahrhaft eine Symphonie und man ist versucht, zu glauben, daß so die Sprache unserer Stammeltern im Paradiese gewesen sein müsse.

Über unsere wiederholte Bitte zeigte uns Camuccini auch seine Skizzenmappe, obwohl er in seiner Bescheidenheit nicht begreifen konnte, wie hier angesichts der Meisterwerke der ewigen Stadt seine Kartons irgendein Interesse erwecken könnten. Meiner Meinung nach sind sie, was Komposition und Korrektheit anlangt, den besten Werken an die Seite zu stellen. Mit großer Wärme sprach er von Sir Thomas *Lawrence*[1]), ich machte ihn auf die vielen Zeichenfehler der Engländer aufmerksam, worauf er entgegnete: „Dies kann man einem Porträtmaler viel eher verzeihen, als einem Historienmaler, uns würde man es nicht vergeben, wenn wir irgendeinen Helden zum Krüppel machen würden. Übrigens“, meinte er lachend, „sollten sich die Toten darüber eigentlich weniger beklagen, als die Lebenden.“

Nach Camuccini besuchten wir das Atelier *Thorwaldsens*[2]), des ersten Bildhauers unseres Jahrhunderts, seitdem der arme *Canova* tot ist. „Es wimmelt dort von Kompositionen und fertigen Werken, obwohl Thorwaldsen sie nur zeichnet und die letzte Hand daran legt. Wir gingen durch vier bis fünf Gewölbe, voll von

1) s. Bd. II. 309.
2) Bartolomäus (Albert) *Thorwaldsen*, geb. 19. 11. 1770 zu Kopenhagen, gest. 24. 3. 1844 zu Kopenhagen, der berühmte dänische Bildhauer, lebte von 1820—1838 in Rom.

Statuen und Basreliefs. Die letzteren sind über alles Lob erhaben, wer kennt nicht seinen „Genius der Nacht“ und den des „Tages“, seinen großartigen Triumphzug Alexanders, ein unerschöpflicher Stoff der Belehrung für junge Künstler? In dieser Beziehung kann man nicht einmal Canova mit ihm vergleichen. Anders ist es mit den Statuen; obwohl schön in ihren Formen und in ihrer antiken Einfachheit, fehlt ihnen doch das Leben, es ist Galathea, bevor Prometheus das himmlische Feuer geraubt hatte. So sieht man z. B. seinen Merkur in einer graziösen Stellung, mit einer Hand die Flöte haltend, womit er Argus einschläfern will, mit der andern Hand vorsichtig das Schwert ziehend, das er dem Nichtsahnenden in die Brust stoßen will. Alles ist wahr und in poetischer Weise zum Ausdruck gebracht, und doch scheint die Figur eher zu Stein erstarrt, denn lebend. Unter der großen Anzahl bestellter Werke, die bald in alle Winde zerstreut sein werden, sahen wir einen kolossalen Christus, einem drapierten Felsen gleich, dann einen h. Johannes den Täufer in der Wüste, von acht bis zehn Personen in natürlicher Größe umgeben. Beide Werke sind sehr gelungen, sowohl im Ausdrucke, als auch in den Stellungen; sie sind für Kopenhagen bestimmt.

Thorwaldsen war nicht selbst im Atelier, aber ich sah ihn in Gesellschaft. Er gleicht selbst einer Statue, seine Muskeln und Formen besitzen die Starrheit und Festigkeit des Marmors. Seine Gesichtszüge, umwallt von langen, schweren Locken, sind die eines Jupiters, und sein blaßgrauer Augenstern gibt ihm den Blick einer Steinfigur. Auch seine Knochen scheinen aus Stein zu sein, denn neulich spielte ein Kind hinter ihm mit einer Pistole, die man für ungeladen hielt. Der Schuß traf Thorwaldsen aus nächster Nähe, aber die Kugel

plattete sich an seiner Brust einfach ab. Sein Charakter ist der eines Naturmenschen, und beim Tode Canovas soll er seinem Gefühle des Neides und Hasses in einer Weise Ausdruck gegeben haben, daß ich lieber nicht davon sprechen will, bevor ich nicht diese Tatsache festgestellt habe. Und doch war Canova der edelmütigste Rivale, der beste und sanftmütigste Mensch."

Bevor ich den Artikel Thorwaldsen schließe, muß ich noch eine Begebenheit notieren, die die Dankbarkeit des Kaisers *Franz* in ein wenig günstiges Licht stellt. Beim Tode des Marschalls *Schwarzenberg* war, so viel ich weiß, auf Drängen der Armee, bestimmt worden, daß ihm in einer Kirche gegenüber dem Grabmonumente des Prinzen *Eugen* ein ähnliches errichtet werde. Schwarzenberg hatte sicherlich, wenn auch nicht den Ruhm, so doch die Verdienste des Prinzen übertroffen, er sicherte nicht *einer* Macht den Sieg über *eine* andere. Er hatte einen Koloß, ein Schreckgespenst, eine Geißel aller Nationen zu stürzen, während er mit seiner Faust die verworrenen und leicht zerstörbaren Fäden einer Koalition lenken mußte. Seine in der Geschichte einzig dastehende Stellung war also nicht nur die eines geschickten Generals, er bedurfte noch viel mehr der Eigenschaften eines jeder Leidenschaftlichkeit und jeder menschlichen Schwäche baren Mannes. Diese (seit Agamemnon) beispiellose Aufgabe löste Schwarzenberg in idealer Weise, Ehre sei seinem Andenken!

Wenige Jahre waren seit seinem Tode vergangen und schon hatte der Herrscher, dem er die Krone und ein friedliches Alter sicherte, seiner vergessen. Es verhielt sich nämlich folgendermaßen. Im Jahre 1816, als man das Monument errichten wollte, wandte man sich an Thorwaldsen, der sofort die Zeichnungen machte und

sie an *Metternich* mit der Bitte sandte, sie dem Kaiser zu unterbreiten. Es kam keine Antwort, der Künstler mochte sich noch so oft um das Schicksal seiner Kartons kümmern, er vernahm nichts mehr. So vergingen die Jahre, das Gefühl der Dankbarkeit verblich und man hoffte ohne Zweifel, daß auch die Erinnerung es ebenso machen werde. Die Nachwelt wird jedoch darüber urteilen, wen wird sie wohl anklagen, Franz oder Metternich?

Bevor wir Rom verlassen, möchte ich noch über einige Personen sprechen, die wir kennen lernten, obwohl sie in mir lange nicht so großes Interesse erweckten, wie die Altertümer, welche ich jeden Vormittag sah. Das Ende des Jahres beschloß ich auf einem Ball beim Herzog *Laval*[1]), und einige Tage später folgte ihm ein Ball bei einem gewissen *Torlonia*[2]). Diese groteske Persönlichkeit, ein früherer Schankbursche, war damals der Allerweltsbankier, Besitzer vieler Paläste und Gärten und Fürst von *Bracciano*, welchen Titel er durch

1) Der Herzog Anna Adrian v. *Laval-Montmorency* (1768—1837), russischer Geh. Rat und Gesandter in Rom, seit 1828 in Wien, heiratete eine Prinzessin *Beloselsky-Belozersky* (gest. in Petersburg 1846).
2) Giovanni *Torlonia*, geb. zu Rom 1754 als Sohn des Kammerdieners Marin *Tourlonias* (gest. 1785) des Kardinals Aquaviva und der Maria Angela *Lanci* aus Rom; gest. 25. 2. 1829 dortselbst, stammte aus einer Bauernfamilie in Marat (Puy-de-Dôme). Nach de La Garde (II. p. 398) fing er mit Bijouteriehandel an und wurde, als er dem zukünftigen Papst Pius VII. zur Reise zum Konklave einige hundert Taler vorgeschossen hatte, von diesem aus Dankbarkeit zum Hofbankier, Marchese di Roma Vecchia und 1809 zum Herzog von Bracciano ernannt. De la Garde nennt ihn „heute einen der reichsten Kapitalisten in Europa“. Das Herzogtum Bracciano hatte er übrigens von den Odescalchi, die seit 1696 den Titel Duchi di Bracciano e di Ceri führten, erworben, allerdings besaßen die Orsini diese Besitzung ehemals auch. Über die ältere Genealogie der Torlonia (Tourlonias) siehe „Giornale arald.-geneal.-diplom.“, Pisa, 1888, Heft 2.

Ankauf des gleichnamigen Lehens, der Wiege der Familie *Orsini*, erwarb. Zuerst hatte er sich in einer poetischen Laune den Titel „Duca di Roma vecchia" nach einer seiner Besitzungen gegeben. Doch geschah es eines Tages, daß die Signora Torlonia Duchessa di Roma vecchia in einem Salon als „La vecchia Duchessa di Roma" angemeldet wurde. Diese Verwechslung hatte keineswegs den Beifall der Dame und, um ein für allemal einen Riegel vorzuschieben, kaufte man den Herzogstitel der Orsini.

Um nun zu dem Palais zurückzukommen, wo ich bei den Torlonias die Soirée zubrachte, so herrschte darin ein solcher Überfluß an Gemälden, Statuen und sonstigen Merkwürdigkeiten, daß ich im Gewühle der eingeladenen Gäste nichts genauer betrachten konnte. Ich besichtigte nur einen Plafond *Camuccinis*, dessen Entwurf ich in seinem Atelier gesehen hatte. Er stellte Psyche dar, wie sie von den Göttern aufgenommen wird. Obwohl das Kolorit noch nicht vollkommen naturgetreu war, gehörte doch der Plafond zu dem Besten, was Camuccini geleistet hatte. Es herrschte in diesem Olymp eine Harmonie, eine Helle und ein Glanz, daß man sich unwillkürlich frug: „Wie muß erst das Paradies aussehen, wenn der Olymp schon so reizend ist?

Torlonia besaß eine Herkulesstatue von *Canova*; ich liebe die Herkulesse nicht, aber der ehemalige Schankbursche war nur allzu glücklich, ein Werk des armen Canovas zu haben, dessen Tod sein Genie begrub. *Rasumoffsky* besaß ebenfalls eine Statue dieses Künstlers, eine junge, anmutige und süße Tänzerin[1]), aber leider

1) Ein bzgl., dem Fürsten Rasumoffsky gewidmeter Stich „La danzatrice" befindet sich in der Sammlung des Grafen Camillo Razumovsky in Wien.



Antonio Canova (1757—1822).

Rob. Focosi design. Luigi Rodos inven.

Aus der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek.

verkaufte er sie bald nach Canovas Tode an Lord *Stuart.* Diesen Morgen drückte es meinem armen Schwager fast das Herz ab, als er im Atelier Canovas den Gipsabguß seiner Tänzerin erblickte. Sie schien ihm zuzurufen: „Warum hast du mich verstoßen?“ Diese Begegnung veranlaßte uns, die Zimmer zu durchwandern, worin sich die Werke dieses so schnell entschwundenen modernen Phidias befanden. Fertige Marmorstatuen waren nur wenige vorhanden, sondern hauptsächlich Gipsabgüsse der Werke, an denen sich ganz Europa bereichert hat. Die weiblichen Figuren hatten eine ganz eigne Anmut und Rundung; was die männlichen anlangte, so erinnerten mich ihre verkürzten Halspartien und ihre etwas schweren Formen mehr an die römischen Antiken, als an die Eleganz und Geschmeidigkeit der griechischen Schule. Letztere hatte, wie ich gestehen muß, schönere Modelle, wobei ich nicht einmal berücksichtige, daß das Land viel reicher an großen Meistern war. Was Canovas Basreliefs anlangt, so reichen sie unstreitig weder an die Antike, ja nicht einmal an die Thorwaldsens heran. Die Magdalena von Somariva und eine andere tote oder schlafende Magdalena gefielen mir am besten von allem, was sich im Atelier vorfand. Dieses Sujet schien das sanfte und weiche Gemüt des Künstlers ganz besonders angeregt zu haben, er verstand es ausgezeichnet, jene rührende Poesie einer von Liebe, Reue und Hoffnung bewegten Frau auch im Tode festzuhalten. Man kann diese Magdalena, die so bitterlich weint, nicht bedauern, man beneidet sie vielmehr, daß sie in ihrem Herzen die Quelle zu solch schönen Tränen fand. In einem Zimmer des ersten Stockes sahen wir eine Gipsgruppe, darstellend die h. Jungfrau am Fuße des Kreuzes. Diese

hält Christus auf ihren Knien, während Magdalena, vom Schmerze überwältigt, niedergebrochen ist. Diese durch ihre Erhabenheit ausgezeichnete Komposition war für eine Kirche bestimmt, die Canova in seinem Geburtsorte Possanio bauen ließ; der Tod unterbrach jäh diese Pläne. Dies erzählte uns ein alter Wärter, der in wehmütiger Andacht dem Andenken und den Werken seines Meisters lebte. Mehr unter der Wucht des Kummers, als der Jahre gebeugt, sah dieser blasse und abgespannte Mann voll Trauer auf die Gruppe, die eine andere Hand, als die, welche sie entworfen hatte, vollenden sollte, um das Grab dessen zu schmükken, dessen Künstlerhand bereits in Staub zerfiel. Tränen entströmten seinen Augen, er wischte sie verstohlen ab und sagte, gleichsam zu einer Entschuldigung: „Er war eben so seelensgut, so gut! Sein Tod hat mich hier getroffen" und er wies dabei auf sein Herz. Diese Anhänglichkeit eines alten Dieners war wohl die rührendste Leichenfeier, sie bekräftigte mir die zahlreichen Lobsprüche, die ich über den Charakter Canovas hörte. In ihm hatte die Menschheit, ebenso wie die Kunst einen ihrer würdigsten Repräsentanten verloren. Wir sahen noch in seinem Arbeitszimmer sein vor kurzem von *Lawrence* gemaltes Porträt, ein Meisterwerk des englischen Malers. Selbst nach all dem Wunderbaren, was ich in Rom an Gemälden gesehen, berauschten mich das Kolorit und das Leben dieses Bildes.

Ich machte hier auch die Bekanntschaft eines sehr berühmten französischen Meisters. Leider hatte ich seine Werke noch nicht gesehen, was ich um so mehr bedauerte, da, wenn ich sie erblicken sollte, mein Urteil nicht mehr unparteiisch sein würde, so nahm mich

Guerin[1]), denn von diesem spreche ich, durch seinen Geist und seine Umgangsformen ein. Er kam hierher, um sich an die Spitze der französischen Akademie zu stellen, leider war seine Gesundheit so überaus zart, daß man nicht hoffen durfte, ihn lange der Kunst zu erhalten zu sehen.

Unter dem 10. schreibe ich: Von den römischen Merkwürdigkeiten sah ich nun auch den Papst[2]). Es ist schon meine Bestimmung, daß mich das, was alle Welt in Rührung versetzt, nicht bewegt. So muß ich auch jetzt gestehen, daß ich bei dieser Begegnung nur Lachlust empfand. Hier mein Bericht. Da wir wegen der vorgeschrittenen Saison nicht wie für Frauen üblich im Caffé ans[3]) empfangen werden konnten, so lauerten wir Seiner Heiligkeit bei seiner Morgenpromenade auf. Die Gräfin *Esterházy*[4]) führte uns ein, der Papst wußte davon. Bereits eine Stunde gingen wir auf dem Wege vor der Porta S. Sebastiano auf und ab, die Gräfin, Marianne, meine Schwester und ich, endlich nahte eine große groteske Berlingot, weiße Pferde, weißes Geschirr und weiß überall. Das Fuhrwerk steht stille, ein kleiner Greis in weißem Schlafrocke, weißem Mantel, großem Hute und scharlachroten Schuhen von eher wunderlicher, als pittoresker Gestalt steigt heraus. Er setzte sich in Bewegung und wir trippelten hinter-

1) Pierre Baron *Guerin*, französischer Maler, geb. 13. 5. 1774 zu Paris, gest. zu Rom 16. 7. 1833, erhielt 1797 den Rompreis. Er schuf eine Reihe von Gemälden im antikisierenden Stile. 1824 wurde er Baron.

2) *Pius VII.* (Gregor Ludwig Barnabas Chiaramonti), geb. 1740, Kardinal seit 1785, Papst von 1798—1823.

3) Welche Örtlichkeit im Vatikan damit gemeint sein soll, ist mir unbekannt.

4) Franziska Gräfin *Esterházy-Roisin* (1778—1845), s. Bd. I. 133 und II. 195.

drein. Als wir nahe genug zu sein glaubten, knixte die Gräfin *Esterházy* mit der ganzen Würde ihrer recht umfänglichen Persönlichkeit zusammen und wir desgleichen. Wir alle vier begannen nun auf den Knien über das Pflaster zu rutschen, um den h. Vater zu erwischen. Das dauerte länger als eine Minute, endlich flüsterte ein Monsignore, der dem Papste folgte, diesem etwas zu, worauf Seine Heiligkeit sich umwandte und uns den Segen erteilte. Das war aber der Gräfin Esterházy zu wenig, sie fuhr fort, sich zu verneigen und auf die Erde zu werfen und suchte fast mit Gewalt einen der heiligen Füße zu erhaschen auf die Gefahr hin, die Unfehlbarkeit zu erschüttern, bis sich endlich der h. Vater mit einer nichts weniger als sanften Miene nochmals umdrehte, ihr und uns die Hand zum Kusse reichte, einige unverständliche Worte zur Gräfin sprach, „volte face" machte und seinen Spaziergang fortsetzte. Wir aber blieben, wie ein paar Dummköpfe, auf dem Pflaster zurück, ich sah dem davoneilenden Papste, wie ich gestehen muß, mit nur geringer Sammlung nach und erst, als er meinen Blicken entschwunden war, erinnerte ich mich, daß ich dem Vater der Christenheit die Hand geküßt hatte.

Zur Entschuldigung und Rechtfertigung dieser von meiner sonstigen tiefinnerlichen Ehrfurcht vor dem heiligen Amte des Papstes so weit entfernten Gleichgültigkeit möge der Umstand dienen, daß auch die elende Verwaltung in Rom, deren Schäden überall zutage traten, mir ein Gefühl der Mißbilligung abnötigten. Ich bin zu wenig unterrichtet, um die Regierungsform und deren Verlegenheiten verurteilen zu können, aber der Schein spricht unbedingt gegen sie. Der Schmutz in der Stadt trotz aller Springbrunnen, die

große Zahl von Bettlern, die Vernachlässigung und der schlechte Zustand der Spitäler für die Männer, der gänzliche Mangel solcher für kranke Frauen, die entsetzliche Polizei, die falschen Maßnahmen, welche man gegen allerlei Unzukömmlichkeiten ergreift, die Briganten, die unter diesem Pontifex mehr denn je den Kirchenstaat verpesten, dies alles spricht nicht zugunsten seines Souveräns. Ebenso hätte auch die Aufführung Pius VII. in Frankreich unter Bonaparte eine Verteidigung gerade so nötig, wie seine Regierung und vielleicht würde sie ebensowenig gelingen. Wie gewöhnlich klagte man den Diener statt den Herrn an, um diesen rein zu waschen. Doch hat der Kardinal *Consalvi* nicht immer den Pontifex beraten, und das Gesicht, welches ich heute morgen an der Porta San Sebastiano gesehen, drückte einen ganz anderen energischen Willen aus, als der sanfte, melancholische und ein wenig einschmeichelnde Blick des päpstlichen Günstlinges.“

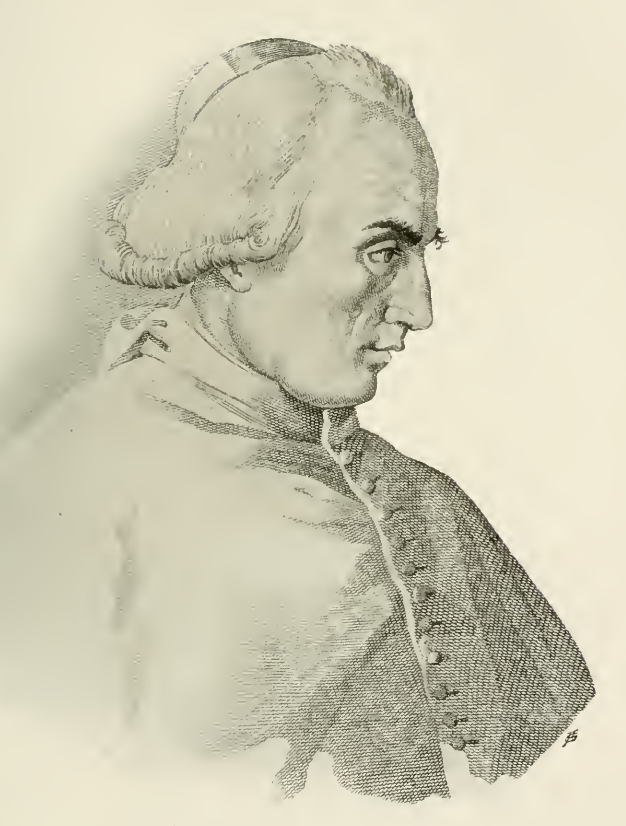
Im übrigen fühlte ich mich ebenso enttäuscht, als ich den Kardinal *Consalvi*[1]) kennen lernte, wie bei meinem Zusammentreffen mit dem h. Vater. Ich hatte ihn bereits beim Wiener Kongresse von weitem gesehen, ohne ihn näher zu beachten. „Sein Antlitz, obwohl schön, hat nichts Harmonisches, sondern einen Ausdruck von Unentschlossenheit und Unruhe; oft hat sein Lächeln im Gegensatze zu seinem Adlerblick etwas Einfältiges. In seinen Umgangsformen zeigt sich nichts Edles, man vermißt vielmehr die Würde; seine Höflichkeit ist die eines Mönches. Ich suche gewiß nicht in ihm den Anstand eines Mannes von vornehmer Geburt, aber ich bin verstimmt, an ihm auch nicht jene Überlegenheit

1) siehe später und I. 75.

zu entdecken, die das Genie oder der Adel der Empfindung verleihen, wie z. B. bei Capo d'Istria. Allerdings behauptet man, daß er beides besitze; dann muß ich eben bedauern, daß er eine Tugend zuviel hat, nämlich die Demut. Die Bescheidenheit erscheint mir für einen Kardinalsekretär mehr als hinreichend. In seiner Muttersprache habe ich Consalvi nie reden hören, in der französischen jedoch drückt er sich weitschweifig, unbestimmt aus, er wiederholt, verbessert sich oft und sucht seine Gedanken durch die Worte zu verbergen. Immerhin lernt man, ich möchte sagen, fast mit Überraschung, in ihm einen geistreichen Mann kennen, und frägt sich dann, was ihn eigentlich hindere, seinen Geist offen zu zeigen.

Morgen will uns unser Altertumskenner *Nibby*[1]) nochmals den Vatikan zeigen, abends hören wir dann eine Oper nach dem Geschmacke der Fürstin Zenaide *Wolkonski*, die von ihr und der Familie des bereits genannten *Barbieri*, ihres „Bergamis", gesungen wird. Übermorgen verlassen wir Rom, worüber ich nicht verstimmt bin, denn die Krankheit meiner Schwester hat mir den hiesigen Aufenthalt verdorben und meine Kammerjungfer ist so krank, daß sie mir nach Neapel nicht folgen kann. Dabei machte ich eben zu meinem Erstaunen die Wahrnehmung, daß in ganz Rom kein Frauenspital existiert. Ja woran haben denn die mehr als 300 Päpste gedacht oder vielmehr, was wurde aus den vielen Summen, die sie für die Kranken und Brest-

1) Antonio *Nibby*, geb. 4. 10. 1792, gest. 29. 12. 1839, einer der bekanntesten italienischen Archäologen, war 1820 Professor der archäologischen Wissenschaften am römischen Archivgymnasium. Später wurde er Professor bei der französischen Akademie. — Er verlangte vom Fürst Rasumoffsky, resp. der Gesellschaft, welche er herumführte, 1 Dukaten pro Tag.



Kardinal Ercole Consalvi.
(1757—1824.)

Nach einer Lithographie nach A. Testa in der
k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek.

haften bestimmten? Niemand konnte mir diese Fragen beantworten. Und doch scheint es beinahe unmöglich, daß sich während 18 Jahrhunderten unter der Zahl von Päpsten kein einziger gefunden hätte, der nicht ein Haus der Barmherzigkeit für das schwächste und am meisten allerlei Gebrechlichkeiten ausgesetzte Geschlecht gegründet haben würde! Haben solche existiert, warum sind sie verschwunden oder warum trugen sie nicht den Namen ihrer Erbauer? Weshalb werden denn die Namen der Päpste und römischen Fürsten nur genannt, um prunkvolle Paläste oder Gärten zu bezeichnen? In diesen meinen Betrachtungen liegt allerdings nichts Auferbauendes und ich hoffe, daß die Feinde der Kirche anders denken, denn sonst würden sie triumphieren."

Am 12. Jänner 1823 verließen wir Rom bei strömendem Regen und langten nach einigen Stunden in Veltri an, wo ich den langen Abend dazu benützte, um ein wenig über Rom und die Fürstin *Wolkonski* zu schreiben: „Oh l'ennuyeuse scélérate!" sagte Ludwig *Bombelles*[1]), sie hatte uns mit ihrer unausstehlichen Oper bis 1 Uhr nachts tatsächlich geknebelt. Wie hat sie mich ernüchtert! In diesem Theater von 18 Fuß Breite herrschte im Spiele der Akteure, im Parterre und unter den Zuschauern ein solcher Mangel an Zusammenhang, an Eleganz und Schicklichkeit, ein solcher Kabaretton, daß es direkt widerwärtig anmutete. Man glaubte nicht in einem Schauspiel der besseren Gesellschaft zu sein, sondern in einer Jahrmarktsbude. In einem solchen Lokal vier Stunden auf schmalen Bänken und bei 25 Grad Wärme zu verbringen, um die Tragödie der Jungfrau von Orleans von Schiller, in schlechte italienische

1) s. Bd. II. 222.

Verse übersetzt und von der Fürstin Wolkonski in eine Art Oper umgemodelt, anzuhören, war schrecklich. Man stelle sich ein Mosaik von Arien, Chören und ganzen Sätzen vor, die von überall zusammengestohlen und eines an das andere mit einem Kitt von schalen Rezitationen verbunden waren. Zwei Seiten lange Monologe mit unaufhörlichen Wiederholungen, bei deren Vortrage die Primadonna allerlei Attituden annahm, während die übrigen Schauspieler, die nicht wußten, was beginnen, auf und ab gingen, an ihren Kleidern herumzupften und sich Grimassen schnitten, um ihre Verlegenheit zu verbergen! Und welche Schauspieler! Ein *Barbieri*, ein Athlet, der Geliebte der Fürstin, der, mit einer Stentorstimme ausgestattet, wie ein Verrückter herumschlug, seine Schwester, als Karl VII. verkleidet, die mit ganz heiserer Stimme Arien sang, die niemand verstand und die sie durch das Feuer ihrer Augen, einer ganz steifen Agnes Sorel gegenüber, zu beleben suchte. Ihre Gesten waren so zärtlich und so frei, daß man trotz ihres schlecht verhüllten weiblichen Geschlechtes die Augen vor einem so frechen Liebhaber niederschlagen mußte. Der Rest der Schauspieler war unter jeder Kritik und dabei keine Möglichkeit zu lachen oder miteinander zu sprechen. Man schien dies nämlich vorausgesehen zu haben, denn in der Mitte des Parterres stand eine alte Frau, die Mutter der Familie Barbieri, im Nonnenschleier und zankte jeden ganz öffentlich aus, der es wagte, auch nur den geringsten Lärm zu machen. Wenn man am Schlusse sagen mußte, daß die Fürstin unendlich kunstvoll und mit Geschmack gesungen habe, so war dies reiner Zwang, gewiß aber keine Dankbarkeit. Was die übrigen, durchweg italienischen Stimmen anlangt — mit Aus-

nahme „du Roi roué et enroué“ — so waren sie ziemlich gut. Nur in Italien kann man unter Amateuren Chöre finden, die so gut harmonieren.

Die Fürstin *Wolkonski* soll wöchentlich zweimal derartige Vorstellungen geben, was ihr viele Schererei und der römischen Gesellschaft helle Verzweiflung bereitet. Ist es nicht wirklich verrückt, sich so ohne Zweck und in solcher Gesellschaft herabzusetzen? Ich erinnere mich gerade an eine sehr komische Szene, wobei der gekünstelte Ernst der Anwesenden Schiffbruch litt. Man gab bei dieser ersten Vorstellung, die ich bei der Fürstin mitmachte, Mahomed. Beim Aufziehen des Vorhanges im 2. Akt verwickelte sich dieser in den Röcken von fünf großen Priestern, die, in tiefsinnige Betrachtungen versunken, im Vordergrunde saßen. Der Vorhang bildete nämlich die schwache Seite der guten Fürstin. Man sah also zuerst zehn nackte Füße, dann zehn nackte Beine, der Vorhang enthüllte immermehr — bis endlich glücklicherweise fünf schwarze Samthöschen der allgemeinen Bestürzung Einhalt taten . . . aber dann diese fünf feierlichen Gesichter zu sehen, umrahmt von Bärten, die bis zum Gürtel reichten, darunter die bis zum Knie aufgeschürzten Röcke, nein das war ein Bild für Götter! Ein unauslöschliches Gelächter brach los, und wenn ich an diese fünf Priester denke, werde ich noch womöglich in meiner Agonie lachen.

Die Familie *Esterházy-Roisin* sah uns mit Bedauern scheiden und wir teilten ihre Gefühle. Vater und Mutter, die Töchter und Söhne sind so ausgezeichnete Menschen! Wir gehörten zu den Intimen ihres Hauses, der Graf begleitete uns auf unseren Ausflügen in die römische Kunstwelt und seine allerdings etwas ungeord-

neten Kenntnisse waren mir oft sehr nützlich. Außer den Esterházys sahen wir die Mme. *Naryschkin*, geborene *Lobanoff*[1]), die liebenswürdigste und angenehmste Russin, der ich jemals begegnete. Sie war geistreich, natürlich und wollte gefallen, was ihr Erfolg auch bewies. Der Graf und die Gräfin *Apponyi* überhäuften uns mit Aufmerksamkeiten, doch war die Gräfin sehr leidend, ein Grund, warum wir sie nur selten sahen. Sie hatte viele Freunde und Freundinnen, sie sollte ein Engel an Güte sein, was ihre Züge zu verraten schienen; ihre Manieren und ihre Konversation waren mir aber zu gekünstelt, als daß sie mir besonders gefielen, sie war keineswegs das, was die Italiener ingagno nennen. Der Graf dagegen war ein ausgezeichneter, guter und höf-

1) Marie Jakowlewna *Naryschkin* (1789—1854), geb. Prinzessin *Lobanoff-Rostovsky*, Gattin des russischen Obersthofmarschalls Cyrill Alexandrowitsch *Naryschkin*. Nach dem Urteil eines seiner Neffen, des Grafen V. Sollohub war sie wohl kränklich, aber eine sympathische, allgemein geachtete Persönlichkeit. Sie hatte zwei Söhne *Léon* (1809—1855) und *Sergius* (1819—1854) und eine Tochter *Alexandrine*, die in erster Ehe den Grafen *Woronzoff-Daschkoff*, in zweiter den Baron *Pouilly* heiratete. — Zu Marie Antonie *Naryschkin*, geb. *Czetwertinska*, der Gemahlin des russischen Oberjägermeisters D. L. *Naryschkin* (s. Bd. II. 139) sei eine amüsante Anekdote nachgetragen, die der badische Attaché in St. Petersburg Friedrich Freiherr v. *Blittersdorff* in seinen „Notamina" 1818/19 verzeichnet: „Eine Polin von Geburt und Gemahlin des Oberjägermeisters Naryschkin, die sogenannte „schöne Naryschkin". Eine sehr hohe Person (Kaiser *Alexander I.*) machte ihr ehemals sehr eifrig die Cour, wovon sich noch Spuren auffinden ließen. Als einstmals eine seiner (Naryschkins) Mätressen niedergekommen war, kam u. a. auch der Bruder des besagten Naryschkin, der durch seine Witze bekannte Oberstkammerherr v. *Naryschkin*, um zu gratulieren, nahm beim Eintreten Geld in die Hand, hielt diese dem Bruder hin und frug: „Pair ou non pair?" („Père ou non père?") Ebenso sagte der Witzbold dem Kaiser, als dieser ihm die schöne Frisur seines Bruders lobte: „Oui, Sir, il est *coiffé* de main de maître." („Ja, Majestät, sein Herr hat ihm Hörner aufgesetzt.")

licher Mann, der genau so viel Prätentionen erhob, als er Grütze besaß, getreu der österreichischen Devise: Honnête médiocrité — médiocrité honnête. Unter den Eingeborenen haben wir keine Bekanntschaften gemacht, es soll sich nicht verlohnen, oder, wie es mir wahrscheinlicher erscheint, die Römer zeigen sich nach italienischer Art gegen die Fremden nur unterwürfig und mißtrauisch, da sie sich durch ihre Inferiorität an europäischer Erziehung bedrückt fühlen. Man müßte Italiener werden, um sie kennen zu lernen[1]).

Unter den Engländern, der zweiten Bevölkerung Italiens, wurden wir mit den Fräulein *Berry*[2]), Freundinnen Horaz *Walpoles*, bekannt, von denen die eine die Briefe der Mme. du *Dudeffant*[3]) an eine literarische Größe, Voltaire, herausgab. Diese Damen machten in Rom ein angenehmes Haus und lebten in Eintracht und unabhängig, was nicht weniger ein Verdienst, als ein Glück ist.

Dann sahen wir oftmals die Lady William *Russell*[4]),

1) In einer Bleistiftnotiz widerruft die Verfasserin dieses harte Urteil.
2) Agnes *Berry* widmete 1831 der Fürstin Starhemberg-Arenberg ein reizendes Album mit oberitalienischen Ansichten. Im Besitze des Herausgebers.
3) Marie de Vichy Chamboud *Dudeffant*, Marquise, geb. 1696 in Bourgogne, berühmt durch ihre Galanterien und die glänzende und gewählte Gesellschaft, die sie in ihrem Salon empfing. Sie stand mit zahlreichen Geistesgrößen in Verbindung. Mit 54 Jahren erblindete sie und starb 1780. Ihre: „Correspond. avec Walpole et Voltaire" (pub. par Artaud) Paris, 1811, 4 vol.
4) Graf Rudolf *Apponyi* schreibt in seinem Journal 1826—50, Paris, Plon, 1913, Bd. I. 80f.: „Lady William *Russell* kam am 18. 10. 1827 nach Paris, geistreich, schön, jung, kapriziös, spricht englisch, französisch, italienisch, spanisch, deutsch, versteht Latein und Griechisch, liest die lateinischen und griechischen Klassiker in ihrer Sprache und weiß Verse auswendig. Trotz aller Gelehrsamkeit wie ein Kind von 12 Jahren, aber sehr launenhaft und voll rage d'élégance" (s. auch diese Memoiren Bd. I. 114).

die Tochter jener einfältigen Mme. *Rowdon*, die vor einigen Jahren in Wien lebte und sich von ihrem hinkenden Gatten mit der Krücke schlagen ließ. „Lady William ist schön und gehört zu jenen englischen Damen, die durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und Konnexionen hervorragen. Was sie aber vor ihren Konnationalinnen auszeichnet, liegt darin, daß sie gebildet ist, ohne prätentiös, natürlich, ohne einfältig und liebenswürdig, ohne eine Plaudertasche zu sein. Ihr Gatte soll alle geistigen Eigenschaften seiner Frau besitzen, da aber in der Familie Russell die Schweigsamkeit eine ausgemachte Sache ist, so bleibt der Lord William in Gesellschaft ein verschlossenes Buch. Beide gehören der Opposition an."

Richard *Clanwilliam*[1]) hatte uns den Lord *Sandon*[2]), seinen Freund, anempfohlen. Dieser wäre liebenswürdig, wenn nicht ein Sprachfehler seine Ausdrucksweise sehr behinderte; die Ideen, welche er mitteilte, litten übrigens nicht darunter, zum Unterschiede vom Herzog von *Laval*, dessen geistiges Stammeln beinahe Schuld an seinem physischen Stottern trug. „Im übrigen ist Laval ein guter, edler, loyal denkender Mann, doch muß man sich hüten, ihn zu charakterisieren. Manchmal beißend, manchmal einfältig, überrascht er durch seinen feinen Witz im Momente, da man ihn für einen Tölpel hält, oder er betäubt einen durch seine Dummheit, wenn man ihn gerade für geistreich erklären möchte. Es wäre spannend, dieses moralische Phänomen zu studieren, aber wer hätte Geduld

1) s. Bd. II. 215.
2) Dudley Ryder Earl of Harrowby, Viscount *Sandon*, geb. 23. 5. 1798, heiratete 15. 9. 1823 Franziska, Tochter des ersten Marquis von *Bute*.

genug dazu? Man könnte dabei Hungers sterben. Der arme Herzog hat gerade seinen einzigen Sohn im Alter von 20 Jahren verloren: das macht ihn nicht amüsanter und das ihm gegenüber aufgewendete Mitleid wird zur Pein“.

Die kurze Zeit, die wir in Rom zubrachten, und die Krankheit meiner Schwester verhinderten uns, unseren Bekanntenkreis auszudehnen, dennoch muß ich noch zwei politische Berühmtheiten — wenigstens für diese Zeit und für Frankreich — erwähnen, die eine ist Baron *Pasquier*[1]), die andere Baron de *Serre*[2]). „Der erstere spricht interessant und belehrend und ist, ohne die Eleganz der großen Welt oder eine vornehme Kinderstube zu besitzen, nicht ohne Anmut und liebenswürdiges Benehmen. Der andere, durch seine Rednergabe berühmt, will sich anscheinend in Gesellschaft nicht verausgaben, denn er geizt mit seinem Geist und selbst mit seinen Worten. Ich hatte ihn in Verona mit M. de La *Ferronnays* öfters gesehen, trotzdem passierte es mir, daß mich Baron de Serre zu einem Diner führte und mich nach dem Namen seiner rechten Nachbarin frug. Als ich ihm diesen genannt hatte, fügte er hinzu: „Und die zu

1) Etienne-Denis, Baron (später Herzog) *Pasquier*, geb. 22. 4. 1767 zu Paris, gest. 5. 7. 1862, franz. Staatsmann, Polizeipräfekt in Paris, dann General-Straßen- und Brückendirektor, Garde des sceaux s. 1817, später Präsident der Pairkammer (s. 1830), Kanzler s. 1837, Herzog s. 1844 (s. Nouvelle Biographie génér., Paris 1862, 39. Bd., Sp. 288 ff., Öttinger, Moniteur).

2) Pierre-François-Hercule Comte de *Serre*, geb. 12. 3. 1776 zu Pagny-sur-Moselle, gest. zu Castellamare 21. 7. 1824, franz. Staatsmann und Redner, zuerst Militär, später Rechtsanwalt, s. 1811 Generaladvokat in Metz, später Abgeordneter, s. 1817 Präsident der Kammer u. Nachfolger Pasquiers bis 1818, s. 1820 Staatsminister und Graf. (Ausführl. Biographie in obiger „Nouvelle Biographie“ 43. Bd. Sp. 789 ff.)

meiner Linken?“ Die Frage war mehr naiv, als höflich, auch hielt ich ihn zum besten, indem ich mich in ein strenges Inkognito hüllte und ihm antwortete, er würde zur Strafe für seine Gedächtnisschwäche niemals den Namen dieser seiner anderen Tischnachbarin erfahren. In der Tat bat ich alle Gäste, mich nicht zu verraten. Er erfuhr ihn auch nie und tröstete sich darüber.“

Am 13. Januar langten wir nach glücklicher Passierung der pontinischen Sümpfe in Terracina an. Abgesehen von den Briganten, die sich darin versteckt halten sollen, ist man froh, sie so rasch als möglich zu durcheilen, denn die Gegend bietet außer einer Menge von Wasservögeln, Kibitzen und im Sommer von großen Büffelherden nichts Merkwürdiges. Terracina ist eine alte römische Stadt (Auxur) mit Resten eines Tempels. Wir wohnten am Strande und gleich nach unserer Ankunft unterhielt ich mich mit Therese, dort Muscheln zu suchen. Eine Unzahl gebräunter Knaben folgte uns und bot uns Muscheln an, die sie viel schneller sammelten als wir. Anfangs amüsierten uns ihr Ungestüm und ihre Grimassen, aber sie wurden so frech und machten einen solchen Lärm, daß wir genötigt waren, uns nach Hause zu flüchten. Terracina ist fast ausschließlich von Briganten oder ihren Hehlern bevölkert, die Kinder, besonders aber die kleinen Mädchen, haben auch ganz abstoßende Züge.

Am 14. blieben wir schon in Gaëta, da wir zwischen diesem Ort und Neapel nicht mehr übernachten wollten. Der heutige Weg war der gefährlichste unserer ganzen Reise. Die Straße zog sich zwischen steilen Felsen, bedeckt mit Gesträuch und Löchern hin; die Briganten hatten also alle Gelegenheit, sich vor und

nach ihren Überfällen gut zu verstecken. Man sagte, daß man sie nie ganz ausrotten oder auch nur verhindern könnte, daß diese Gegend nicht immerwährend eine Zufluchtsstätte für Mörder und Diebe wäre, ich meinte aber, daß diese Ansicht der Regierung und vor allem ihre Schwäche den Briganten nur sehr willkommen sein konnte. Niemals oder doch nur äußerst selten sahen sie sich von päpstlichen Truppen verfolgt; man sendete ihnen nur schwache Patrouillen nach, statt sie durch einen Guerillakrieg mürbe zu machen. Man hätte sie bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgen und sie dort belagern, vor allem aber ihnen die Zufuhr der Lebensmittel unterbinden müssen. Zu Murats Zeiten war kein Räuber mehr zu sehen. Allerdings verfiel der König *Joachim* auf ein energisches Auskunftsmittel, das mit der Würde eines rauhen Degens und Eroberers besser vereinbar war, als mit der eines väterlich denkenden Herrschers. Er durfte es aber versuchen, er der siegreiche General, er der Fremde. Zuerst legte er starke Bataillone in alle Bergdörfer, dann gab er strengen Befehl, jeden zu füsilieren, der außerhalb der Ortschaften Lebensmittel bei sich trüge. Diese Ordre wurde so pünktlich befolgt, daß ein achtjähriges Kind, das seinem Vater das Essen auf das Feld hinausbringen wollte, sofort dort, wo es betroffen worden war, erschossen wurde. Durch die Angst und den Hunger mürbe gemacht, entfernten sich die Briganten in kurzer Zeit und zerstreuten sich. Sie hatten ihren Meister in Murat gefunden. Diese Maßnahmen scheinen unmenschlich, doch sind sie vielleicht grausamer, als diejenigen, deren Unzulänglichkeit das Übel nur vermehrt, statt es aufzuhalten? Ist das Blut der Reisenden oder der armen Gendarmen weniger kostbar, als das des Sohnes eines

Elenden, der jenen zum Mörder erzieht? Seit der Besetzung des Landes durch unsere Truppen und namentlich seit der Affäre des Oberst *Coudenhove*[1]), der von Räubern in die Berge geschleppt wurde und dort neun Tage unter den Dolchen von Mördern verbrachte, sind die Briganten zahmer geworden. Die Situation des Obersten war aber entsetzlich. Durch große Eilmärsche auf steilen und steinigen Pfaden ermüdet, Hunger leidend und von seinen eigenen Soldaten wie ein wildes Tier von Fels zu Fels gehetzt, geschah es einst, daß er die Stimmen seiner Korporale erkannte, ohne unter dem Eindrucke der Todesdrohungen sie herbeirufen zu können. Als die Briganten endlich alle ihre Vorräte aufgezehrt hatten und von allen Seiten eingekreist waren, ließen sie Coudenhove frei, indem sie seine Knie umklammerten und seine Vergebung erbaten für den Fall, daß sie in Feindeshand fallen sollten. Die Festigkeit, mit der man jedes Lösegeld ablehnte, wird den Briganten wohl einen Respekt vor den österreichischen Soldaten beigebracht haben, doch macht sie nur die Aussicht, ernstlich verfolgt zu werden, zurückhaltend, denn was vermöchte auch eine Eskorte von vier bis sechs selbst der tapfersten Leute gegen 30 gut versteckte Räuber, die sich plötzlich auf die Ahnungslosen herabstürzen? „Da sie die Reisenden nicht mehr anzugreifen wagen, entschädigen sie sich an den unglücklichen Einwohnern des Landes. Die Entführungen und Morde mehren sich. Vorgestern fand man auf der von uns befahrenen Straße einen Bauer, dem man den Kopf

1) Franz Ludwig Graf *Coudenhove*, geb. 24. 1. 1783, gest. 4. 12. 1851, k. k. Kämmerer, Geh. Rat, F. M. Lt. und Obersthofmeister des Erzherzogs Ludwig, heiratete Jacobine Freiin v. *Löwenstern* auf Löwenhof, geb. 4. 2. 1783, gest. 24. 11. 1860.

abgeschnitten und die Zunge herausgerissen hatte; er soll einer ihrer Helfershelfer gewesen sein, den sie des Verrates verdächtigten. Von solchen Gedanken bedrückt, durcheilt man, so rasch als es die endlosen Berge erlauben, während zweier Poststationen ein schauerliches Defilé. Überall Abgründe und schroffe, mit niederem Buschwerke bedeckte Felsen, keine Spur menschlichen Lebens oder einer Behausung, außer von Zeit zu Zeit eine Schrecken einflößende Hütte. Und dennoch zeigt sich inmitten dieser traurigen Szenerie das lachende Italien: hier ein Granatbaum, dessen feuerrote Blüten sich über einer alten Mauer wiegen, hier ein Bukett rosenroten Oleanders, der die schadhafte Säulenhalle eines verlassenen Hauses schmückt; aus jedem kleinsten Risse eines Felsens, wohin der Wind eine Handvoll Erde getragen, sprießt lebensfrischer, dichter Lorbeer, jener allgemeine und doch so überflüssige Schmuck des modernen Italiens, hervor. Beim Ausgange von Atri, einem elenden Neste, einer wahren Mördergrube, aus baufälligen Häusern und engen, krummen Straßen bestehend, breitet sich über geschwärztem Mauerwerk ein ganzer Wald von frischgrünenden Orangenbäumen voll goldiger Früchte aus. Man ist versucht, zu sagen, eine Fee habe mit ihrer Zauberrute dieses üppige Boskett inmitten all dieser Greuel geschaffen, um darunter einen geheimnisvollen Amor besser verstecken zu können. Allüberall lächelt in diesem von den Göttern gesegneten Lande anmutige Poesie der düstersten Wirklichkeit zu; dies kommt daher, weil die Natur überall Wohltaten ausstreut, während der Mensch schlecht und lasterhaft ist."

Ich verbrachte mehrere Stunden damit, den Golf

und die Festung von Gaëta abzuzeichnen. Es war allerdings unklug, denn ich war allein und ziemlich weit von den Häusern entfernt. Erst vor wenigen Wochen wurde der Podestà des Ortes einige Schritte von seiner Wohnung von Briganten aufgehoben. Ich ahnte natürlich damals nichts davon.

XXVIII. NEAPEL UND DIE OSTERWOCHE IN ROM

Am 16. Januar 1823 kamen wir bei anbrechender Dämmerung in Neapel an. Wilhelm *Lichnowsky* hatte uns eine gute Wohnung genommen; rechts dehnte sich der Posilipp in seiner ganzen Länge aus und das Meer lag gerade vor unseren Fenstern. Das einzig Unangenehme war nur eine künstliche Luftzuganlage, die ja vielleicht zur Linderung der Sommerhitze recht angenehm sein mochte, für Nordländer jedoch, die der Herrschaft des Rheumatismus und der Katarrhe unterworfen sind, bedenklich war.

Infolge der österreichischen Okkupation fanden wir unter den 30—40 000 Landsleuten vier oder fünf Bekannte. Bernhard *Mayhirt* besuchte uns gleich mit dem kleinen *Starhemberg*[1]), dem Bruder meiner Schwägerin. Man fand diesen ziemlich nett, ich hielt ihn aber nur für standhaft im Schweigen, linkisch in seinen Manieren und fast für ein Seitenstück zu seinem älteren Bruder. Dann waren noch der Prinz Philipp von *Hessen*, der General Graf *Haugwitz*[2]), der Baron Karl *Hügel*[3]), *Schulen-*

1) Graf Georg *Starhemberg* (1802—34), s. II. Bd. 286.
2) Eugen Wilh. Graf *Haugwitz*, F. M. Lt., Ritter des Maria-Theresienordens, Hoch- und Deutschmeister, geb. 1777, gest. 1863.
3) Karl Alex. Anselm Baron *Hügel*, geb. 25. 4. 1796, gest. 2. 6. 1870, Rechtsgelehrter, Diplomat und bekannter Reisender, war bis 1824 der k. k. Gesandtschaft in Neapel zugeteilt (s. S. 122).

burg[1]), *Sagan*[2]) und *Lichnowsky*[3]) hier; so viel an Landsleuten. Diesen gesellten sich noch ein Mr. *Bonard*, ein Engländer, und ein Franzose M. *Fontenay*[4]) bei, die beide liebenswürdig sein sollten. Sonst nichts mehr! Es gab nur wenig Männer, die schlecht und recht sprechen konnten, dagegen war die Zahl der liebenswürdigen Frauen viel größer. So gab die Herzogin von *Sagan* jeden Abend nach dem Theater kleine Gesellschaften bei sich und hatte uns bereits mit allerlei Aufmerksamkeiten überhäuft; die Gräfin *Stackelberg*[5]), Gattin des russischen Gesandten, Gräfin *Ludolf*[6]), ihre Schwägerin, deren Mann sehr nett sein soll, Mme. *Préville*, Gattin des französischen Vizeadmirales in neapolitanischen Diensten und Mylady *Acton* gehörten auch in die Reihe der Damen, die man gerne aufsuchte.

Ich war sehr neugierig, die Mylady, wie sie hier überall genannt wurde, und die ich bereits aus den Berichten M. de La *Ferronnays* kannte, zu sehen. Sie war aber, als sie uns besuchte, so verlegen, daß man an ihrem Geiste hätte zweifeln können. „Ich hatte mir von ihr eine ganz andere Vorstellung gemacht, denn erstens ist sie nicht hübsch, zweitens sieht sie nicht wie eine Dame ihrer Stellung aus, drittens ist sie weder reserviert noch aufrichtig, kurz eine Menge Negationen. Aber alle sind in

1) s. Bd. II. 221, 228.
2) s. Bd. II. 221.
3) s. Bd. II. 198.
4) Chevalier de *Fontenay*, franz. Diplomat, 1825 in Petersburg attachiert, 1829 Gesandter in Stuttgart.
5) Karoline, geb. Gräfin *Ludolf*, heiratete 1805 den Grafen Gustav *Stackelberg* (1766—1850), russischen Kammerherr, Geh. Rat, Gesandten in Neapel.
6) Josef Konstantin Graf *Ludolf* (gest. 1875), neapolitanischer Gesandter beim heiligen Stuhle, heiratete um 1818 Theresia *Weißenhoff* (gest. 1869).



F. M. L. Franz Freiherr von Koller (1767—1826).

Aus dem braunen Album der Verfasserin (1823)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

sie verliebt, so Wilhelm *Lichnowsky*, *Bonard*[1]), *Fontenay* u. v. a. Sie läßt sie zappeln und sie sterben nicht daran. Dieses unschuldige Spiel ist aber mit der gewissen Leidenschaftlichkeit kaum vereinbarlich; vielleicht ist ihre Romantik nichts weiter als eine Stilblüte."

Die Actonsche Verwandtschaft[2]) war sehr kompliziert, man konnte dabei die Geduld verlieren. Dadurch, daß mein Großvater, Graf *Trips*, aus seiner zweiten Ehe mit einer Baronin *Rathsamhausen* zwei Töchter hatte, deren eine den Gouverneur von Gaëta, Sir Josef Eduard *Acton*, heiratete, den Vater der Mylady Acton, die andere aber den Grafen Grigné *d'Albon*, deren Tochter Zoë wieder den Bruder der Mylady, Karl *Acton*, ehelichte, war eine doppelte Verwandtschaft hergestellt. Die Schwester der Zoë Acton-d'Albon hatte einem unbedeutenden Manne, M. *Escalon*, der nichts war, die Hand gereicht. Ehemals war er allerdings reich. Diese Verwandtenzahl würde sich dann noch durch die Mutter Myladys, meine Tante Madame *Acton*, durch deren zweite Tochter, Frau von *Dachenhausen* und ihre zwei Söhne, sowie eine Schwiegertochter vermehren.

„Unaufhörliche Regen verhindern jeden Spaziergang; da ich übrigens nur die Gesellschaft oder das Theater sehen könnte, so bleibe ich gern zu Hause. Die Oper ist derzeit schlecht und das Ballett noch mehr. Die einzige Zierde von San Carlo ist Mme. *Fodor*, denn trotz ihrer Häßlichkeit und ihrem minderwertigem Spiele singt sie gut. Der Saal von San Carlo ist herrlich und fast zu groß, denn er sieht leer aus. Ich glaubte, daß sich die Neapolitaner im Theater sehr lärmend benehmen würden, da sie ja fortwährend schreien, aber hier schweigen sie. Man

1) Mr. Bonard, ein englischer Arzt.
2) Siehe die umstehende Stammtafel.

applaudiert nicht einmal aus lauter Respekt vor dem Hofe, wenn er anwesend ist und sonst aus Gewohnheit, wenn er nicht da ist. Diese Stille macht das Theater, das man mehr aus Pflichtgefühl, als um dort eine Unterhaltung zu finden, besucht, recht traurig. Und trotzdem betrachtet es jede neapolitanische Dame als das größte Unglück, wenn sie nicht den Abend in ihrer Loge verbringen kann. Mit Ausnahme der sehr seltenen „Ricevimenti", ist das Theater der einzige Ort, wo die Italienerinnen Bekannte sehen; die Männer machen ihre Besuche in den Logen, wo sich der Brauch eingebürgert hat, daß der zuerst Angekommene seinen Platz dem zuletzt Eingetretenen räumen muß. Dies wiederholt sich mindestens alle Viertelstunden, unterbricht jedes Gesprächsthema und erleichtert es, vier Stunden hindurch, immer wieder dieselben Fragen und Phrasen zu wiederholen. Diese Einrichtung ist offenbar die Schuld daran, daß die Italienerinnen kein Gespräch führen können; sie sind nicht liebenswürdig, und wenn sie geistreich sind, so blenden sie nur durch ihre Naivität oder durch unvorhergesehenes Überspringen auf ein anderes Thema. Diese Unbeholfenheit in der Konversation wird aber durch eine andere Art der Beredsamkeit ersetzt, die Augensprache, welche von ihnen mit der höchsten Vollendung gehandhabt wird und oft über den ganzen Saal reicht. Die Neapolitanerinnen und vor allem die Sizilianerinnen zeichnen sich darin aus; ja, diese wenden die Kunst selbst dazu an, um durch ihre Blicke ganz einfache Gegenstände des täglichen Lebens zu bezeichnen. Eine Neapolitanerin wollte einst die Ungläubigkeit des Generals *Koller*[1]) bekehren, der behauptete, die Augen-

1) Franz Freiherr v. *Koller*, geb. Münchengrätz 27. Nov. 1767, gest. Neapel 22. Aug. 1826, F. M. Lt., wurde 1821, als die Revolution

Sir Edward *Acton*, Urenkel des zweiten Baronets Acton, Sohn des Londoner Kaufmanns Edward Acton und Katharina *Steventon*, Arzt in Besançon, heiratete ca. 1735 Francis *Boys de Gray* (Duboys de Gresse) aus Burgund.

1. Sir *John* Francis Edward [nach dem Tode seines Vetters Richard V. Baronets Acton (1712—1791)] VI. Baronet *Acton*, * 1736 zu Besançon, der berüchtigte Premierminister Ferdinand V. v. Neapel, 1804 vertrieben, † 12. 8. 1811 zu Palermo; ∞ 1799 seine 14 jährige Nichte Maria Anna („Mylady") *Acton* (s. unten).

1. *Ferdinand Richard* Edward VII. Baronet *Acton*, * 24. 7. 1801, ∞ Paris 9. 7. 1832 mit Maria Luise-Peline, einziger Tochter des Herzogs Emerich Josef *Dalberg* und nahm 1833 den Beinamen *Acton-Dalberg* an. (Dessen Deszendenz blüht noch.)

2. *Karl* Januarius Edward, * 6. März 1803, Kardinal 24. 1. 1842, † vor 1850.

3. *Elisabeth*, * 1804.

2. Sir *Joseph* Edward *Acton*, * Besançon 1. 10. 1737, † nach 1818, neapolitanischer Generalleutnant und Gouverneur von Gaëta, ∞ Düsseldorf ca. 1785 mit Eleonore Baronin (späteren Gräfin) *Berghe von Trips*, T. des Franz Georg Anselm Grafen Trips und Eleonore Kunigunde Freiin v. Rathsamhausen.

1. *Marie Anna*, * 1785, ∞ 1799 mit John Francis Baronet *Acton* (s. oben).

2. *Karl*, * 1786, † Neapel, 12. 1. 1830, Kapitän der neapolitanischen Marine, ∞ 12. 4. 1817 mit Zoë, Tochter des Grafen Grigné *d'Albon* und der Marie Gräfin *Trips* (Schwester der Obigen). Zoës Schwester: Pauline ∞ M. *Escalon*.

Kinder: a) *Edward*, * März 1818;

b) *Georgine*, * Neapel 12. 5. 1823, † 30. 12. 1891, Adoptivtochter der Fürstin Konstantine Rasumoffsky-Thürheim; ∞ Villa Friedegg in Schwertberg 25. 8. 1847 mit Kurt Grafen und Edlen Herrn zur *Lippe-Weißenfeld* (1812—1895).

3. *Henry*, Kapitän des 12. englischen Lanciers-Rgt., ∞ 1817 mit Charlotte *Clugston*.

4. *Isabella* Auguste Francis, * 1794, † Neapel 20. 11. 1841, ∞ Palermo 10. 8. 1812 mit Joh. *Heinr.* Freiherrn v. *Dachenhausen*, * Hanau 31. 1. 1781, † Niedersbach b. Frankfurt a. M. 26. 12. 1865, englischer Hauptmann und Brigade-Major, 1815 Adjutant des Herzogs von Wellington bei Waterloo.

5. *Franz*, * 1796, Leutnant in der deutschen Legion, † 1820.

ACTON

sprache könne nur dazu verwendet werden, um das Herz sprechen zu lassen. Sie bat ihn, irgendeinen Gegenstand zu verlangen. Man war gerade beim Diner, der General bat die Dame ganz leise um eine lebende Taube. Jene wirft einem ihrer Bedienten einen flüchtigen Blick zu, er verschwindet und in weniger denn drei Minuten flattert eine schöne Taube im Zimmer herum.

Die fremden Damen ziehen den Theaterbesuch der Augensprache, die sie vielleicht nicht so ausdrucksvoll handhaben können, wie das Wort, vor; man sieht sie auch jeden Abend in San Carlo. Diese Lebensart behagt mir, die ich nicht gerne wegen einer nichtssagenden Konversation aufbleibe, ganz und gar nicht, ebenso wenig, wie eine andere Unsitte in Neapel, nämlich das Visitenmachen am Vormittage. Auf mich, der die arbeitsreichen und ruhigen Morgenstunden direkt das Lebensglück bedeuten, wirkt es empörend, wenn ich sie durch abgeschmackte Visiten und geistlose Gespräche profaniert sehe. Mein Geist bedarf einiger Stunden der Sammlung, bevor er seine Schwingen nach außen wendet; entzieht man ihn zu frühe seinem Monologe, so fühlt er sich in der Gesellschaft wie betäubt. Mein Zimmer ist so nett, ich fühle mich so wohl darin: Hübscher Kamin, eine praktische Einrichtung zum Zeichnen, ein guter Lehnstuhl, nette Möbel und die Aussicht auf das Meer. Ein kleines Paradies, und da sollte ich jeden Augenblick fortgehen, um den Faulenzern die Zeit totschlagen zu helfen! Nein, wie auch die Landessitte sein mag, ich werde mich ihr nicht unterwerfen. Was kann mir Üble-

in Neapel ausbrach, Generalintendant der österreichischen Armee, verblieb 5 Jahre im Königreich Neapel und trug viel zur Beruhigung des Volkes durch seine Unparteilichkeit bei. Er starb dortselbst nach einer anfangs unbedeutenden Unpäßlichkeit.



Mein Schlafzimmer in der Casa Caramanica in Neapel (1823).

Aus dem italienischen Album der Verfasserin,
im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

res passieren, als daß ich als stolz passiere. Um so besser, nichts ist bequemer, als ein festbegründeter Ruf!

Unsere Bekanntschaft mit Mylady *Acton* erwärmt sich nicht, sie scheint überhaupt mit niemanden intimer zu sein, als mit Mme. de *Preville*, von der sie beherrscht wird und die sie fürchtet, ohne sie zu lieben. Mit 14 Jahren an einen fast 70 jährigen Mann, ihren Onkel, den Minister *Acton*, verheiratet, wurde sie von diesem der Mme de Preville anvertraut, in der sie immer nur eine Kupplerin sah. Übrigens war das Benehmen der Mylady Acton tadellos; in den ersten Jahren ihrer Ehe bekam sie drei Kinder, deren Legitimität von niemandem in Zweifel gezogen wurde, und im Gefühle der Furcht vor ihrem Gemahl blieb sie ihm bis zu seinem Tode treu. Bald darnach begann ihr Verhältnis mit M. de La *Ferronnays*, dann folgten Inkonsequenzen, Unbesonnenheiten und eine Neigung, sich immer huldigen zu lassen. Es kam aber nichts vor, was ihre Reputation wirklich ernstlich gefährdet hätte. Eine gute Tochter, Mutter und Freundin, gegen alle zärtlich, die sie lieben, wird sie auch wieder von ihren Bekannten geliebt oder wenigstens geschätzt. Ich fing mit dem zweiten an und hoffe, mit dem ersten zu schließen. Zu sehr an die italienische Art gewöhnt, hat die Mylady Acton, Frauen gegenüber, nur eine offenherzige Intimität, während sie für die Männer die Schätze ihres Geistes aufspart und nur mit ihnen wirklich liebenswürdig ist.

Die Männer fühlen sich mit einer koketten Bemerkung, die nur für einen einzelnen bestimmt scheint, zufriedengestellt und hoffen weiter; dies verleiht ihnen Beständigkeit. Die Männer können ja lange hoffen, vorausgesetzt, daß man ihnen die Hoffnung läßt, und dann trägt auch die Konkurrenz ihren Teil bei; würde sich einer

zurückziehen, er würde dadurch zugeben, daß er keinen Erfolg hatte.

Mylady hat eine sehr schöne Tochter von 15 Jahren und ihr Sohn verspricht, ein liebenswürdiger, junger Mann zu werden. Er scheint das ziemlich würdelose Auftreten seiner Mutter zu mißbilligen. Neulich beklagte sie sich, einem ihrer Verehrer gegenüber, daß ihr Sohn in sie verliebt und auf alle eifersüchtig sei, die ihr nahten. Dieser Spaß hat sich unter den Deutschen mit einer etwas eigentümlichen Akzentuierung verbreitet. Unsere zwei anderen Kusinen Mme. Charles *Acton* und Mme. *Escalon* sind sehr nett, sie legen Interesse und Wohlwollen gegen uns an den Tag und man erkennt in ihrer Konversation sofort die Anmut der französischen Liebenswürdigkeit; aber sie sind beide arm und gehen nirgends hin."

Am 26. wurden wir dem Prinzen und der Prinzessin von *Salerno*[1]) vorgestellt; ihre Liebenswürdigkeit ging zu Herzen. „Der Prinz wurde von seinem Vater zu dessen ‚alter ego' ernannt, obgleich er viel mehr taugte als jener. Er ist sehr dick und schlecht gewachsen, aber seine Züge verraten Güte und Geist. Das Volk soll alle seine Hoffnung in ihn setzen. In Wien hatte man sein Benehmen im ungünstigsten Lichte dargestellt, weil es angemessener und besser schien, in Anbetracht des Legitimitätsprinzipes, den Kronprinzen, als den König anzuklagen und man in Wien mit der Wahrheit nie skrupulös umgeht, wenn es sich darum handelt, eine Meinung zu schaffen, um damit das Publikum zu beschäftigen. Trotz allem hat Prinz *Franz*[1]) nur den Befehlen seines

1) *Franz I.* Januarius Josef, seit 1825 König beider Sizilien (1777 bis 1830). Als sein Vater König Ferdinand I. 1815 mit ihm aus Sizilien nach Neapel zurückkehrte, beschwor er am 12. Juli 1820

Vaters gehorcht und sich nur dann widersetzt, wenn jener ihn etwas hieß, was gegen seinen Eid war. Er ließ damals den König allein aus Neapel entschlüpfen und blieb selbst, seinem Worte getreu, zurück. Es ist sicher, daß die Feigheit des Königs die Revolution in Neapel verschuldete, ein wenig Energie seinerseits würde sie im Keime erstickt haben. Das Einrücken der Österreicher erschien jenen, die kein Interesse an der Unordnung hatten, wie eine Wohltat, und bald bemerkte auch das gewöhnliche Volk, daß die 40 000 Fremdlinge in einem Tage mehr Geld ausgaben, wie die doppelte Anzahl Neapolitaner in einer Woche.

Der Winter besteht hier in Gewittern, die Gesellschaft entschädigt einen jedoch nicht für die Ungunst des Wetters, wenigstens mich nicht. Jedenfalls ist die, in welcher wir verkehren, gar zu einfältig. Der Salon der Herzogin von *Sagan*, einer Frau, die immer außer Atem ist, um ein Nichts zu sagen, ermüdet mich, Lady *Acton* hält in ihrer Verlegenheit immer nur Zwiegespräche in Fensternischen, *Lichnowsky* ist plump und streitsüchtig, die übrigen Österreicher schwerfällig und langweilig. Die Gräfin *Ficquelmont-Tiesenhausen*[1]) ist offenherzig

die von der Militärrevolution erzwungene Einführung der neuen Ständeverfassung, floh aber beim Einrücken der Österreicher nach Caserta. Als König stand er ganz unter Österreichs Einfluß.

1) Dorothea (Dolly) Gräfin *Tiesenhausen*, geb. 14. 10. 1804, gest. 19. 4. 1863, Tochter des Grafen Ferdinand T., Flügeladjutants Kaiser Alexanders I. von Rußland, gefallen in der Schlacht bei Austerlitz 2. 12. 1805 und der Elisabeth Prinzessin *Kutusoff*, die in zweiter Ehe den russischen Gesandten in Florenz Herrn Nikolaus *(Khitrovo) Hitroff* ehelichte. Dorothea heiratete um 1824 Karl Ludwig Grafen *Ficquelmont*, geb. S. Avold 23. 3. 1777, gest. 6. 4. 1857 zu Venedig, k. k. Kämmerer, Geh. Rat und Feldzeugmeister, auch Staats- und Konferenzminister. Aus dieser Ehe ging eine Tochter *Elisabeth* (Elka) hervor, geb. 10. 11. 1825, die 1841 den Fürsten Edmund *Clary* heiratete. — Die Baronin du *Montet* erzählt in ihren Souvenirs,

ohne Zartgefühl, aber ohne Widerrede schön; ihre Mutter, eine Russin, die in zweiter Ehe einen Herrn *Hitroff* geheiratet hatte, verdiente einen Separatbericht. Sie ist die Karrikatur, wie man sie nur malen kann. Ihren eigenen Roman leitete sie mit den Worten ein: ‚Schön und Tochter eines Helden, wollten die einen mich heiraten, andere wieder verführen . . .‘

Während des Karnevals unterhielt mich der Korso ungemein. Nach italienischer Sitte strömt dort das Volk zusammen, um sich Konfetti zuzuwerfen. Der Toledo bietet dann das glänzendste und heiterste Schauspiel; diese Menge Equipagen, Fußgänger, Masken, Triumphwagen, besetzt mit allegorischen Figuren und Possenreißern, der Konfettiregen, der von allen Equipagen und Balkons herabfällt, dieses Gelächter, dieses unartikulierte Geschrei und diese burleske Lustbarkeit, das alles ist sehr originell und unterhaltend. Leider respektierte der Re-

S. 265, daß Frau Hitroff sehr gehofft habe, daß der König von *Preußen* ihre ältere Töchter, in die er sterblich verliebt war (1824) zur Gemahlin erheben werde. Statt dessen vermählte er sich morganatisch am 9. 11. 1824 zu Charlottenburg mit Gräfin Auguste *Harrach*, die er zur Fürstin v. *Liegnitz* ernannte, Frau Hitroff meinte hinterher allerdings: „Diese Heirat wäre übrigens für eine Enkelin des Generals Kutusoff nicht passend gewesen.“ Metternich mokiert sich in seinen Briefen an den österreichischen Gesandten Graf *Lebzeltern* in St. Petersburg, die Großfürst Nikolaus Michailowitsch herausgab (St. Petersburg 1913) an verschiedenen Stellen über Mme. Hitroff und nennt sie u. a. „une espèce de folle“ (S. 298). 1825 zog sie, wie L. erzählt, mit ihrer im siebenten Monate schwangeren Tochter *Ficquelmont* in der Welt herum und redete ihrem leichtgläubigen Schwiegersohne ein, die Natur ihrer Tochter verlange diese Bewegung. In Wahrheit suchte sie den Baron Karl *Hügel* (der Großfürst schreibt irrtümlich Charles Sügel), von dem sie einen Bastard mitschleppte, dessen Mutter sie aber nicht war. Jedermann sagte sie aber: „Wohin ich komme, hält man ihn für meinen Sohn. Ach! Ich bin nicht so glücklich, seine Mutter zu sein.“ (S. 312.)

gen nicht einmal den Fastnachtsdienstag; trotzdem wollten wir uns an diesem Tage unterhalten und fuhren im Domino in Begleitung des heiteren Grafen *Ludolf* auf den Korso. Sechs große mit Konfetti angefüllte Körbe konnten mit Mühe unserer Kriegslust genügen und hinter kleinen Blechschilden gedeckt, erwiderten wir das Kartätschenfeuer zwei Stunden hindurch gegen die ganze Bevölkerung des Toledos."

Am 17. März, als wir von Cumae zurückkehrten, wo wir die römischen Ruinen angesehen, hielten wir auf einer Anhöhe, die am Averner See liegt, um Plätze zu wechseln. Ich war in die Kalesche des Mr. J. *Gordon*[1]), Bruders des englischen Geschäftsträgers in Venedig, eingestiegen, *Rasumoffsky* und Herr *Bechi*, Sekretär der hiesigen Akademie, der uns die Altertümer Neapels zeigte, wollten gerade in den Wagen steigen, worin Konstantine schon saß. Ihr Kutscher hatte aus irgendeinem Grunde die Zügel unserem italienischen Bedienten übergeben. Plötzlich werden die Pferde unruhig, der feige Neapolitaner läßt die Zügel fahren und die Tiere jagen im Galopp davon. Ich stoße einen Schrei aus, Mr. Gordon stürzt aus dem Wagen und will die Zügel ergreifen, es war aber schon zu spät, und mit Blitzesschnelle wird meine unglückliche Schwester über einen engen und steinigen Weg einem Abgrunde entgegen geführt. Außer mir, lasse ich meinen Wagen nachjagen, ich sehe den Konstantinens mit unglaublicher Schnelligkeit bergab sausen, an jeder Wegecke und an jedem vorspringenden Felsen in Gefahr, zerschmettert zu werden. Nein, niemals, niemals werde ich ausdrücken können, was ich damals empfand, es war die Raserei, der Todeskampf eines

1) Er war englischer Marinekapitän und machte Konstantine ernstlich den Hof. Über ihn siehe Bd. III. 298.

Verurteilten! Endlich verliere ich sie bei einer Biegung aus den Augen. Ich falle auf die Knie, ich denke zu sterben, da — sehe ich sie plötzlich aufrecht daherkommen, ihren kleinen Hund unter dem Arm; nicht einmal die Kleider waren zerrissen. Mein Gott, welch ein Augenblick — sie war gerettet! Ein Pferd war nämlich gestürzt, Konstantine hatte diese Gelegenheit ergriffen, um aus dem zertrümmerten Wagen zu steigen. Wie glücklich fühlte ich mich, als ich sie in meine Arme schloß, dann eilte ich rasch zu dem armen Rasumoffsky, der allein auf der Anhöhe, starr vor Schrecken zurückgeblieben war, seine Arme gegen Himmel streckte, unverständliche Worte murmelte und jeden Augenblick die Nachricht des schrecklichsten Unglückes zu hören erwartete. Der Himmel hatte uns alle beschützt, er, der sich schon hundert Male als unser Vater erwiesen. Und dennoch hatte ich nicht zu beten vermocht, ich konnte nur mein Leben statt des ihrigen aufopfern; Gott gab es uns zurück, ohne das Opfer anzunehmen. Als wir vor Freude weinten, kam gerade der Erbprinz mit seinem Gefolge vorüber, er lieh uns einen Wagen, wo wir alle fünf Platz nahmen, und so langten wir in Neapel mehr tot als lebendig an. Eine Steifheit in den Gliedern bei Konstantine und eine arge Migräne bei Rasumoffsky waren die einzigen Folgen dieses schrecklichen Vormittages.

Als ich neulich das Museum besuchte, das die Neapolitaner „I Studi" nennen, fielen mir u. a. mehrere Statuen auf, die alle einer Familie angehörend, auf dem Proszenium des Theaters in Herculanum gefunden worden waren. Sie waren alle recht mittelmäßig und die Frauen hervorragend häßlich; ein allen Physiognomien anhaftender gemeiner Zug lernt uns in ihnen eine Parvenufamilie kennen.

Gegen Ende März reisten wir nach Rom, um dort die h. Woche mitzumachen. Dieser Aufenthalt zog sich aber bis in die ersten Tage des Juni hinaus, dann kamen wir erst wieder in Neapel an. *Gordon* und *Bonard* reisten mit uns, jeden Abend trafen wir uns wieder und man soupierte zusammen in heiterster Weise. Die Feierlichkeiten während der h. Woche übergehe ich hier, da sie ja bekannt sind, ich möchte es hier nur wagen, dem h. Vater einen guten Rat zu geben. Vom Abend des Gründonnerstags bis zu dem des Karfreitags wird die Peterskirche nur durch ein illuminiertes Riesenkreuz erleuchtet, die Fenster sind alle schwarz verhängt. Die Wirkung ist zwar schön, aber nicht überwältigend, das Halbdunkel dient nur dazu, die verschiedenen Wölbungen, Konturen und Monumente der Kirche mit einem mysteriösen Schleier zu umgeben. Im übrigen bin ich so sehr ein Sklave meiner Eindrücke, daß ich nichts ohne *innere* Begeisterung bewundern kann; das ist ein Geständnis, das ich ein für alle Male machen muß, um meinen Lesern nicht ein unbegrenztes Vertrauen in meine Urteile einzuflößen.

Dies vorausgeschickt, muß ich sagen, daß die Leute, welche an den beiden Tagen in der Kirche promenierten, sich den Arm gaben, schwätzen, lachten, Witze machten oder leichtsinnige Verabredungen trafen, wie ich es hören mußte, mich ganz aus meiner Andacht herausrissen. Bei der Unruhe solcher Elemente ist eine Sammlung der Seele, die eine natürliche Folge dieses imposanten und melancholischen Schauspieles sein müßte, ausgeschlossen. Und wieder sind es die garstigen Engländer, denen ich es verdanke, den Zauber dieser Abendandacht eingebüßt zu haben. Und nun kommt mein bescheidener Rat an den h. Vater. Wäre ich Papst, so würde

ich den Eintritt in die Peterskirche während gewisser Zeiten, so während der Ausstellung des „wahren Kreuzes“, nur Katholiken gestatten, die sich außerdem mit einer Bestätigung ihres Pfarrers ausweisen müßten. Das Allerheiligste würde dann ausgestellt, die Priester würden es in der Stille anbeten und eine ernste, liebliche Musik würde die Herzen der Anwesenden in erhabene Betrachtungen versenken. Nach der Anbetung des h. Sakramentes käme es in eine verschlossene Kapelle und die Kirche würde für jedermann geöffnet. Ich begreife nicht, daß der römische Klerus, der auf jede Weise während der h. Woche die Gläubigen zur Andacht stimmen will, auf dieses einfache Mittel noch nicht verfiel, während so, wie es jetzt ist, die Anbetung des Kreuzes selbst in den Augen der Fremden, die ihn verursacht haben, zum Skandal wird.

Als wir am Abend des Ostersonntages von der Illumination der Kuppel der Peterskirche und dem Feuerwerke in unser Palazzo Sacripante im Landauer des Herzogs von *Laval* zurückfuhren, ereignete sich eine heitere Episode, die uns viel Spaß machte. Beim Quirinal angelangt, wirft sich plötzlich ein Mann, dem Gendarmen folgen, den Pferden in die Zügel, dann stürzt er zum Wagenschlag. „Was, was hat er denn?“ rief Laval mit dem ihm eigenen Stottern. — „Herr Gesandter, ich verlange Ihren Schutz gegen die Vergewaltigung.“ — „Und wer sind Sie denn?“ — „Ich bin der Graf *St. Criq*[1]), sehen Sie, wie mich diese Kerle zugerichtet haben!“ — Er sah in der Tat etwas zerzaust aus. „Nun, so lassen Sie

1) Ein Comte de *Saint-Cricq* verlor 1826 seinen Ministertitel (er war früher französischer Handelsminister) und seine Pension von 10 000 Fr., weil er an die Wähler seines Departements kompromettierende Briefe gerichtet hatte. (Journal du Comte Apponyi, Paris, Plon 1913, p. 268.)

sich doch zur Gesandtschaft führen und überfallen Sie nicht diese Damen wie ein Räuber.“ Uns erheiterte aber das Gespräch und wir baten den Herzog, es fortzusetzen. „Meinetwegen,“ begann der Herzog, „wenn die Damen es gestatten; sagen Sie also, um was es sich handelt.“ — „Herr Gesandter, diesen Morgen verließ ich Rom, um nach Neapel zu gehen . . .“ — „Das heißt, den richtigen Tag dazu aussuchen, nun und?“ — „Ich unterbreche in Albano, um zu frühstücken, ich bestelle Koteletten, gebratene Hühner, Kartoffeln und Eier.“ — „Bei Gott, Sie sind aber bei Appetit“. — „Herr Gesandter, das ist so meine Gewohnheit.“ — „Fahren Sie fort!“ — „Dann zahle ich und reise ab.“ — „Nun und?“ — „Und — man arretiert mich.“ — „Ja, warum denn?“ — „Ich hatte die silbernen Löffel des Wirtes mit mir genommen.“ — „Ah, Ah!“ — „Herr Gesandter, das ist so meine Gewohnheit!“ — „Ja aber, mein Herr, Sie sind ja ärger, — — — wie eine Elster.“ — Unser schallendes Gelächter unterbrach dieses eigentümliche Verhör, das erst im Gesandtschaftshotel sein Ende finden sollte. Dort stellte man die unschuldige (!) Manie dieses halbverrückten Mannes aus gutem Hause fest; nachdem er die Löffel zurückgegeben hatte, wurde er in Freiheit gesetzt, wobei er nur bedauerte, daß er nicht auch die Püffe der Gendarmen zurückgeben durfte.

Am 2. April schreibe ich: „Der König von *Bayern* hat dank der Entdeckung zweier Deutscher einen grossen Schatz erworben. Dieser besteht in zwei sehr gut erhaltenen Bildhauereien, die sie in Aegina in sehr geringer Tiefe fanden. Sie scheinen dort den Fries eines Tempels geschmückt zu haben. Nicht allein die Schönheit der Arbeit macht sie interessant, sondern ihr ehrwürdiges Alter, das bis über das Zeitalter des Perikles hinauf-

reichen soll. Sie scheinen einen Kampf zwischen Griechen und Barbaren, vielleicht auch Thebanern vorzustellen.“

Trotz der vorgerückten Jahreszeit war es in Rom noch keineswegs sommerlich; wir hatten bei unseren Vormittagsausflügen viel kälter wie in Neapel im Februar, als wir über die Felder von Lucrino gingen, wo die Bäuerinnen im Schweiße ihres Angesichtes unter Singen ernteten. Man muß zugeben, daß Rom viel ernster ist; jemand sagte einmal, daß man Rom wie seine Frau, Neapel wie seine Maitresse liebe. Dies scheint mir zutreffend, denn die legitime Gattin hat, wie ich glaube, manchmal auch ihre Launen.

Nimm deinen Mantel, lieber Landsmann, denn wir haben wieder angefangen, unter Leitung des unermüdlichen *Nibby* die Altertümer Roms zu besichtigen. *Konstantine* hatte diesen Winter an den gelehrten Vorträgen ja nicht teilnehmen können, der Graf *Esterházy*, ebenso wie *Gordon*, Charles *Acton* (Sohn der Lady Acton), „Monseigneur en herbe“[1]), der zur h. Woche nach Rom gekommen war, und endlich *Rasumoffsky*, der nicht müde wurde, zuzuhören, wollten alle aus den Lektionen Nutzen ziehen. Diese Gesellschaft durchzog alle Vormittage unter der Ägide ihres Professors die ewige Stadt nach allen Richtungen. Ich schloß mich als Amateur an, den Bleistift in der Hand und sammelte Erinnerungen in der Gegenwart, während die anderen sich in die Vergangenheit vertieften. Wir besuchten auch die Gal erien und Ateliers, die ich fast alle schon kannte, mir bedeutete es aber eine größere Freude, dasjenige nochmals zu sehen, was ich bereits bewunderte, als es das erstemal zu erblicken.

1) en herbe = zukünftig, also etwa soviel wie ein „Herr Voreilig“.



Graf Esterházy — Karl Acton — Constantine — Nibby — Rasumoffsky — J. Gordon

Nibbys Vorlesung auf dem Palatin (1822).

Aus dem italienischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

Nach unserer Rückkehr von der Villa d'Este am 30. April erwartete uns in Tivoli in dem Hause, das uns der Kardinal *Consalvi* zur Verfügung gestellt hatte, ein gutes Diner aus der Meisterhand *Truchelus*, des Koches meines Schwagers. Während dann die übrigen sich zur Ruhe begaben, wollten wir, *Rasumoffsky*, *Gordon* und ich den schönen Abend genießen, um so mehr, als man uns sagte, der Mond werde heute den großen Wasserfall und den Vestatempel beleuchten. Wir kamen aber nicht auf unsere Rechnung, denn die abnehmende Mondsichel ging erst um 10 Uhr düster und traurig auf und verbreitete nicht vor 11 Uhr ihren matten Schein über die Kaskade. Um uns für ihren schlechten Willen zu entschädigen, ließen wir den runden Vesta- oder jetzigen Sibyllentempel durch Fackeln beleuchten. Der Feuerschein ließ in der Tat seine eleganten Formen und seine leichten, schlanken Säulen, die eine gespenstige Runde um ein magisches Licht bildeten, scharf hervortreten. Das Dunkel hinter dem Tempel schien durch den Kontrast um so schärfer zu werden und die langen Schatten streiften in phantastischen Formen die eigentümlich bläuliche Umgebung. Die ganze Szenerie bot etwas ungemein Schauriges und Imposantes, aber es war unmöglich, diesen Eindruck festzuhalten. Unsere Führer machten einen derartigen Lärm und ihr Geschrei wurde so widerwärtig, daß wir jede Hoffnung aufgaben, ihnen die Notwendigkeit, zu schweigen, beizubringen. Mitternacht war schon vorüber, als wir uns unfreiwillig nach Hause begaben.

Das Volk ist in Italien ein direktes Hindernis, wenn man sich den angenehmen Eindrücken hingeben will, die in diesem poetischen Lande sowohl Vergangenheit, als Gegenwart auf Schritt und Tritt hervorzaubern.

Überall wird man von einem Haufen Elender umrungen und verfolgt, die summenden Fliegenschwärmen gleich, einen keinen Augenblick zu Atem kommen lassen. Die Freude an der Betrachtung ist einem vollständig genommen und die Ungeduld über dieses menschliche Geschmeiß verkümmert jeden Schwung der Phantasie. Die sentimentalen Betrachtungen der Reisenden, die zum ersten Male die reizenden Gegenden und Erinnerungen Italiens besichtigen, sind sicher erst später entstanden, denn man kann unmöglich alle diese Empfindungen inmitten des Geschreies der Führer und des Heulens der Bettler gehabt haben. Erst in der einsamen Kammer kehrte wohl der Enthusiasmus zurück.

Ich hasse die Leute aus dem Volke in Italien, obwohl ich sie sonstwo gerne zu schätzen weiß; alle ihre Nationallaster kommen in ihrer Heimat mit einer unheimlichen Gelehrsamkeit zum Ausbruche: Käuflichkeit, Feigheit, Grausamkeit und Spitzbüberei. Von der Zivilisation noch so weit entfernt, haben sie weder die Einfachheit der Sitten, noch die natürliche Scham bewahrt; hier ist die Brutstätte der Laster. Dennoch glaube ich, daß im Innern des Landes das Volk besser ist, als nahe der Städte. Bei den Ausflügen, die wir mit Signor *Nibby* machten, unterhielt es mich oft, mit den bäuerlichen Arbeitern auf den Feldern zu sprechen: ich fand, namentlich bei den Frauen, viel Sanftheit und Gutmütigkeit, sie antworteten mir in ihrer schönen Sprache mit Höflichkeit und Einfachheit. Aber der Bettel verdirbt die Bevölkerung, und überall, wo es zur Gewohnheitssünde wird, die Reisenden auszubeuten, verführt er sie. Besonders sind die Kinder in der Nähe der Straßen und Orte unausstehlich, während sie in abgelegenen Häusern ihre Naivität bewahren. So erinnere ich mich an

ein kleines Mädchen, das ich 1822 beim Zirkus des Cimaeus traf; sie bewohnte mit ihren Eltern die Ruinen eines Tempels, war fünf Jahre alt und hatte die prachtvollsten Augen der Welt. Nachdem sie meine Fragen in anmutigster Weise beantwortet hatte, bat sie, mir ihre „tartaruchelle“ zeigen zu dürfen. Ihre frohe Miene war so einladend, daß ich es annahm; sie führte mich auf eine Terrasse, auf welcher sie ihre Schildkröten hielt. Aber sie konnte ihre Zöglinge rufen, wie sie wollte, sie kamen aus dem hohen Grase nicht hervor. Um mich inzwischen zu zerstreuen, erzählte sie mir die Geschichte der tartaruche „che mangiano e poi hanno ovi, e poi vengono le tartaruchelle“[1]). — „Und was machen sie jetzt?“ fragte ich das Kind. Mit der herrlichsten Naivität antwortete es freundlich: „Fanno figli[2]).“

Der Herzog von *Torlonia* hatte uns eingeladen, den 1. Mai mit seiner Gattin auf seiner Besitzung Bracciano zu verbringen. Das Ehepaar war wohl recht langweilig, aber da das Gut, die Wiege der Orsini, wundervoll war und wir in Gesellschaft des Grafen *Apponyi*, des Duc de *Montmorency*, der Grafen *Esterházy* und *Lewicki* hinfuhren, waren wir so ziemlich vor den Gastgebern geschützt. „Bracciano, dieses alte, ursprünglich mit allem mittelalterlichen Luxus versehene Schloß, ist heute in schlechtem Zustande; es spiegelt sich betrübt in einem See, der zu seinen Füßen liegt. ‚Er errötet über seine Mésalliance‘, erklärte der Duc de *Laval*. Statt Pagen erblickt man Arbeiter, statt des Gewiehers edler Pferde hört man das Geräusch von Maschinen, doch die freigebige Natur schmückt die Umgebung ohne Unterlaß

1) „sie essen und dann haben sie Eier und dann kommen die jungen Schildkröten.“
2) „Sie machen Söhne.“

mit ihren schönsten Gaben. Über den See kursiert folgende Geschichte. Im Jahre 1810 sahen die Dorfbewohner aus den Wolken einen runden Gegenstand niedersinken. Zuerst erschrocken, kamen sie doch herbei, als sie sahen, daß der Gegenstand ruhig auf dem Wasser schwamm. Sie fischten ihn heraus, trennten die Falten des Stoffes, aus dem er bestand, auf und fanden darin ein Pergament, das sie belehrte, es sei in Paris ein König von Rom geboren worden. Die guten Leute sollen nicht wenig darüber erstaunt gewesen sein."

Nach einem eineinhalbtägigen Aufenthalte in Bracciano, der mit einer Promenade, einem Ausritte und einem Feuerwerke am ersten Tage und einem Ausfluge zu einem schönen Schloß der Umgebung am anderen Morgen ausgefüllt war, fuhren wir auf der löcherreichen und schlecht gepflasterten Via Cassia nach Rom zurück. Der Herzog von *Laval* war mit uns und trotzdem die Konversation während der vier Stunden etwas stockend zu werden drohte, unterhielt uns Laval allein so ausgezeichnet, daß niemand an einen Schlaf dachte. Es war ihm dabei um so mehr Verdienst zuzuschreiben, als ja dem guten Herzog von fünf Sinnen eigentlich drei fehlten. Er war fast blind, ein wenig taub und ein arger Stotterer. Diese Mängel gaben ihm eine gewisse Angst und Bedenklichkeit, die noch durch eine große Zerstreutheit und Inkohärenz der Gedanken gehoben wurden, so daß man ihn manchmal wirklich für blödsinnig halten konnte. Dies passierte ihm auch bei vielen Personen, die ihn nicht näher kannten, und daher so unrichtig beurteilten. Je mehr ich ihn aber beobachtete, um so originellere Ideen entdeckte ich und seine Schlußfolgerungen besaßen oft, wenn man mit Geduld ihm trotz aller Wiederholungen und trotz seines Stotterns bis zum Ende zu-

hörte, eine Richtigkeit und Neuheit, die man hier nicht erwartete.

Während unserer Rückfahrt fiel das Gespräch natürlich auf den Geist des Jahrhunderts und den Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie. *Laval* sagte: „Der Adel hielt bisher mutig und ehrenhaft den Ansturm aus, aber es wird ein Tag kommen, wo er durch die Überzahl vernichtet werden wird.“ Diese Meinung erläuterte er äußerst zierlich und fügte seine edlen und ritterlichen Empfindungen bei. Ich bekämpfte sie und antwortete ungefähr folgendes: „Was das Resultat anlangt, so wird unsere Sache trotz derjenigen, die sie herabsetzen und die uns stürzen wollen, trotz der Könige und Völker triumphieren; selbst, wenn wir Terrain verlieren sollten, wird unser Sieg nur um so glänzender und gewisser sein. Die Adeligen können unterliegen, aber der Adel wird nicht untergehen.“ — „Sehen Sie doch,“ wandte ich mich zu Laval, „seitdem die Revolution das große Nivellement begann, das sie durch Blut und Raub zu festigen suchte, seitdem Bonaparte diese Menge neuer Männer schuf, die sein Glücksschiff bugsieren sollten, seitdem der Geist der Demokratie, der von Napoleons eiserner Hand wie alles andere niedergehalten wurde, später seine Fesseln löste, seitdem endlich 30 Jahre in einem fortwährenden und ungleichen Kampfe der Demokratie gegen ihren Widersacher vergangen sind, — welches sind denn die Fortschritte, die die erstere in der allgemeinen Meinung machte? Erwecken nicht immer noch in allen Ländern die großen alten Namen jene Ehrfurcht, die das Andenken an sie wachruft? Sieht man nicht unsere Feinde nach Titeln jagen, die sie uns mißgönnen, obwohl sie sich mit unserer Verlassenschaft gerne schmükken, so ungeschickt sie auch damit umzugehen verste-

hen? Sieht man nicht ferner, wie jene Neugeadelten, weit davon entfernt, ihren Triumph ihrer bisherigen Partei zu Füßen zu legen, diese verlassen und wie Adelsveteranen aussehen wollen? Unsere Gegner drohen und schreien sehr viel, wenn sie unter sich sind, wenn du aber mit jedem einzelnen verhandelst, wirst du ebenso viele Überläufer zählen können. Meiner Meinung nach gibt es keine aufrichtigen Demokraten, sie vergehen vor Lust die Partei zu wechseln. Was uns hingegen betrifft, sind unsere Privilegien unwiderruflich, da sie sich auf die Vergangenheit stützen und diese feststeht. Also auf die Geschichte gestützt, mit dem Lorbeer der Erinnerungen im Haare, durchschreiten wir die Jahrhunderte und die alles zerstörende Zeit kann nur unseren Ruhm erhöhen."

Meine Rhetorik und der fulminante Schluß waren dem Ohre eines *Montmorency* zu schmeichelhaft, um nicht im Sturm meine Partei zu ergreifen, aber auch *Laval* war davon so entzückt, daß ich augenblicklich seine Eroberung machte. Nebenbei bemerkt, ich legte weder auf die eine, noch auf die andere einen Wert.

Anfangs April kam *Wallmoden* in Rom an, am 9. besuchte er uns. Ich freute mich, ihn zu sehen, aber ach, wie hatte er sich verändert, wie gealtert und wie schwankend war seine Gesundheit geworden! Zuerst lag es wie ein Schleier zwischen uns, er verhinderte mich, den Freund zu erkennen, als er aber zu sprechen begann, drang mir der Ton seiner Stimme ebenso ins Herz, wie der „Kuhreigen" den Schweizern und ich fühlte mich gerührt, denn er erinnerte mich an vergangene schöne Tage. Wie gut ist es, wenn der Ton der Stimme unverändert bleibt, er ist uns ein Brief aus der Ferne, ein Augenblick, der der Vergangenheit entschlüpfte und an unserer Seele in alter Frische vorbeizieht. Ich hätte am

liebsten die Augen geschlossen behalten, um Wallmoden sprechen zu hören und mich so in die Vergangenheit zurückzuversetzen.

Doch gewöhnte ich mich bald an den Wechsel; es sprach ja immer noch dieselbe treue Seele aus seinen lieben Zügen. Er erging sich wie einst ganz offen über seine Geschäfte, Projekte, Schicksalsschläge und Liebschaften. Daran erkannte ich ihn: die gleiche Jugendlichkeit in seinen Ideen, die gleiche Sorglosigkeit in bezug auf seine Interessen, der gleiche Drang zur Träumerei und zum Genießen. Er sagte mir mit der Offenherzigkeit, die nur ihm eigen war: „Würde nicht meine Gesundheit mich zeitweise zur Vorsicht mahnen, ich wäre zu allerlei Tollheiten aufgelegt, wie ehemals.“ Und doch war er schon „on the wrong side“ seines fünften Jahrzehntes. Ich möchte, daß seine Gesundheit nicht älter wäre, als sein Charakter, aber leider war jene seinen Jahren weit voraus. Wir predigten ihm, er möge seine Lungen und seinen Geldbeutel schonen, denn beide waren in einem jämmerlichen Zustande. Er kam gerade aus Sizilien mit einem starken Husten und ärmer, wie zuvor, zurück; während die kommandierenden Generäle in Neapel Schätze anhäuften, ließ er im Lande des Königs alles Geld, das er erhalten. Seine Manieren eines vollendeten Edelmannes wird man am Wiener Hofe kaum zu schätzen wissen, denn dort versteht man nichts davon. Und eben deshalb müßte unser Freund seine Opfer, Dienste und seine Situation ein wenig hervorkehren, um für seine Leistungen entschädigt zu werden. Der König von *Neapel*, dem er wieder auf den Thron verholfen hatte, schuldete ihm eine ähnliche Dotation, wie er sie *Frimont*[1]) gab. Wenn dieser, nachdem er die neapolitanische Armee nur von

1) s. Bd. I. 292.

weitem davonlaufen sah, behauptete, er habe dem Könige sein Reich gerettet, so hatte Wallmoden sicherlich besser fundierte Rechte, ihm Sizilien erhalten zu haben. Doch *Metternich* wird keinen Finger rühren, denn Wallmoden ist nicht sein Mann!

Wir machten mit unserem Freunde einen Ausflug nach Ostia, den die Herzogin von *Devonshire*[1]) leitete; es waren viele Engländer und Engländerinnen dabei, man aß schlecht, man langweilte sich und kehrte spät abends zurück. An diesem Tage ereignete sich aber ein kleiner Unfall, der uns in ziemliche Aufregung versetzte. Wir saßen alle um irgendwelche Trümmer herum, die ein Kunstkenner uns erläuterte. Alle lauschten seinem Vortrage und schauten in ein Loch hinab, das der Redner für bedeutend hielt. Plötzlich ließ *Rasumoffsky* seinen Spazierstock gerade in dieses Loch fallen. Was beginnen? Während man noch darüber beriet, kroch der gute Jäger meines Schwagers, *Josef* mit Namen, in die Öffnung, man sah ihn hinter einer Wölbung verschwinden. Fünf Minuten vergingen, er kam nicht zum Vorschein, man rief, ohne Erfolg. So verging eine Viertelstunde, die Angst würgte uns schon alle und man sagte sich, er werde sicherlich erstickt sein. Alle seufzten „O mein Gott!" und sahen unverwandt in das böse Loch hinab, — als plötzlich hinter uns Josef erschien und feierlich den Stock in seiner Hand trug. Er war einem unterirdischen Gange gefolgt und bei einer anderen Öffnung herausgekommen.

Mitte April machten wir mit den *Esterházys*, Graf *Lewicki*, den Engländern und *Visconti*[2]), dem Sohne des

1) Siehe später.

2) Luigi *Visconti*, geb. 11. 2. 1791 zu Rom, gest. Dezember 1853 zu Paris, Sohn des berühmten Archäologen Ennio Quirino V., französischer Architekt, der das Grabmal Napoleons I. im Invalidendom schuf. Er war Offizier der Ehrenlegion und Membre de l'Institut.

berühmten Altertumskenners, als Führer einen mehrtägigen Ausflug nach Frascati und Albano. Auch ein guter Schweizer Maler, Herr *Kaisermann*, schloß sich uns an und machte uns auf die mannigfachen landschaftlichen Schönheiten aufmerksam. In Frascati besuchten wir auch das Camaldulenser Kloster, dessen fromme Bewohner vor einigen Jahren von Briganten aufgehoben, in die Berge geschleppt und erst gegen ein hohes Lösegeld freigegeben worden waren. Ein junger Mann, der die Mönche bediente, hatte die nötige Summe im Lande gesammelt, er hatte aber auch die armen, gefangenen Klosterbrüder getröstet und gepflegt. Als Belohnung erbat er sich einzig und allein, auch in den Orden aufgenommen zu werden.

Die *Esterházy* verließen einige Tage vor uns Rom, um sich auch nach Neapel zu begeben. „Der Graf ist ein ausgezeichneter Mann, zuweilen aber ziemlich hartnäckig in seinen bizarren Launen. So hat er z. B. die sonderbare Wut, seine Kinder zu purgieren. Am 17. Mai verbrachten wir den Abend bei ihm; an diesem Tage hatte er gerade seinen Anfall, der zu einer sehr heiteren Szene Anlaß gab. Es wurde eine gute Mahlzeit aufgetragen und jedermann schickte sich an, ihr Ehre anzutun, als plötzlich der Graf ausrief: ‚A propos, wir reisen ja in zwei Tagen nach Neapel; also, meine Kinder, kein Eis, keinen Kuchen diesen Abend!‘ — ‚Aber warum denn nicht, Papa?‘ — ‚Nein, ihr wißt ja . . . um zu reisen . . . darf man nicht . . . hartleibig sein.‘ — ‚Aber ich kann dich versichern, lieber Papa . . .‘ — ‚Das ist ganz gleich, liebe Tochter.‘ — ‚Aber, lieber Papa, gestern noch . . .‘ — ‚Das macht nichts, mein Sohn.‘ — Die Reklamationen kamen von allen Seiten; jeder führte Beweise und Zeugen an; aber es nützte alles nichts, man mußte ge-

horchen und das Eis wurde durch Rhabarber und Sennesblätter ersetzt. Die Hälfte dieser Plaidoyers wurde allerdings stehend mit leiser Stimme gehalten, aber unser Gelächter unterbrach das Geflüster, ohne jedoch das Urteil irgendwie ändern zu können."

Der Herzog von *Laval* gab den Esterházys und uns ein Abschiedsdiner in der Malteserpriorei. Die Tafel war auf der Terrasse gedeckt, der Schatten des Lorbeers streifte unsere Köpfe und die ewige Stadt, vom Tiber durchschnitten, dehnte sich zu unseren Füßen. Man hätte keinen schöneren und poetischeren Festsaal wählen können. In der Priorei gibt es eine Merkwürdigkeit, die erst jüngst von der Gräfin Flora *Wrbna* entdeckt wurde und nur wenig, höchstens bei ihren Landsleuten, bekannt ist; dieses Kuriosum besteht darin, daß, wenn man von außen durch das Schlüsselloch der Gartentüre blickt, man gerade die Peterskirche, in diesen kleinen Rahmen eingefaßt, sieht. Der Eindruck wirkt verblüffend, ich habe das Bild gezeichnet[1]).

Während dieses zweiten Aufenthaltes in Rom machten wir einige neue Bekanntschaften natürlich unter den Fremden, denn was die Einheimischen anlangt, so müßte man sich ausschließlich in ihre Gesellschaft stürzen und da noch Jahre warten, bis man mit ihnen intimer würde. Stolz auf ihre Vergangenheit, durch die Gegenwart gedemütigt, fühlen sich die Römer in Gegenwart jener transalpinen Nationen, die sie ehemals Barbaren nannten, und die sie aber heute so weit überragen, unbehaglich. Die Engländer sind hier in der Mehrzahl und

1) Die bekannte Schlüsselloch-Aussicht beim Hause Nr. 40 in einer Türe, die zum Garten der Malteservilla führt. Die Allee, welche durch den Garten nach S. Maria del Priorato führt, liegt nämlich genau in der Richtung auf die Peterskirche.



Lord Karl Kinnaird of Hassap (1780—1826).

Aus dem braunen Album der Verfasserin (1825)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

wir fanden daher unter ihnen den größten Teil unserer Bekanntschaft. Vor allem die Herzogin von *Devonshire*, eine Dame von europäischem Rufe, dann Lord und Lady *Kinnaird*[1]), Mr. R. *Grosvenor*[2]), der Sohn des Lords *Grosvenor*, ein junger, liebenswürdiger Mann, der eben aus Wien kam, ein Mr. Fr. St. *John*, ein Vetter des kleinen Zöglinges des Abbés *Tisserant*, Lady Mary *Deerhurst*[3]) u. a. m. Lord *Kinnaird* gehörte zu den prononziertesten Radikalen Englands, man würde ihn aber viel eher für den Chef der Aristokratie gehalten haben, da er die Manieren und das Cachet eines vollkommenen Edelmannes zur Schau trug: einen kultivierten und umfassenden Verstand, eine anmutige, flüssige Konversation, einen leichten Hang zur Ironie, eine stolze Haltung, gefällige Umgangsformen, verbunden mit ausgesuchtem Taktgefühl. Kurz, es fehlte nichts und wenn die demokratische Partei mehrere solche Vertreter hätte, so bliebe ihr kaum etwas übrig, wegen dessen sie uns beneiden könnte. Allerdings muß man beifügen, daß Lord Kinnaird, aus einem alten schottischen Hause entstammend, ein Überläufer war. Die Lady *Kinnaird* trat durch ihren Geist hervor, hinsichtlich ihrer Launen und ihrer Geschmacklosigkeit war sie aber die vollendete Engländerin.

1) Charles 8. Baron *Kinnaird*, geboren 8. 4. 1780, gest. 11. 12. 1826, liberaler Abgeordneter des Hauses der Gemeinen, bekannter politischer Schriftsteller, heiratete 8. 5. 1806 Lady Olivia *Fitzgerald*, Tochter des 2. Herzogs von Leinster.

2) Robert *Grosvenor*, geb. 24. 4. 1801, gest. 1875, heiratete 12. 5. 1831 Charlotte *Wellesley*, Tochter des Lords Cowley.

3) Lady Mary, geborene Prinzession von *St. Albans*, war (seit 6. 11. 1811) die zweite Frau des 8. Earl (Georg William Coventry) *Deerhurst*, geb. 1784.

XXIX. UNSER ZWEITER AUFENTHALT IN NEAPEL

Anfangs Juni waren wir wieder in Neapel eingetroffen; ich fand diese Sirene bezaubernder, denn je. „Aber es ist schwer, hier zu schreiben; jede Beschäftigung ermüdet und jede Ermüdung wird zur wahren Pein. Nichts tun, auf dem Balkon frische Luft schöpfen oder in einem Fauteuil träumen, die Bläue des Himmels und des Meeres betrachten, dem Rollen der kleinen Wellen gegen das Gestein lauschen, morgens den weißen Segeln oder den bunten Fähnchen auf dem Golfe und abends den Feuern der Fischer auf ihren Barken folgen oder den Silberstreifen bewundern, den der aufgehende Mond von Ischia bis Chioja über das Meer streut, höchstens noch, wenn man die Kraft dazu hat, in einer offenen Kalesche zur Strada nova fahren oder, bequem in einer Barke hingestreckt, über die Wellen gleiten und schließlich im Albergo novo Austern essen — das ist das Leben und das sind die Freuden in Neapel. Aus diesen Bestandteilen setzt sich das Glück zusammen, dem man sich hingibt, ohne es zu analysieren, gleichwie man den Duft der Blumen einatmet. Sicherlich bedarf es in Neapel einer großen Willenskraft, um sich mit der Wissenschaft, den Künsten und selbst mit der Tugend zu befassen. Schon die Alten hatten diesbezüglich ein eigentümliches Sprichwort: ‚Gott möge uns vor Gefahren schützen!‘ Diese Betrachtungen stellte ich am 6. Juni

an, als die leeren Seiten meines Tagebuches mir einen stillen Vorwurf zuzurufen schienen. Ich stützte den Kopf in meine Hand, und den Blick auf das Meer gerichtet, dessen Wellen sich wie im Takte hoben und senkten, verfiel ich in eine süße Träumerei — und mein Buch fiel zu!"

Die *Esterházys* zogen bald nach Resina bei Portici, wo die *Ludolfs* eine Villa, Calenda genannt, bewohnten; wir besuchten sie und machten eine Bootsfahrt längs der Küste von Portici. Es war gerade ein Festtag, wie es ja eigentlich alle Tage in Neapel sind, und ein farbenreiches Bild zeigte sich uns auf dem Strand, aber als wir es näher betrachten wollten, nötigten uns der Lärm der Leute, die miteinander sprachen, oder beteten, sangen und unter Geschrei ihre Waren ausboten, sowie das entsetzliche Fanfarengeschmetter, die Dechargen der Artillerie und das Knallen der Feuerwerkskörper so rasch als nur möglich in unsere Boote zu flüchten. Man muß neapolitanische Ohren besitzen, um den neapolitanischen Lärm ertragen zu können!

Bevor sich *Rasumoffsky* in dem von ihm gemieteten reizenden Landhause in Castellamare etablierte, machten wir einige Ritte auf Pferden, die uns der Prinz von *Salerno* geliehen, in die Umgebung. Auch besuchten wir das Camaldulenserkloster, das den Astroni noch dominiert, da es auf einem sehr hohen Berge gelegen ist. Wir waren dabei in großer Gesellschaft, die *Esterházys*, Bernard *Mayhirt*, der treue *Bechi* und unsere Engländer, Mr. Frederic *St. John*[1]) inbegriffen, den Vetter meines kleinen Freundes aus Wien. Am 22. Juni bestiegen wir auch endlich den Vesuv, der aber in mir keinen tiefen Eindruck hinterließ, da er in Ruhe war; pittoresk allein

1) Wahrscheinlich Georg Friedrich *St. John*, Offizier, Sohn des Sir Frederick St. John, Bruders des 3. Viscount Bolingbroke.

war der Anblick unserer Karawane auf dem Gipfel, die sich wohl auf 100 Personen belief.

Mit dem Kutter eines englischen Linienschiffes, des Rocheforts, das seit kurzer Zeit in der Bai vor Anker lag, machten wir in Begleitung *Gordons* und des Lord *Hamilton*, des englischen Gesandten, mehrere Fahrten im Golfe von Neapel. Auch besichtigten wir das Schiff selbst, dessen Kapitän ein Mr. *Schomberg* war. Der Admiral *Moore*[1]), ein Freund Hamiltons, befand sich auf demselben. Ich war über diese schwimmende Festung, die innen einem Schmuckkästchen glich, so außer mir und ich äußerte meinen Enthusiasmus für die englische Marine so überschwenglich, daß ich damit die Eroberung des Kapitäns Schomberg machte, der übrigens nach Konstantine Max *Zandt*[2]) auffallend ähnlich sehen sollte. Letzterer konnte allerdings jetzt so aussehen, denn Schomberg war ein Mann von 40 Jahren.

Während wir in Castellamare wohnten, trat ein Ereignis ein, das uns wahre Schreckenstage brachte. *Konstantine*, die schon durch einundeinhalb Jahre an Heiserkeit gelitten, wurde bedenklich krank und man dachte schon an Luftröhrenschwindsucht. Sie wollte aber solange keinen berühmten Arzt konsultieren, bis wir nicht unsere Ausflüge in der Umgebung von Neapel vollendet hätten. Endlich ließ sie den Doktor *Doret* kommen, der sagte, es sei keine Zeit mehr zu verlieren, und, um einem unheilbaren Zustande vorzubeugen, müsse man wiederholt Blutegel und Blasenpflaster an der Kehle applizieren. Wir waren furchtbar bestürzt und ich dachte, daß der Arzt vielleicht einen Teil der Gefahr verheimlichen

1) Sir John *Moore* a. d. G. der Marquess of Drogheda, englischer Admiral.
2) s. Bd. I. 321.

wolle. Als ich ihn aber immer wieder ausfragte, erfuhr ich, daß er keine direkte Gefahr sehe, höchstens in der etwas späten Anwendung seines Mittels. Nachdem dieses jedoch zweimal angewendet worden war, zeigte sich ein bedeutender Erfolg, der die Ärzte vollkommen beruhigte.

Während unseres zweiten Sejours in Neapel erfuhren wir die Ernennung *Josefinens* zur Hofdame der Vizekönigin und ihre Abreise von Wien nach Mailand. Eine gewisse Neigung zu Würde und Ansehen, wie auch die Freude an der Veränderung, die Genugtuung, ihre Mittel wachsen zu sehen und Wohltaten spenden zu können, machten meine Schwester auf alles vergessen, was ihre neue Stellung vielleicht Demütigendes in sich bergen konnte. Sie verdankte diese übrigens Konstantine, die den Charakter Josefinens besser zu beurteilen verstand als ich. Denn ich hätte ihr nie zu etwas verholfen, was die Freiheit kosten mußte, nur um damit eine Stellung und mehr Gehalt zu erobern.

Das Leben in Castellamare war so recht nach meinem Geschmacke; die Vormittage gehörten mir und ich verwandte sie al solito. Um 2 Uhr dinierten wir, um 5 Uhr bestieg ich meinen Esel und machte, fast immer allein, meine Promenaden und Entdeckungsreisen, oder ich stieg ins Gebirge, um zu zeichnen. Es gibt dort ja reizende Aussichtspunkte und die kräftige Luft in Verbindung mit köstlicher Waldeinsamkeit erzeugten in meiner Seele eine unaussprechliche Klarheit. Abends kam man bei Lady *Acton* zusammen, um den Tee zu nehmen oder zu soupieren. Diese unsere Gesellschaft lebte ruhig und ohne Aufsehen und wurde oft durch Visiten aus Neapel vermehrt, die durch ihre neuen Gedanken und Nachrichten Erheiterung und Abwechslung brachten. Manchmal wurden dann hübsche Ausflüge

gemacht. Lady Acton war auf dem Lande eine ganz andere, ihre Steifheit und nichtssagenden Phrasen waren verschwunden, voll Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit machte sie die Honneurs ihres reizenden Hauses; wir standen auf dem besten Fuße mit ihr. Ihre Tochter war schön, wie eine Rose, und lustig, wie es ihren glücklichen 15 Jahren zukam.

Den Kern unserer täglichen Gesellschaft bildeten die Karl *Actons*, Pauline *Escalon*, Herr *Bonard* und ein kleiner, englischer, ziemlich unterhaltender Arzt. Zu Besuch kamen die Herren *Solar* de la Marguerite, *Gordon*, Robert *Grosvenor*, die Familie *Esterházy*, manchmal Franz *Liechtenstein*, der in Aversa in Garnison stand, und Bernhard *Mayhirt*, dann die Herzogin von *Sagan*, Wilhelm *Lichnowsky*, die *Previlles* usw.

Am 30. Juli war der Namenstag meiner Tante *d'Albon*, es wurden Komödien und lebende Bilder aufgeführt, von denen besonders die letzteren sehr gelungen waren. Man gab „Heureusement" und „L'esprit de contradiction". Der Graf *Esterházy* war schuld daran, daß das erste Stück gänzlich mißlang. Er wußte seine Rolle nicht und wollte ihr zudem einen lehrhaften Anstrich geben, vielleicht, um der Erziehung seiner Söhne damit zu dienen. Niki *Esterházy* brachte seiner Rolle („Lindor"), die er absolut nicht verstand, nur das reizendste Gesicht und die hübschesten Augen entgegen. Papa Esterházy hatte Sorge getragen, daß alle Stellen gestrichen waren, die den jungen Mann seine Rolle hätten erraten lassen können. Mme. *Escalon* gefiel sich in der Rolle einer Mme de Lisbon und sie hätte sie gewiß ohne den strengen Grafen sehr natürlich gespielt; so aber benahm sie sich mit eisiger Sprödigkeit und wirkte unausstehlich. Und was sollte ich arme „Lisette" inmitten dieser drei erha-



Franz Liechtenstein und Mr. Gordon von Flöhen verfolgt.
(Castellamare, 20. Juni 1823.)

Aus dem italienischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

benen Menschen! Ich weiß heute noch nicht, wie viel ich an meiner Reputation einbüßte, als ich in meiner Rolle als Soubrette meinem Übermut die Zügel schiessen ließ.

Die andere Komödie gelang besser, *Rasumoffsky* als Lucas gab dieser Figur durch sein vollendetes Spiel ein starkes Relief, Lady *Acton* als Mme. Oronte war gut, dagegen Richard *Acton* als M. Oronte minder, *Ludolf* als Thibeaudans entsetzlich. Ich gab die Angelique, Paul *Esterházy*[1]), der gute Junge, hätte seinen Valerius unter anderen Umständen besser gespielt, da er den Wunsch hatte, mir zu gefallen. Vor Beginn der Komödien und in der Pause wurden Bilder gestellt, die eine Charade bildeten; wir hatten dazu unsere schönsten Frauen, deren es viele gab, hergegeben. Dann kam ein herrliches Souper und ein lustiger Tanz, der bis zum Morgen dauerte.

Meine nächste Tagebucheintragung datiert erst vom 20. August und beschäftigt sich mit der Familie *Esterházy*: „Castellamare wird jeden Tag lustiger, ein Ausflug reiht sich an den anderen und es gibt nichts Heitereres als diese Spazierritte auf Eseln. Auch Komödien stehen noch in Vorbereitung, weshalb wir viel zu Esterházys kommen. Dort fühle ich mich wie zu Hause und freue mich immer, Zeuge des Glückes dieser Familie sein zu können; die Eintracht unter den Kindern und deren

1) Paul Graf *Esterházy*, geb. Wien 30. 10. 1805, gest. Levico 20. 7. 1877, k. u. k. Kämmerer, Geh. Rat und Herr des Fideikommisses Pápa, heiratete zu Salzburg 21. 11. 1855 Helene Gräfin *Esterházy*, geb. Gattendorf 29. 6. 1835, gest. Wien 12. 5. 1896. Sein älterer Bruder *Nikolaus*, geb. Wien 8. 2. 1804, gest. Totis 3. 11. 1885, ebenfalls Kämmerer und Geh. Rat, vermählte sich zu Prosnitz 16. 2. 1833 mit Maria Gräfin *Plettenberg*, gest. Wien 2. 7. 1861.

Liebe zu ihren Eltern tun meinem Herzen wohl und erinnern mich an die Zeit, da alle meine Empfindungen und Gedanken noch unter dem väterlichen Dache weilten. Die Äußerungen meiner Sympathie werden übrigens von allen Kindern erwidert. *Pauls* leidenschaftlicher Charakter, die Lebhaftigkeit seiner Phantasie, seine 18 Jahre und nicht zuletzt die Rolle des Valerius haben in seinem Herzen ein Gefühl wachgerufen, das zärtlicher ist, als bloße Freundschaft. Sein Bruder *Nikolaus* ist ruhiger und ließ sich durch die Vorurteile der väterlichen Erziehung viel mehr beeinflussen als Paul, der diesen Fesseln entschlüpft. Dieser wird sich wahrscheinlich mehr auszeichnen, aber Niki besitzt so reizende Züge, eine solche Anmut in seinem Auftreten, so viel Ausdruck im Blick und Schmelz in der Stimme, daß er, wenigstens in der Jugend, mehr Erfolg haben wird, als Paul.

Ihre Schwestern sind reizend, namentlich liebe ich die ältere, *Therese*[1]), die offenherziger, vertrauensseliger und anmutiger ist als *Marianne*, eine mehr indolente, überlegte, aber im Grunde gute und heitere junge Dame."

Seit dem 7. August war der *König* nach Neapel zurückgekehrt, wir sahen ihn in einem großen Cercle, an den sich ein Théatre-paré in S. Carlo anschloß. Neapel war dem Könige zu Ehren während drei Nächte illuminiert, aber der Empfang entsprach keineswegs meinen Erwartungen. Die Freude war eben nicht aufrichtig. Ferdinand kehrte in seine Staaten verachteter zurück, als er sie verlassen. Seit langem hatten ihm die österreichischen Bataillone den Weg geöffnet und nichts hinderte ihn,

1) Therese Gräfin *Esterhazy*, geb. 5. 6. 1801, und ihre Schwester Maria Anna, geb. 28. 11. 1802, starben beide ledig in jungen Jahren.

unter ihrem Schutze den Thron wieder zu besteigen, den er der Legitimität verdankte und so schlecht weiter zu regieren, wie zuvor. Aber die Furcht hatte ihn abgehalten und es bedurfte sozusagen eines nachdrücklichen Winkes seitens *Metternich*, um ihn fast mit Gewalt in sein Königreich zurückzutreiben. Die Entschuldigung, die er damals vorbrachte: Anch'io son napolitano! wird ihm kaum die Herzen seiner Untertanen zurückerobert haben. Eine gute Lehre, daß man nicht immer die Wahrheit sagen soll!

Am 25. August, dem h. Ludwigstage, wurde ich gefeiert, die *Esterházys* waren herübergekommen, man beschenkte mich und der Tag schloß mit einer kleinen Soirée auf unserer reizenden Terrasse. Am 26. wurden zur Nachfeier lebende Bilder bei der Lady *Acton* gegeben, an denen fast die ganze Gesellschaft teilnahm. *Niki* als kitharödischer Apollo (im Urteil des Königs Midas) hätte mit dem im Vatikan rivalisieren können. Nach den Bildern versammelte man sich im Nachbarhause des Herrn *Solar*, wo uns die männliche Jugend zuerst eine Parodie der Maria Stuart und dann eine der tollsten italienischen Pantominen zum besten gab. *Grosvenor* als Pierrot, *Solar* als Dandy, *Gordon* als Pantalone, *Niki* als reizende Colombine waren die Hauptfiguren. An diesem Tage hatte Niki die Köpfe beider Geschlechter verdreht. Es folgte zum Schlusse ein sehr komisches Turnier auf Eseln, dem sich bei Lady *Acton* ein mit Heiterkeit gewürztes Souper anreihte. Einige Tage darauf zerstreute sich unsere Gesellschaft, Lady Acton kehrte nach Neapel zurück, die Engländer reisten ab und die Esterházys verließen (mit uns) Castellamare. Am 1. September aber wurde noch rasch eine Wiederholung der „Esprit de contra-

diction", „Les fausses infidélités" und des Vaudevilles in Resina veranstaltet, wobei man den Tod des Papstes bis nach der Soirée verheimlichte. Ich sang und spielte dabei besser, als das erstemal und war sehr hübsch, wenigstens nach meinen Erfolgen zu urteilen.

Am 18. kam der *König* in seiner Yacht nach Castellamare und wir brachten ihm unsere Huldigung dar. Der Prinz *Butera*[1]) begleitete ihn. Außer den Karl *Actons*, den *Esterházys*, der Herzogin von *Sagan* und *Lichnowsky* hatten wir keine Gesellschaft mehr. Robert *Grosvenor* hatte Castellamare sehr traurig verlassen, denn er war in Betzy (Elisabeth) *Acton* sterblich verliebt und wollte sie heiraten. Leider bildete die Verschiedenheit der Religion ein unübersteigliches Hindernis. Ich ärgerte mich darüber, denn außerdem, daß Grosvenor eine der reichsten Partien Englands vorstellte, war er ein ausgezeichneter, sanfter junger Mann, von Liebe und Ehrfurcht zu seinen Eltern beseelt. Er heiratete später Lady Charlotte *Wellesley*.

Ende September wurde das trauliche Tête à tête zwischen der Herzogin von *Sagan*[2]) und *Lichnowsky* durch die plötzliche Ankunft ihres Gemahles, des Grafen *Schulenburg*[3]), gestört. Übrigens reisten alle drei in ziemlich gutem Einvernehmen nach Neapel ab. Als Ersatz trafen in unserer Casa pelicana[4]) Bernhard

1) s. Seite 156.
2) s. Bd. II. 221, 228.
3) s. Bd. II. 221, 228.
4) Siehe das von der Verfasserin gezeichnete Bild. Gräfin Lulu schrieb dazu 1854 folgende Notiz: „Diese Villa war früher Eigentum des Ministers *Acton*. Seine Witwe verkaufte sie einem Hr. *Pelicano*, dem wir den Zunamen „le grand pelican blanc" von der Farbe seines einzigen Anzuges gaben, den ich ihn jemals tragen gesehen. 1823 vermietete Pelicano die Villa an meinen Schwager. Dort verbrachte ich eines meiner heitersten und glänzendsten



La casa Pelicana bei Castellamare.
(Von der Terrasse des Albergo reale aufgenommen, 1854.)
Aus dem Album „Neapel 1854" der Verfasserin im Besitze der Baronin Blittersdorff, Ottensheim.

Mayhirt[1]) und Franzi *Liechtenstein*[2]) ein, die acht Tage bei uns wohnten. Liechtenstein kehrte seitdem regelmäßig auf zwei bis drei Tage in der Woche zurück, da er meiner Kusine (Karl) *Acton* etwas den Hof machte. Er besaß Witz, eine natürliche Noblesse in der Haltung und eine gewisse Nonchalance in seinen Manieren, die nicht ohne Anmut waren. Sein ausgeprägter Charakter, seine Neigung zur Romantik, seine Gutmütigkeit und Freundlichkeit machten ihn interessant, doch hätte er distinguierter sein können. Er hatte eben alle jene Eigenschaften, die meine Landsleute so widerlich und nichtssagend machen: die österreichische Halsstarrigkeit, dieses Sichgehenlassen, die falsche Schüchternheit und jene Verachtung einer Urbanität, die so angenehm berührt. Franzi besaß alle diese Untugenden in höchster Potenz. Wie schwer ist es, vielleicht sogar unmöglich, einen in Österreich geborenen oder erzogenen Mann aus gutem Hause zu finden, der in seinen Manieren verführerisch ist. Man kann sie vielleicht lieben, aber sie haben wirklich daran kein Verdienst!

Mit Franzi, *Mayhirt* und Karl *Acton* machte ich viele Ausflüge, darunter auch auf einen Felsen, die

Jahre. Ich zeichnete damals viel und tue es heute noch, kaum besser, als damals. — 33 Jahre hindurch dasselbe tun ohne eigentlichen Fortschritt, ähnelt dies nicht der „Tretmühle"? Meinethalben, denn diese Beharrlichkeit füllte so viele Stunden meines Lebens glücklich aus:

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Dir zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

(Schiller.)

1) s. Bd. II. 13.
2) s. später.

Cocumela genannt. Ich bereicherte mein Album mit einigen Zeichnungen, auch Franzi, der diese Kunst viel besser versteht, als ich, machte einige reizende Skizzen.

Am 12. Oktober kehrten wir nach Neapel zurück, nachdem ich noch schweren Herzens von meinem geliebten Pompeï Abschied genommen hatte. Ich hatte es diesen Sommer oft besucht und an seiner Verlassenheit einen eigenen Reiz empfunden. Meine Träumereien bevölkerten es allerdings mit seinen längst verstorbenen Bewohnern. Ich erinnere mich, wie ich eines Abends, nachdem ich mehrere Stunden auf dem Forum gezeichnet hatte, allein auf dem Wege ging, der in die Gräberstraße mündet. Ich folgte den Radspuren auf dem Pflaster, die fast 2000 Jahre nicht zu verwischen vermochten. Der Mond beleuchtete diese lange Reihe von weißen, verlassenen Häusern mit einer solchen Klarheit, daß er sie zu beleben schien. Zitternde, sich hin und her bewegende Schatten dünkten mir menschliche Formen anzunehmen, die geheimnisvoll einherschritten. Plötzlich blendete mich ein Schein, der aus einem dieser Häuser drang, ich warf einen Blick durch die gewölbte Türe und sah beim Scheine einer antiken Bronzelampe auf einem Lager einen jungen Mann in anmutiger Pose schlafend liegen, der bis zum Gürtel mit einer weißwollenen, faltigen Draperie mit rotem Besatze bedeckt war. Eine Lanze war an die Mauer gelehnt und einige Amphoren, wie man sie in den Museen sieht, bildeten das einzige, malerische Meublement dieser bescheidenen Wohnung. Der Eindruck dieses wirklich antiken Bildes versetzte mich um 1900 Jahre zurück. Ich hielt mich übrigens nicht lange damit auf, diese Art Anachronismus zu enträtseln,

sondern schlich mich auf den Zehenspitzen davon, denn gar zu großes Vertrauen schenkte ich dieser Gestalt aus dem Altertume, wenn sie vielleicht erwachen sollte, doch nicht. Ich muß übrigens hier zur Ehre der neapolitanischen Polizei bemerken, daß die Wächter in Pompeï ebenso sicher, wie höflich und gefällig sind. Ich verbrachte oft Stunden und Stunden in der Totenstadt, ohne auch nur irgend jemandem zu begegnen; nur in der Entfernung sah ich immer wieder einen Wächter um die Ruinen schleichen, der mich grüßte, wie um mir zu zeigen, daß ich beobachtet sei. Wie dankbar bin ich heute noch diesen braven Leuten für die vielen Stunden der Ruhe und stillen Andacht; die alten Monumente gewinnen erst bei öfterem Betrachten und in der Einsamkeit einen unbeschreiblichen Reiz, den die kalte Pracht der Ruinen beim ersten Anblick unmöglich erraten läßt. Sie gleichen erlauchten, strengen Greisen, deren erster Empfang schaudern macht; aber glücklich der Mensch, der zurückkehrt, um bei ihnen in die Schule zu gehen. Bald wird sich zu dem ernsten Tone ihres Unterrichtes eine sanfte Melancholie, eine gewisse Sympathie zwischen ihrem und deinem Jahrhundert gesellen und wenn du früher das Unglück kennen lerntest, werden sie bald deine Freunde sein.

In Neapel unterhielten wir uns vortrefflich, das Wetter war herrlich, wir machten schöne Promenaden, zuweilen zu Pferd und abends vereinte uns die gute Oper mit der Gesellschaft. *Rasumoffsky* jagte viel mit dem König. Die Freundschaft des alten Monarchen zu dem Exliebhaber seiner Gattin verleugnete sich demnach nicht, sobald er ihn nach einer Trennung von nahezu einem halben Jahrhundert wiedergesehen. Man

muß zugeben, daß es zwischen Männern keine solidere Basis geben kann, um die Freundschaft zu festigen!

Übrigens hatte *Rasumoffsky* in seiner unverbrüchlichen Diskretion, namentlich, wenn es seine hochstehenden Eroberungen betraf, niemandem, auch nicht meiner Schwester, eingestanden, daß er der erfolgreiche Geliebte der Königin gewesen. Er schützte selbst vor, daß die Skrupeln Karolinens ihm, als er bei ihr in Gunst gestanden, sogar die Hoffnung raubten, ihr jemals mehr werden zu können. Es lebte aber in Neapel noch ein Principe *Caraccioli*[1]), ein fast hundertjähriger Greis, der damals zu den Intimen meines Schwagers gehörte, und der, weniger diskret als Rasumoffsky, uns öfters Details erzählte, die uns kaum noch einen Zweifel von der Herrschaft übrig ließen, die der Geliebte über seine erhabene Maitresse ausgeübt hatte. So ereignete es sich, wie der alte Caraccioli erzählte, daß die *Königin* nach einer wahrscheinlich wechselseitigen Eifersuchtsszene von Rasumoffsky eine gewisse, ihm übergebene Kasette mit ihren Briefen und ihrem Porträt zurückbegehrte. Doch weder Drohungen, noch Bitten konnten den russischen Gesandten veranlassen, diese wertvollen Angebinde der Herrscherin auszuliefern. Karoline mochte zornig werden, wie sie wollte, es nützte nichts, — da beruhigte sie sich endlich so sehr, daß ein Rendezvous für einen der nächsten Tage die Versöhnung brachte. Nun — an diesem Tage, als Rasumoffsky bei der Königin weilte, brach im russischen Hotel *zufällig* Feuer aus, verbunden mit einer großen Verwirrung, da niemand den Gesandten zu finden wußte. Doch

1) Giovanbattista *Caraccioli* (1755—1829) hatte zur Zeit, als Rasumoffsky Gesandter in Neapel war (1779—85), bei der russischen Mission eine Stelle inne. (Not. d. Verf.)



Giovanbattista Principe Caraccioli (1755—1829).

Aus dem braunen Album der Verfasserin (1823)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

wurde der Brand ziemlich rasch gelöscht und als Rasumoffsky nach Hause kam, war alles schon vorüber, aber die Briefkassette war verschwunden und in den Händen der Königin. Vor Zorn und Rachgier außer sich, soll der Gesandte sich wegen dieses Hausfriedensbruches offiziell beschwert und der Geliebten inoffiziell derartige Vorwürfe gemacht haben, daß er sich soweit vergaß, seiner treulosen Maitresse eine Ohrfeige zu verabreichen. Caraccioli beschwor das letztere Ereignis allerdings nicht, da er nicht Zeuge desselben gewesen, für den Raub der Kassette dagegen stand er voll und ganz ein. Andere wieder erzählten, die Ohrfeige sei auf einem Maskenballe unter dem Schutze der beiderseitigen Verkleidung, die diesen handgreiflichen Beweis des Unwillens durch eine Personenverwechslung entschuldigen mochte, erfolgt[1]).

Am 1. November setzten wir in einem Boote von Miniscola nach der Insel Procida über, durchquerten sie zu Fuß und fuhren von dort nach Ischia. Procida war früher ein Jagdgebiet des Königs und lieferte ihm unzählige Fasanen. Zur Sicherheit dieser Vögel war es nötig, alle Katzen von der Insel zu verbannen. Nun vermehrten sich aber die Ratten derart, daß die Inselbewohner fast genötigt waren, ihr Eiland zu verlassen. Der Fall wurde ernst und Ferdinand zog es, nach reiflicher Überlegung mit seinen Ministern doch vor,

1) Briefe der Königin, die man nach dem Tode Rasumoffskys in seinem Nachlasse fand, beweisen zur Genüge, daß ihre, wenn auch zärtlichen Beziehungen nicht strafbarer Natur gewesen sind. (Not. d. Verf. a. d. Jahre 1838.) — Nach obigem wurden aber gerade die gefährlichen Briefe durch die Königin auf die Seite gebracht. Die Frage bleibt also wohl nach wie vor offen. Der damals bildhübsche, ca. 28jährige Graf Rasumoffsky war wohl darnach angetan, um auch einer Königin tiefere Gefühle einzuflößen.

lieber seine Untertanen statt der Fasanen zu behalten. So verließen denn diese Procida, die Katzen kehrten zurück, fraßen die Ratten auf und die Ordnung war wieder hergestellt.

Bei dieser Partie nach Ischia waren wir in großer Gesellschaft. *Rasumoffsky* konnte allerdings nicht teilnehmen, denn er war in Caserta, doch nahmen die *Esterházys*, die Fürstin *Windisch-Graetz*, die Herren *Bechi*, *Ludolf*, *Schulenburg*, *Mayhirt* u. a. teil. Während der dreitägigen Dauer des Ausfluges verließ uns nie die Heiterkeit und mein kleiner Paul *Esterházy* war vor allen anderen nett und ganz in mich verliebt.

Als der König vor einiger Zeit in Castellamare mit seiner Yacht anlegte, hatten wir ihm darin unsere Huldigung dargebracht, wie ich oben erzählte. Er war damals sehr freundlich und, um uns etwas Verbindliches zu sagen, hatte er uns eingeladen, ihn in Caserta zu besuchen. Man sieht daraus, was man dabei gewinnt, wenn man sich mit solchen Leuten einläßt! Zwei Tage mit einem der wenigst liebenswürdigen Könige zu verbringen, der nur italienisch spricht! Es tat mir auch leid, zwei Tage in Neapel zu versäumen, denn Prinz *Leopold* hatte von Wien aus Ordre gegeben, seine Reitpferde Konstantine und mir zur Verfügung zu stellen und wir nützten diese willkommene Gelegenheit nach Kräften aus. Ich machte einen herrlichen Ritt im Parke des Capo di Monte mit Richard *Acton* und den beiden *Esterházys* und am nächsten Tage hatte mich Niki allein begleitet, was seinem Bruder Paul Gelegenheit zu einer recht einfältigen Eifersuchtsszene gab. Er hatte nämlich in einem nichtssagenden Billett von meiner Hand an Niki „eine Menge Ausdrücke“ gefunden, die „darauf angelegt gewesen wären, ihn un-

glücklich zu machen." Sein Zorn gegen seinen Bruder und mich war so komisch, daß ich Mühe hatte, meiner Lachlust nicht freien Lauf zu lassen.

Der Séjour in Caserta fiel übrigens besser aus, als ich gedacht, und ich machte dort die Bekanntschaft, ja Eroberung eines sehr verdienstvollen Mannes. Doch will ich lieber mein Tagebuch sprechen lassen:

„Dienstag fuhren wir, Konstantine und ich, fort, um Rasumoffsky in Caserta aufzusuchen, wo er mit dem *Könige* jagte. Dort angelangt, sagte man uns, der König sei in Carditello und lade uns ein, dort das Diner einzunehmen, die Herzogin von *Floridia*[1]) werde die Honneurs machen. Als wir ankamen, saß die Herzogin schon auf einem Kanapee und es entspann sich eine zweiundeinhalbstündige, langweilige Konversation. Unseliger Anfang! Endlich zeigten Fanfaren die Rückkunft des Königs an; er war von Rasumoffsky und fünf bis sechs Höflingen begleitet, die alle, wie er, das Jägerkleid trugen. Unter allen diesen neapolitanischen, verschmitzten, unedlen und einer Hanswurstlarve gleichenden Gesichtern, unter diesen manierenlosen, schmeichlerischen und vertraulich tuenden Leuten hob sich eine vornehme, freimütige und Ehrfurcht gebie-

1) Lucia *Migliaccio* aus dem Geschlecht der Floridio, später verwitwete Fürstin *Partanna* war die langjährige Geliebte des Königs Ferdinand I. Kaum war die Königin Maria Karolina gestorben (8. Sept. 1814), als Ferdinand am 27. Nov. 1814 sich mit Lucia morganatisch vermählte. Am 3. Dez. brachte das „Giornale patriotico" eine Notiz folgenden Inhaltes: „Man versichert als gewiß, von einer hochangesehenen Persönlichkeit sei mit einer verwitibten Frau eine Gewissensehe eingegangen worden; man will wissen, die Feierlichkeit habe Sonntags am Abend des 27. des verflossenen Monats im Palaste des erlauchten Bräutigams stattgefunden." Im Jahre 1815 erhob der König die Fürstin zur Herzogin von Floridia. (s. Helfert, Königin Karolina von Neapel usw. Wien 1878, S. 532, 610f.)

tende Erscheinung ab, es war die des Prinzen *Butera*[1]), eines Deutschen. Seine Stirn ist offen, seine Miene trägt den Stempel der Güte und Ehrlichkeit und seine Haltung, dem Könige gegenüber, dessen Günstling er ist, zeigt sofort, daß sein Charakter ihn mehr noch, als seine Stellung über alle anderen Höflinge erhebt. Besonders hier bei Hofe scheint Butera ein echter Edelmann zu sein, der er doch seiner Geburt nach nicht ist. Seine Geschichte erzähle ich später.

Der *König* führte meine Schwester, *Rasumoffsky* die Herzogin von *Floridia* und *Butera* mich zum Diner. Sein Gespräch entsprach meinem ersten günstigen Eindrucke. Mit einer harmonischen Stimme und in dem eleganten hannoveranischen Dialekte, der der deutschen Sprache so viel Wohlklang verleiht, unterhielt er mich über Dinge und Ideen, von denen ich schon lange nichts mehr gehört hatte. Ich fand in seinem Munde meine Gedanken wieder, sogar bis auf ihre Akzentuierung. Seine Worte waren nicht durch seinen Geist beeinflußt, sie kamen vielmehr aus seinem Herzen, und die leisesten Emanationen dieses edlen Herdfeuers verbreiten ja eine so angenehme Wärme! Sicherlich hoffte ich nicht so etwas an der Tafel des Königs Ferdinand zu finden! Bald hatten wir Bekanntschaft gemacht oder vielmehr, es war, als ob wir uns schon lange gekannt hätten. Am selben Abende merkte ich den lebhaften

1) Georg Prinz *Butera di Radali*, geb. ca. 1788, gest. zu Wiesbaden 1841, Sohn des hannoverschen Pastors Wilding, heiratete 1812 Donna Caterina *Branciforte*, verwitwete Principessa di *Leonforte* (1768—1824). Sein Bruder Ernst bekam 1841 den Titel eines Prinzen von Radali und seit 1857 den eines Grafen Wilding v. Königsbrück. Des letzteren Tochter Angelika heiratete 1898 den viel genannten internationalen Dieb Georg Manolescu, von dem sie sich 1904 scheiden ließ.

Zu Bd. III, S. 156, 157.



Ferdinand IV., König beider Sizilien.
(1751—1825.)

Nach einem Stich von J. Pichler nach dem Gemälde von Kreutzinger in der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek.

Eindruck, den ich auf Butera gemacht und am nächsten Morgen war ich dessen sicher. — Als wir nach Caserta zurückkehrten, machte der König mit ihm seine Piquetpartie und ich sah ihn an diesem Tage nicht mehr.

Aber am anderen Morgen, — wir saßen gerade beim Frühstücke — trat er ein und schlug uns vor, den Madeloni-Aquädukt zu besichtigen und von dort nach Santa Lence zu gehen, wo uns der König zum Diner erwarte. Als wir nach dem Besuche der großartigen Wasserleitung, eines Werkes *Vanvitellis*[1]), zum Schlosse kamen, erwartete uns der König schon am Fenster und empfing uns gleich darauf am Fuße der Treppe. Er führte meine Schwester in seine Appartements, die er uns in allen Einzelheiten zeigen wollte. Er hatte an diesem Tage sogar auf die Jagd verzichtet, um uns die Honneurs des Belvederes zu machen, das er zum Teile selbst schuf. Dieses Schloß, auch St. Lence genannt, war früher nur ein kleines Haus im Besitze der Prinzen von Caserta, die damals ein Schloß, Caserta vecchia, bewohnten. König Ferdinand vergrößerte St. Lence, gab ihm den Namen Belvedere und ließ Promenaden und eine Seidenfabrik anlegen, mit der er sich sehr beschäftigt. Dieses Schloß hat nichts Königliches, sondern vielmehr das Aussehen der Wohnung eines wohlhabenden Industriellen.

Der König zeigte uns in allen Einzelheiten die Manipulation mit der Seide und die Werkstühle. Mit seinem langen braunen Mantel, seinen weißen Locken, die bis auf den Kragen herabfielen, seinem großen grünen Hute und der gütigen, väterlichen Miene, mit der er den Gruß seiner Arbeiter erwiderte, erschien er wie

1) Ludwig *Vanvitelli*, eigentlich van Wittel, römischer Maler und Architekt, 1700—1773.

ein reicher Fabrikant, den sein Alter verehrungswürdig gemacht hatte. Diese Manufaktur würde jedem anderen unbequem sein, aber Ferdinand liebt es, von seinem Bette aus, das Geräusch der Spinnräder und Spulmaschinen zu hören und sich der eigenen Ruhe zu freuen, während andere für ihn arbeiten. Übrigens ist die Fabrik eine Wohltat für die ganze Gegend, es leben viele Leute von ihr und die dort angestellten Mädchen stehen unter der besonderen Protektion des Königs, der sie ausstattet, wenn sie sich verheiraten. Außerdem genießen die Bewohner von St. Lence mehrere Privilegien, sie haben auch das Recht, Waffen und Uniformen zu tragen, ihre Offiziere zu wählen und den Herrscher durch eine Garde zu bewachen, wenn er bei ihnen wohnt.

Nach der Besichtigung der Fabrik setzte man sich zur Tafel. Meine Schwester fühlte sich ermüdet und ich empfand ganz richtig, daß man sich auf dem zweiten Platze besser unterhalte, als auf dem ersten. Nach dem Diner ließ uns der König in einen nicht sehr breiten Wagen mit Querbänken steigen. Seine Majestät saß zwischen Konstantine und mir, uns gegenüber Rasumoffsky und Butera und so ging es bei einer empfindlichen Kälte zum Lusthause und dem Park von San Silvestro, einige Meilen vom Belvedere entfernt. Trotz der vorgerückten Stunde und dem Froste, der mich zittern machte, mußte ich die herrlichen Aussichtspunkte dieser Promenade bewundern. Endlich stiegen wir aus, der König nahm den Arm meiner Schwester, links von ihm ging Rasumoffsky, ich folgte auf einige Schritte dahinter am Arme Buteras. Ohne die Kälte wäre der Spaziergang einer meiner schönsten gewesen[1]).

1) In dem italienischen Album der Verfasserin (jetziger Besitzer Graf Camillo Razumovsky, Wien) ist diese Promenade naturgetreu

Am nächsten Tag war der König unwohl und blieb in seinem Zimmer, Butera hatte aber Erlaubnis bekommen, den Morgen mit uns zu verbringen und führte uns zu den Ruinen des alten Capuas. Daran schloß sich noch die Besichtigung des Parkes von Caserta mit dem botanischen und englischen Garten, sodann des Schlosses selbst und nach einem Diner um 2 Uhr verließen wir den König und Rasumoffsky, der erst einen Tag später uns nachfolgen sollte."

Dieser dreitägige Ausflug blieb mir eine angenehme Erinnerung, denn erstens hatten wir viel Schönes gesehen und dann war ich von meiner neuen Bekanntschaft oder Eroberung ganz entzückt. „*Butera* scheint trotz aller Freundschaft und Familiarität des Königs eher ein unabhängiger Edelmann zu sein, als ein Höfling, der von seiner Gunst abhängt. Die Zuneigung des Herrschers für Ferdinand entspringt einer innigen Dankbarkeit; in der Tat verdankt er ja dem Könige die Vorzüge seiner Stellung und seines Vermögens. Butera, Hannoveraner von Geburt und Sohn eines protestantischen Pastors, hieß früher *Wilding*. Vor zehn oder zwölf Jahren kam er mit englischen Truppen, bei denen er diente, nach Sizilien. Seine Schönheit erregte die Aufmerksamkeit der Hofdamen und die erste unter ihnen, die schöne und reiche Witwe des Fürsten *Butera*, verliebte sich in ihn und verlangte vom König die Erlaubnis, ihm mit ihrer Hand auch ihren Titel und Vermögen geben zu dürfen. Da sie mit der Duchessa di *Partanna*, späteren Duchessa de *Floridia*[1]), der Ge-

dargestellt. Wegen der Kleinheit der Figuren, die im Format dieses Buches noch kleiner hätten ausfallen müssen, war eine Reproduktion leider untunlich.

1) Die Baronin du *Montet* schreibt über sie 1822: „Sie ist eine kleine Frau, noch hübsch und sehr gut konserviert, mollig, braun

liebten des Königs, sehr intim war, so wurde es ihr leicht, alles zu erreichen, sie heiratete ihren Geliebten, der um 20 Jahre jünger war, wie sie und machte ihn nicht allein zu einem der ersten Fürsten Siziliens, sondern auch zu einem der glücklichsten Männer. Er liebte sie nämlich wahrhaft und trotzdem er jetzt 40 und sie 60 Jahre alt sind, ist ihre Ehe noch immer eine der besten des Landes. Durch eines jener Wunder, die man nur im Süden findet, ist sie immer noch hervorragend hübsch, auch sucht sie noch zu gefallen, weshalb sie, um ihre Koketterie zu entschuldigen, die Seitensprünge ihres Gatten gerne übersieht.

Trotz der Ergebenheit Buteras, seinem Könige gegenüber, suchte er diesen dennoch nicht auf, sondern wollte lieber seine Freiheit wahren, was die Mißgunst der Höflinge dem Könige in einem schlechten Lichte darzustellen suchte. Es hatte sich auch gelegentlich der letzten Revolution eine Erkältung der gegenseitigen Gefühle gezeigt, der Prinz ging wenig zu Hofe und lebte viel in Castellamare. Eines Tages drangen die Carbonari in diese Stadt, forderten alle Bewohner zum Anschlusse auf und mißhandelten die sich Weigernden. Sie kamen auch zu Butera, dem sie die schönsten Versprechungen machten. Er wies sie aber voll Verachtung von seiner Türe und wollte nicht einmal die Revolutionskokarde annehmen, die König Ferdinand schon trug, nachdem er die Konstitution beschworen hatte. Die Frechheit der Carbonari hatte nirgends einen sol-

und in ihren Beziehungen zur Außenwelt, zum König und der kaiserlichen Familie (in Wien) sehr taktvoll; sie vergibt weder in etwas ihrer Würde als Frau des Königs, ohne daß sie aber den Titel Königin führt, noch ist sie zu bescheiden. Der König macht ihr herrliche Geschenke; ihr Schmuck ist fabelhaft, ihre Diamanten herrlich; man sagt ihr im allgemeinen viel Gutes nach."

chen Widerstand gefunden, wie bei dem in Ungnade gefallenen Butera, denn alles beugte sich ihr. Die Furcht und Schwäche des Königs hatten seinen schwachen Händen jeden Widerstand entrungen.

Der Prinz hatte in seiner Zurückgezogenheit diese Nachrichten gehört, er wußte, daß der von allen seinen Dienern verlassene König nicht nur in Gefahr war, die Krone zu verlieren, sondern daß auch sein Leben bedroht erschien. Er verließ sofort Castellamare, ohne die Kokarde zu wechseln, begab sich zum Monarchen und bat ihn, über seine Person Tag und Nacht wachen zu dürfen. Seit dieser Stunde, da er des Nachts vor der Türe, bei Tag an der Seite des Herrschers verblieb, verließ er ihn nicht mehr und trug trotzdem, so merkwürdig es klingt, nie die Nationalkokarde.

Heute nun verrichtet er seinen Dienst als Kammerherr und der König mag ihn nicht mehr missen. Trotz aller Eifersucht genießt Butera durch sein Betragen und die Art, wie er seinen Einfluß ausnützt, indem er sich in nichts mischt, die allgemeine Achtung. Höchstens sucht er, möglichst vielen zu nützen und er erreichte dadurch, daß ihn die einen lieben und die anderen nicht hassen — eine wunderbare Sache an einem Hofe! Ich habe diese Details keineswegs von ihm, sondern von vielen Leuten, die über ihn mit mir sprachen. Er hat mich aber versichert, daß er nur den Moment abwarte, da die Macht des Königs vollständig konsolidiert sei, um sich zurückzuziehen und seine Freiheit wieder zu gewinnen."

Der Prinz besuchte uns zwei Tage nacheinander, ohne uns zu Hause zu finden. Welches Unglück! Beim Balle der Akademie entschädigte er sich und wich mir nicht von der Seite. Konstantine hatte sich glücklicherweise

frühzeitig zurückgezogen und ich blieb mit meiner Kusine Zoë *d'Albon*[1]) so lange, als ich wollte. Da sie auch ihren kleinen Flirt hatte, genierten wir uns gegenseitig nicht im mindesten. Nachdem es wohl eines der letzten Male sein sollte, daß ich den Prinzen sah, unterhielt es mich, mit ihm den ganzen Abend zu plaudern. Er war reizend und jedes seiner Worte streifte an eine Erklärung, die für mich umso schmeichelhafter war, als er sich nur zur Hälfte zu offenbaren wagte. Ist es nach allem erstaunlich, daß ich mich wie eben — eine Frau unterhielt!

Obwohl ich *Butera* noch einige Male sah, waltete immer ein Verhängnis über unseren Begegnungen. O, ich stand bei diesen Herzensaffären immer unter einem bösen Sterne! Wenn es mein Schutzgeist ist, der mir diese Streiche spielte, so hatte er wirklich zu viele Skrupeln; er behandelte mich wie ein kleines Kind. Hört nur, was mir passierte! Dienstag kam Butera das dritte Mal zu uns, ein uns allen unbekannter Mensch, vielleicht ein Spion meines Schutzgeistes, sagte ihm, wie die beiden ersten zwei Male, wir seien nicht zu Hause. Das gleiche ereignete sich am nächsten Tage, der Unbekannte faßte ihn sogar beim Kleid und zog ihn von der Rampe weg. Der Prinz entfernte sich ganz bestürzt, als Richard *Clanwilliam*, der gerade unser Haus verließ, ihn erreichte, durch die ganze Stadt schleppte und, ohne ihm zu sagen, daß wir uns nach der Villa Reale begeben würden, wieder zu uns stieß. Dies alles tat er absichtslos, nur von meinem Unstern geleitet!

Glücklicherweise traf ich Butera wenigstens am Abend bei der Herzogin von *Sagan*; er machte mir mehr denn je den Hof, aber Paul *Esterházy* war ebenfalls anwesend

1) Siehe die Stammtafel Acton.



Georg Fürst Butera di Radali (1788—1841).

Aus dem roten Album der Verfasserin
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

und, wie wenn er auch im Dienste meiner geheimen Polizei gestanden wäre, ließ er mich nicht von seiner Seite. Ich schämte mich fast ein wenig vor dem armen Jungen.

Ich sollte den Prinzen nur noch einmal beim Hofcercle sehen und auch da war wieder mein Unbekannter im Spiele. Denn kaum hatte er angefangen, mir alle seine Mißgeschicke und, wie ich glaube, noch etwas mehr zu erzählen, als man rief: „Der König" und uns die Menge trennte. Fünf Minuten später näherte er sich mir ganz bestürzt und flüsterte mir zu: „Morgen um 6 Uhr früh nimmt mich der König nach Caserta mit." Wie ärgerte mich dieser neue Zufall! Nach dem Cercle führte mich Butera nach San Carlo, aber auch hier wieder war unsere Loge so voll, daß er mich mit den Worten verließ: „Ich komme später." Ich sah ihn in seiner gegenüberliegenden Loge sitzen, wie er mich nicht mit den Augen verließ. Dann entfernte er sich — und ich habe ihn *nie* mehr wiedergesehen!

Hier endigt die wahre Geschichte dieses Romanes von acht Tagen, der, obwohl kurz, nichtsdestoweniger, wie im Märchen von unzähligen Mißgeschicken für die arme Prinzessin erfüllt war. Wir aber verließen am gleichen Tage, an welchem Butera nach Caserta zurückkehrte, Neapel, um nach Rom zu reisen. Paul *Esterházy* war wortlos vor Schmerz, er ließ meine Hand nicht los, als ich in den Wagen stieg und seine Tränen sagten mir mehr als genug, wie es in seinem Inneren aussah. In der Liebe eines jungen Mannes von 18 Jahren liegt etwas so Naives und Reines!

XXX. DIE ENGLÄNDER IN ROM. DER PAPST

Ende November 1823 waren wir wieder in Rom, wo wir von unserer alten Gesellschaft nur mehr Christiane *Lichnowsky* antrafen. Mit ihr machte ich vorderhand meine Exkursionen, „sie hat, was man so das ‚Wiener Auge' nennt, d. h. es entgeht auch ihrem flüchtigsten Blicke nie ein Fehler. Da sie zudem geistreich ist, so ergänzen ihre Beobachtungen durch ihre Originalität meine Begeisterung, die immer nur Vollkommenheiten sehen will."

Konstantine war immer traurig, denn ihre Gesundheit hinderte sie an allem und sie hatte höchstens die Kraft, des Morgens die warme Sonne ein wenig aufzusuchen. Außerdem fehlte es ihr hier an der richtigen Gesellschaft und diese entbehrte sie recht schwer. Da sie sich selbst nur während höchstens drei bis vier Stunden des Tages genügte, so löste diese innerliche Vereinsamung eine tiefe Melancholie in ihr aus. Es war, als ob sie etwas vermißte oder herbeiwünschte! „Hätte *Gordon* einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht? Die Ungleichmäßigkeit ihrer Laune und gewisse Ungerechtigkeiten könnten dafür als Beweis dienen. Am Tage, da sie gewisse Briefe erhält, ist sie besonders nervös und scheinen diese die Ursache für ihre Tränen zu sein. Wie sollte man aber andererseits glauben können, daß ein Mann, dem so alle äußerliche Anmut und jener Zauber



Peter D. Graf Buturlin (1763—1829).

Nach einer Zeichnung der Verfasserin aus dem russischen Album (1820)
im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

der Eleganz und Verführung fehlen, worauf Konstantine immer so viel hielt, ihr etwas anderes einzuflößen vermöchte, als das Interesse der Eitelkeit, Koketterie und höchstens der Dankbarkeit?“ Wer vermag übrigens die Frauen zu beurteilen? Ich sicher nicht!

„Ich werde froh sein, wenn das Töchterchen meiner Kusine Zoë *Acton* (Georgine), das meine Schwester soeben adoptiert hat, bei uns angelangt sein wird, vielleicht wird dann ihr so empfindsames Herz in dieser neuen Betätigung der Liebe ein Mittel finden, um jene Leere auszufüllen, die die Entbehrung der Mutterliebe in ihr zurückgelassen hat. Ich wünschte es sehnlich und daß meine arme Schwester endlich jenes Glück und jene Ruhe finden möge, die sie verloren zu haben scheint, ohne daß sie ihr je genommen worden waren.“

In Rom traf ich den Grafen Peter *Buturlin*[1]), eine meiner ältesten Bekanntschaften aus St. Petersburg. Er hatte sich inzwischen mit einer herzigen kleinen Frau verheiratet, die ihn „à la manière des petites femmes vertueuses et surtout des femmes russes“ so viel als möglich der Gesellschaft vorenthielt. Am 8. Dezember kam *Wallmoden* an, den ich noch blässer

1) Graf Peter Dimitriewitsch *Buturlin*, Sohn des Grafen Dimitri Petrowitsch (1763—1829) und der Gräfin Anna Artemiewna, geb. Prinzessin *Woronzoff* (1777—1838). Die Gräfin Anna Buturlin verkehrte viel mit dem Grafen Joseph de *Maistre*, dem Pater *Jourdan* und anderen eifrigen Katholiken; unter ihrer Ägide wurde sie 1825 Katholikin. Der angegriffenen Gesundheit ihres Gatten halber etablierte sie sich 1817 mit ihrer ganzen Familie in Florenz, und zwar zuerst in der Villa Palmieri, dann im Palazzo Niccolini, das sie kaufte. Sie hatte zwei Söhne *Peter* und *Michael* und drei Töchter, *Marie*, verheiratet mit dem toskanischen Grafen *Dini*, *Elisabet* mit dem lombardischen Marchese *Sommariva* und *Helene* mit dem lombardischen Principe *Vidonia Sorreggiano*.

und veränderter fand, wie zuvor. „Durch den Zusammenbruch seines Vermögens und seiner Gesundheit bedrückt, sieht er für sein Alter nur eine traurige und dunkle Zukunft vor sich. Seine Reue und Überlegung kommen aber jetzt zu spät. Es berührt schmerzlich, der Zerstörung einer interessanten Persönlichkeit beiwohnen zu müssen, umsomehr, als Wallmoden trotz seiner geistigen Depression eine edle Seele und in seinem Charakter jene Mischung von Energie und Weichheit beibehalten hat, die ihn seinen Freunden so teuer machten. Könnte er eine gute und empfindsame Frau finden, die sein Los zu teilen und seinen Kummer zu lindern bereit wäre, er würde glücklich sein. Aber existiert eine solche Frau überhaupt? Ich bin sie sicher nicht, ich gestehe es ganz demütig ein. Ich finde schon in meinem eigenen Egoismus einen weiteren Beweis der menschlichen Erbärmlichkeit, die mir der arme Wallmoden mehr als genug zu illustrieren hilft. Übrigens reiste er schon anfangs Februar nach Sizilien ab, indem er als Vorwand angab, ich hätte die Herzen des Lords Henry *Greville*[1]) und eines M. *Irving*[2]) erobert. Doch hatte er nur zur Hälfte recht!"

Der römische Karneval war ganz nach meinem Geschmack, die Vormittage arbeitete ich und die Abende verbrachte ich mit amüsanten Leuten. Wir veranstalteten zu Ehren der Gräfin *Apponyi* zu ihrem Namenstage eine Kömodie, ein Vaudeville und mehrere lebende Bilder. Ich spielte in der „Gageure imprévue" die Marquise, Herr *Craven*, der Sohn des Markgrafen von

1) Henry Rich. *Greville*, Earl of *Brooke* and *Warwick*, geb. 1779, heiratete 1816 Lady Sarah *Mexborough*.

2) Vielleicht Sir Paulus Aemilius *Irving*, geb. 19. 1. 1792, Sohn des bekannten englischen Generals gleichen Namens (1751—1828).

Ansbach[1]), den Marquis und Graf *Kossakowski* die Deticulette. Craven schnitt gut ab, aber *Rasumoffsky* hätte die Rolle viel besser erfaßt; wir hatten ihm auch diese Figur zugedacht, aber die Trauer um seinen eben in Petersburg verstorbenen Bruder Peter verhinderte ihn daran. Aus demselben Grunde konnte auch *Konstantine* nicht spielen, was sie sehr ärgerte. Sie würde dieses Opfer der Konvenienz viel leichter ertragen haben, wenn Peter *Rasumoffsky*, statt sein ungeheures Vermögen seinen Bastardkindern zu hinterlassen, auf dem Totenbette lieber daran gedacht haben würde, damit seinen Bruder Andreas zu rangieren.

Einige schöne Engländerinnen, darunter Lady Francis *Gower*[2]) und Lady *Belfast*[3]), brillierten in den lebenden Bildern und in einer anschließenden, gesungenen Pantomime. Eine Indisposition des Mr. H. *Greville*, dessen Prachtstimme und schöne Gestalt die Pantomime hätte krönen sollte, verdarb den letzten Teil der Soirée. Er wurde schlecht und recht von einem Herrn

1) Der letzte Markgraf von *Ansbach-Bayreuth*, Friedrich Karl Alexander, trat zu Lady Elisabeth, Tochter des Lords August v. *Berkeley* und seit 1767 Gemahlin des Lords William *Craven* (gest. 26. 9. 1791) in Beziehungen und heiratete sie am 13. 10. 1791. — 1750 geboren, lebte sie nach dem Tode des Markgrafen (1806), von Kaiser Franz zur Fürstin von Berkeley erhoben, teils in England, teils in Neapel, wo sie am 13. 1. 1828 starb. — Obiger Mr. *Craven* stammt, schon des Namens halber, aus ihrer ersten Ehe, kann aber trotzdem ein Sohn des Markgrafen sein (s. Bd. IV. S. 135).

2) Harriet Catharine, älteste Tochter des Lords Karl *Greville*, heiratete 18. 6. 1822 den Lord Francis *Gower*, geb. 1. 1. 1800, a. d. H. der Herzöge von Sutherland, der den Beinamen Egerton annahm.

3) Harriet Anna, älteste Tochter Richards, ersten Earl of *Glengall*, heiratete 8. 12. 1822 Georg Hamilton Earl of *Belfast* a. d. H. der Marquis of Donegal, geb. 10. 2. 1797.

Duvivier[1]) ersetzt, den niemand kannte. Übrigens trat meine Schwester hier auch auf und war sehr hübsch. In meinem Spiele mit Graf *Kossakowski* in der Komödie machte ich auch seine Eroberung. Würden diese Zeilen nicht nur für mich bestimmt sein, so spräche ich nicht so naiv-offen von meinen kleinen Triumphen, aber ebenso, wie ein Offizier in seinem Tagebuche jedes Scharmützel verzeichnet, kann das einer Frau nur derartige Erfolge aufweisen. Und sind es nicht für beide Teile ruhmvolle Ereignisse?

„*Kossakowski*[2]) ist hervorragend liebenswürdig, geistreich, belesen und von anziehendem Äußeren, doch ermüdet mich seine Ironie und die italienische Gesellschaft, die er frequentiert, hat seinen Geschmack etwas verdorben. Er hat jenen Hauch von Eleganz in den Manieren eingebüßt, der gerade die edlen Polen so auszeichnet. Im übrigen besitzt er natürlich auch die guten und schlechten Eigenschaften seiner Landsleute. Unter den Pagen *Napoleons* aufgezogen, hatte er von Jugend auf mehr denn einen Erfolg am Hofe des Kaisers zu verzeichnen. Nach Italien gekommen, machte er die Bekanntschaft der durch ihre Schönheit und literarischen Kenntnisse berühmten Frau *Martinelli*, die seine Erziehung vollendete. Trotz eines Unter-

1) *Duvivier*, der in der besten Gesellschaft verkehrte, wurde als Gauner erkannt, 1824 arretiert und zu den Galeeren verurteilt. Er stahl mir in Rom einen Kaschmirschal. (Notiz d. Verf.)

2) Stanislaus Graf *Corwin-Kossakowski*, geb. 4. Jan. 1795, gest. 26. Mai 1872, Sohn des Grand-veneurs von Litthauen Graf Josef K. (gest. 1842), war Majoratsherr auf Lachowicze und Wojtscherski, Malteserritter, russischer Geh. Rat, Senator und jahrelang Präsident der herald. Kammer von Polen. Er heiratete am 23. August 1829 Alexandrine Comtesse *Laval de la Loubrerie*, geb. 9. Oktober 1811, Besitzerin von mehr als 100 000 polnischen Morgen mit Kupferbergwerken in Rußland.

schiedes von 30 Jahren vergalt er ihre Bemühungen durch die feurige Liebe eines jungen Mannes. Frau Martinelli verlor ihre Herrschaft über ihn nicht mehr; voriges Jahr jedoch wollte er endlich heiraten und seine Erwählte war die Prinzessin Aline, Tochter des Fürsten Peter *Wolkonski*[1]). Doch die Verschiedenheit der Religion wurde ein unüberwindliches Hindernis, trotzdem Kossakowski ein hübsches Vermögen sein Eigen nannte."

Die Gesellschaft in Rom bestand diesen Winter fast ausschließlich aus Engländern, und zwar „of the most exquisite high life" von London. Meinem Geschmacke nach sind die Ladys trotzdem nichts anderes, als Zierpuppen, Plappermäuler oder einfältige Damen, ich will mich daher lieber an die Männer halten.

Es gab unter ihnen vortreffliche Leute, aber die Mehrzahl gereichte England nicht gerade zur Zierde. Da ihre Fehler sich immer äußerlich zeigten, andererseits ihre guten Eigenschaften durch die Bescheidenheit der Besitzer verborgen blieben, so offenbarten sich die Tugenden nur demjenigen, der die einzelnen Individuen zu erforschen suchte, während man auf ihre Lächerlichkeiten direkt mit der Nase gestoßen wurde.

1) Fürst Peter Michailowitsch *Wolkonsky* (1776—1852) war der intimste Freund Kaiser *Alexander I.* Seine Frau war die Prinzessin Sofie Grigoriewna *Wolkonsky* (178.—1868). Sie begleitete ihren Gatten im Feldzuge 1813/14. Aus dieser Zeit stammten ihre Beziehungen zur Königin *Hortense* und deren Vorleserin Mlle. *Cochelet.* Ihre politische Korrespondenz mit letzterer erregte den Verdacht der Polizei Napoleons. Sie weilte mit ihrem Gatten während der letzten Tage Alexanders in Taganrog. Der Kaiser empfahl ihnen auf dem Totenbette seine Gemahlin Kaiserin *Elisabeth* an. Die Fürstin Wolkonsky hinterließ zwei Söhne, *Dimitri* (1805—59) und *Gregor* (1808—1882) und eine Tochter *Alexandrine* (Aline) (1804—69), die den Hofkavalier P. *Durnovo* heiratete.

Der Herzog von *Devonshire*[1]) kam hier an, um seine Stiefmutter zu sehen und für ihn setzte die englische Gesellschaft alles ins Werk. Man gab ihm zu Ehren ein Fest, ein Konzert nach dem anderen, wobei die Füße, die Köpfe und die Fächer der schönen Ladys Stunden hindurch unaufhörlich und taktmäßig zeigen wollten, daß ihre Trägerinnen „are fond of music". Es gab auch solche, die zwischen den Zähnen italienische Bravourarien oder was noch schrecklicher war, Arien aus den schottischen Bergen, jene traurigen, schwerfälligen und ebenso monotonen Gesänge, wie der Nebel auf ihrer Heide, summten. In diesem Falle wurden alle diese Inselbewohner gerührt, ein jeder, ob Sänger oder nicht, nahm an diesen eintönigen Melodien teil und der „for auld lang sayn"[2]) brach ihnen das Herz. Schon in Neapel waren wir mehr als einmal bei derartigen patriotischen Konzerten anwesend. Lady *Hamilton*, die Gemahlin des englischen Gesandten, lud öfters die neapolitanische Gesellschaft zu sich ein, um ihre Familie, nämlich sich selbst, mehrere Töchter und Söhne, singen zu hören. Nach einigen Opernarien vereinigte der obligate „for auld lang sayn" Mutter und Kinder. Der Lord gebot dann allen Anwesenden Schweigen und ermangelte zum Schlusse nicht, möglichst jedem Gaste zu sagen: „Ist es nicht erstaunlich, Lady Hamilton so singen zu hören? Man muß bedenken, daß sie erst nach ihrem 50. Jahre Singstunden zu nehmen begonnen hat."

1) William Spencer Cavendish Herzog von *Devonshire* (1790—1858), Sohn des Herzogs William (1748—1811) und dessen erster Gemahlin Georgine Lady *Spencer*, war zweimal Lordkämmerer und 1826 englischer Vertreter bei der Krönung Kaisers Nikolaus I. Er starb unvermählt.

2) Refrain einer alten schottischen Weise. (Notiz d. Verf.)

Es hatte sich der Engländer eine ganze Theaterwut bemächtigt. Die Bühne wurde in Permanenz erklärt und wöchentlich zweimal führten sie englische Komödien, Melodramen und Tragödien auf. Lord und Lady *Normanby*[1]) kamen nur deshalb nach Rom. „Sie verbringen ihre Zeit damit, zu lernen, zu spielen und in den Intervallen Dekorationen zu malen. Sonst haben sie von Rom nichts gesehen, es fehlt ihnen zu allem die Zeit und sie wollen sofort wieder abreisen, wenn die Fastenzeit ihnen das Theaterspielen verbietet.

Die Lady *Normanby* hat entschiedenes Talent, was aber ihren Gatten betrifft, der von *Kemble*[2]) ausgebildet wurde, so ist er in seinen Posen so affektiert, daß sie manchmal ganz lächerlich wirken, umsomehr, als er mitunter in Gesellschaft von Schauspielern ist, deren Haltung und Bewegungen sehr an die ‚comédie des chiens' erinnern. Ich muß gestehen, daß außer ein bis zwei Personen die ganze Schauspielersippe nichts taugte; erscheint hie und da ein Talent, so hat es doch einen solchen Mangel an Takt und eine solche Unkenntnis der Bühnenroutine, daß selbst derartige Leute das Spiel zur Posse degradieren und diese Vorstellungen

1) Konstantin, 2. Earl of Mulgrave, Viscount *Normanby* (geb. 15. 5. 1797), heiratete 12. 8. 1818 Marie Lady *Ravensworth*. Er erhielt bald nach Vollendung seiner Studien in Cambridge einen Sitz im Parlament. Seine maiden-speech zugunsten der Katholikenemanzipation erregte Aufsehen, doch zog er sich, da seine politischen Ansichten zu denen seines Vaters im Widerspruch standen, bis zu dessen Tode vom öffentlichen Leben zurück und lebte längere Zeit in Italien, mit Kunst und Literatur beschäftigt. 1832—34 war er dann Gouverneur von Jamaika, 1835 Lordleutnant von Irland, 1839 Kolonial- und im selben Jahre Minister des Innern, 1846—52 Botschafter in Paris, 1854—58 Gesandter in Florenz. Er war auch Romanschriftsteller und starb zu London am 28. 7. 1863.

2) Entweder John Philipp (1757—1823) oder Charles *Kemble* (1775—1854), beide berühmte englische Schauspieler.

der hohen Aristokratie höchst langweilig machen. Wenn man dabei wenigstens in einer vergitterten Loge wäre, wo man seiner Heiterkeit die Zügel schießen lassen und sich nur eine halbe Stunde unterhalten könnte, aber hier darf man nicht mit den Augen zwinkern, man muß stürmisch Beifall klatschen und mit Seelenruhe die unbezahlbarsten Karrikaturen und die unverwüstliche Naivität bewundern, mit der die vertrauensseligen Engländer öffentlich ihre angeborene Linkischkeit zur Schau stellen."

Der Tod des Kardinals *Consalvi*[1]) (24. Januar 1824) hatte dem Jahresbeginn in Rom ein trauriges Gepräge gegeben. Seit Pius VII. Tode und namentlich seit der Thronbesteigung *Leos XII.* siechte der als Staatssekretär entlassene Greis, durch Verdrießlichkeiten geplagt und von Schmerz überwältigt, da er dem verstorbenen Pontifex mit inniger Liebe zugetan gewesen, in der Zurückgezogenheit dahin. Die Künste, die Zivilisation und die Fremden verloren in ihm einen großen Protektor. Seine heute am Ruder befindlichen Feinde konnten wohl verbieten — und ihr Haß leistete sich wirklich diese Genugtuung — daß keine ehrenden Nachrufe über den Verstorbenen veröffentlicht wurden, sie konnten jedoch den Schmerz nicht ersticken, den sowohl die Fremden, als auch die Römer gleicherweise empfanden. Leo XII. hatte bereits eingesehen, daß er die Dienste des Kardinals Consalvi nicht werde entbehren können, sein persönlicher Haß und vor allem der jener Leute, die sich des Papstes bemächtigt hatten,

1) Ercole Marchese *Consalvi*, geb. Rom 8. 6. 1757, gest. 24. 1. 1824, seit 1800 Kardinal und Staatssekretär. Er zeichnete sich beim Abschlusse des Konkordates mit Napoleon aus. Leo XII. entsetzte ihn seines Kardinalsekretariates und betraute ihn mit dem wichtigen Amte des Präfekten der Propaganda. Zehn Tage darauf starb C.

in erster Linie der des Kardinals *Rivarola*[1]), hielten ihn aber von jedem Entgegenkommen ab. Übrigens war die Gesundheit Leo XII. so schwankend, daß man ihm nur wenige Monate Lebenfrist gab. Seine Todeskrankheit und sein Haß gegen Consalvi datierten aus der nämlichen Epoche. Hier ist die bezügliche Anekdote, die uns Kardinal *de Gregorio*[2]) erzählte.

Leo XII.[3]), damals Nuntius della *Genga*, war während der Restauration päpstlicher Legat in Paris und glaubte, daß er unzweifelhaft zum Wiener Kongreß entsendet werden würde. Pius VII. hatte jedoch die treue Anhänglichkeit *Consalvis* während seiner Gefangenschaft zu erproben gewußt und delegierte diesen nach Wien, vorgebend, es sei dies eine außerordentliche Mission. Als della Genga die Ernennung eines Rivalen erfuhr, bekam er einen Blutsturz, an welchem Leiden er seither laborierte und das ihn dem Grabe zuführen sollte. Die Moral von dieser Geschichte, so dachte ich mir während der mit vollster Offenheit vorgebrachten Erzählung, ist, daß die apostololische Ruhe keineswegs eine Tugend des h. Vaters sei. Kardinal de Gregorio, ein geistreicher Mann und Freund des jetzigen Pontifex, hatte anscheinend nicht daran gedacht, daß jemand eine derartige Schlußfolgerung aus seinem Berichte ziehen könnte, so ferne stand eine solche seinem Herzen.

Mein Tagebuch vom 20. Februar beschreibt den römischen Karneval, wie folgt: „Der Karneval ist in

1) Augustin *Rivarola*, geb. zu Genua 14. März 1758, seit 1. 10. 1817 Kardinal.

2) Emanuel de *Gregorio*, geb. zu Neapel 18. Dez. 1758, Archimandrit von Messina, seit 8. März 1816 Kardinal.

3) *Leo XII.* (Annibale della *Genga*), geb. 1760 zu Genua, 1816 Kardinal, 1823—29 Papst.

Rom viel heiterer, als in Neapel, die Freude der Korsobesucher viel liebenswürdiger. Sie werfen den Damen Blumen und Konfetti zu anstelle der plumpen Kalkkugeln, womit man in Neapel belästigt wird. Die Masken nähern sich hier den Wagen und bringen graziöse Verse und Baccarollen mit ebenso viel Anmut, wie gutem Humor vor. Die Begeisterung erreicht bei Abschlusse des Karnevals ihren Höhepunkt; er ist der Triumph der römischen Lustbarkeit. Nach dem letzten Wettrennen, womit die Bevölkerung acht Tage hindurch unterhalten wurde, sammelt sich alles auf dem Korso und es beginnt der Moccolikrieg. Jedermann hat eine kleine Wachskerze in der Hand und die anderen suchen nun, möglichst viele Lichter auszulöschen. Die Aufgabe des einzelnen ist es natürlich, sein Lichtchen zu beschützen. Zum Angriffe wird alles mögliche verwendet: Blasebälge, Röhren, Taschentücher. Das Merkwürdigste daran ist aber, daß trotz der endlosen Reihe von Wagen und der Menge Fußgänger, die sich auf einem ziemlich engen Raume drängen und stoßen, trotz der Dunkelheit der Nacht und der allgemeinen Ausgelassenheit kein freches Benehmen, keine Unschicklichkeit und keine Rohheit zu verzeichnen wären. Ich sah, Grünzeugverkäufer und Gassenjungen unter Lachen die Moccoli von Leuten unserer Gesellschaft ausblasen und wenn einer der Angegriffenen ärgerlich zu werden schien, entschuldigten sie sich in gutmütigem Tone mit den Worten: „Ma, Signori, e il Carnevale!“ Endlich aber übertönte die ausgelassenste Freude ein Kanonenschuß, — er ist das Zeichen, daß der Karneval zu Ende ist. Ein Moment des Schweigens, dann ein langgezogener Seufzer, der den Korso von einem Ende zum anderen durchzieht; die Moccoli verlöschen, auf

den Dächern sowohl als in den letzten Winkeln, und in der Dunkelheit geht jedermann ruhig nach Hause. „E morte il carnevale, è morto il carnevale!“ und das römische Volk hat seine ernste Miene wieder angenommen.“

Ich vergaß, beziehungsweise versäumte es, vom Tode des Grafen Peter *Rasumoffsky* zu sprechen. Er hätte mit seinem Vermögen meinen Schwager rangieren können, selbst, wenn er ihn vor seinen anderen legitimen Erben nicht bevorzugt haben würde. Aber weit davon entfernt, hinterließ er alles ihm Erreichbare seinen Bastardkindern und den Rest an fernstehende Neffen. Man konnte nicht unbrüderlicher handeln! Ich hatte zuerst die Gräfin Léon *Rasumoffsky-Wiajsemsky* im Verdacht, daß sie ihren Schwager auf dem Totenbette beeinflußt habe, damit er ihren Neffen Legate auswerfe, um für diese nicht selbst sorgen zu müssen, aber sie bewies *Rasumoffsky* im nächstfolgenden Jahre in Florenz durch ihre Worte und auch ein wenig durch ihr Vorgehen eine große Zuneigung und gab an, sie habe auf das Testament des Grafen Peter gar keine Einwirkung gehabt. Diese Überraschung war für meinen Schwager sehr unangenehm, immerhin sollte er einiges aus dieser Sukzession erhalten.

Die Gräfin *Chotek*[1]) war auch gestorben, ein großer Kummer für die arme Therese und die übrige Familie. Arme Frau! Nach einem Leben voll Aufregungen mußte ihr die himmlische Ruhe sehr willkommen sein. In ihrem langen und mühseligen Lebenslaufe hatte sie mehr als einmal den Leidenskelch bis zur Hefe zu leeren gehabt!

1) Gräfin Maria Sidonia *Chotek-Clary*, gestorben Wien 16. Febr. 1824 (s. Bd. I. 278 u. a. O.).

Am 12. März ereignete sich in Rom ein furchtbares Unglück, das allgemeine Bestürzung erregte. Eine junge Engländerin, Miß *Bathurst*, ertrank im Tiber vor den Augen ihres Onkels und ihrer Tante, denen sie anvertraut worden war; zehn oder fünfzehn Jahre früher hatte auch ihr Vater seinen Tod in den Wellen gefunden[1]). Sie war schön, wie eine Rose, deren Namen sie trug, glücklich und anziehend. Ihre kindliche und liebliche Seele drückte sich in ihren Augen aus. So sah ich sie gelegentlich einer Reunion bei ihrer Tante und am nächsten Morgen war sie im schlammigen Wasser des Tibers auf immer verschwunden.

Eine Unvorsichtigkeit des unbesonnenen und halb blinden Herzogs von *Laval* verschuldete das Unglück, er machte den Führer auf einem Wege längs des Flusses, den er zu kennen vorgab. Man war zu Pferde. Als man an eine sehr enge Stelle des Weges gelangte, rief Miß Bathurst aus Angst ihren Onkel, Lord *Aylmer*[2]), herbei. Dieser stieg vom Pferde und wollte das seiner Nichte beim Zügel fassen. Doch im selben Augenblicke, vielleicht durch die Bewegung des Lords erschreckt, machte

1) Lord *Bathurst* ertrank in der Elbe, angeblich auf Befehl Napoleons meuchlerisch überfallen, um der Depeschen willen, die der Unglückliche bei sich trug. (Notiz d. Verf.) — Es handelt sich hier um *Benjamin Bathurst*, geb. am 19. März 1784 zu London. Er wurde 1807 als englischer Kurier nach Stockholm gesandt, verschwand aber auf der Rückreise in der Nähe von Bremen (nach and. bei Perleberg oder Boitzenburg) und alle Nachforschungen seiner Familie führten zu keinem Resultat. Wahrscheinlich ist er von der französischen Regierung aufgehoben worden und im Handgemenge umgekommen, oder im Gefängnisse gestorben. Vielleicht diesethalben trug Harry Earl of *Bathurst* gegen Napoleon so grimmen Haß, der sich dem Besiegten auf St. Helena besonders fühlbar machte und worüber er sich bitter beschwerte.

2) Wohl Lord Gerald George *Aylmer*, geb. 15. 9. 1798, der 1826 die Tochter des Obersten *Hodgson* heiratete.

das Pferd einen falschen Tritt und glitt mit seiner Reiterin über das steile Ufer hinab. Man sah das arme Mädchen einmal, wie ohnmächtig auf dem Hals des Pferdes liegend, auftauchen, dann sank dieses nochmals unter, kam neuerdings hervor und gewann das Ufer — aber mit leerem Sattel. Lord *Aylmer* wollte sich zweimal in den Fluß stürzen; da er aber nicht schwimmen konnte, hielt man ihn bei den Kleidern zurück. Alles hatte den Kopf verloren und ein unglücklicher Zufall wollte es, daß unter den Zuschauern am Ufer kein einziger Schwimmer sich befand. Die Hilfe kam zu spät, man fand nicht einmal einen Fetzen der Kleider des armen Kindes, das wahrscheinlich ein Strudel verschlungen hatte.

Die Königin von Etrurien, *Maria Luise* von Spanien[1]), starb zur gleichen Zeit. Sie war eine boshafte Frau, die das Unglück aller machte, welche ihr nahestanden, von ihren Kindern angefangen. Sie erhielt ein prachtvolles Leichenbegängnis — und die arme, kleine Rosa *Bathurst*, schön und gut wie ein Engel, fand ihr Grab im Bette des Tibers, ohne daß das einfachste Kreuz für sie zum Gebete mahnte.

Am 15. März kam Lady *Acton* mit ihrer Tochter Betzy durch Rom, um sich nach Paris zu begeben. Richard *Clanwilliam* begleitete sie und kehrte dann nach Neapel zurück. Als Ersatz traf der Graf *Dietrichstein* ein, der Betzy heiraten möchte. Sie liebte ihn auch, aber ihr Bruder, wie auch ihre Mutter waren gegen die Heirat, nicht nur wegen des unbeständigen und mürrischen Charakters des Bewerbers, sondern besonders

1) Maria Luise von *Spanien*, Gemahlin Herzogs Ludw. v. *Parma*, regierte von 1803—1807 das von Napoleon geschaffene Königreich Hetrurien.

wegen der Geringfügigkeit seines Vermögens. Rom gefiel den Actons nicht, der Moment war auch schlecht gewählt, denn abgesehen von der Trauer um die kleine Bathurst war außerdem die Herzogin von *Devonshire* schwer erkrankt, eine neue Katastrophe für die Engländer.

Die Herzogin starb am 20. März (richtig 30.). Ihr Tod bedeutete einen unersetzlichen Verlust für Rom. Sie protegierte die Künste und die Altertumsforschungen mit Umsicht und Freigebigkeit, ihr Haus bildete den Sammelpunkt der Künstler und Fremden. Die Schriftsteller besangen dessen Pracht, die Armen segneten ihre hilfreiche Hand. Während ihres Lebens folgte sie immer den Eingebungen ihrer feurigen Seele; dies führte sie zu vielen Irrtümern, aber sie waren stets mit einer solchen Sanftmut des Charakters, mit einer derartigen Anteilnahme für die Schwächen und Kümmernisse der Mitwelt verbunden, daß niemand ein hartes Urteil zu fällen wagte. Eine begeisterte und treue Freundin der ersten Herzogin von *Devonshire*, war sie deren Vertraute in ihren Liebesaffären mit Lord *Grey* und zugleich die Maitresse ihres Gatten. Bald verband eine innige Zuneigung diese vier Rivalen, die ebenso selten, wie rührend gewesen wäre, wenn man die Immoralität überhaupt entschuldigen könnte. Die Herzogin von *Devonshire*[1]), geborene Lady Elisabeth *Foster*, verschönte ihre Neigungen und Empfindungen stets mit einem eigenen poetischen Zauber und bewahrte bis in ihr Alter für alles eine jugendliche Be-

1) Sie war die Witwe des John Thomas *Foster* und Tochter Friedrich August 4. Earls of *Bristol*; sie heiratete am 19. 10. 1809 den Herzog William v. *Devonshire* (1748—1811), dessen erste Frau, eine geborene Lady *Spencer*, 1806 gestorben war.



Elisabeth Herzogin v. Devonshire.
(1759—1824.)

Aus der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek.

geisterung. Ihre zärtliche Liebe zum Kardinal *Consalvi* hatte der bösen Welt trotz der beiderseitigen Bejahrtheit Stoff zu allerlei Sarkasmen gegeben; da jene nur nach der Engherzigkeit ihres Verstandes urteilte, wie konnte sie die Herzogin richtig begreifen, deren menschenfreundlicher Blick von so hoch auf die Elenden herabfiel, daß er ihre undankbare Bosheit nicht einmal bemerkte? Ich sah die Herzogin von Devonshire einer alten Freundin, Mme. *Récamier*[1]), eine derartig stürmische Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit erweisen, wie man sie nur einer jugendlichen Leidenschaft entgegenbringt. Ihr Herz bedurfte eben der Wärme, wie auch der Luft zum atmen; dies war ihr Element, das weder das Alter, noch die Erfahrung trüben konnten. Ihre 70 Jahre hatten ihre Empfindungen nicht erkälten, ihre Einbildungskraft nicht schwächen können. Sie starb mit bewunderungswürdiger Ruhe und Sanftheit; einer so schönen letzten Stunde fehlte nichts, als das Licht des Glaubens. *Pius VII.*, Kardinal *Consalvi* und die Herzogin von *Devonshire* starben im Laufe eines halben Jahres, eine rührende Zuneigung verband lange Jahre hindurch diese edlen Greise. Sie vermochten nur zu leben, eines auf das andere gestützt, und sie zogen sich, eines das andere, in das Grab nach. Friede ihrer Asche!

Der Herzog von *Devonshire* wurde von seiner Schwiegermutter zum Testamentsexekutor ernannt; er entsprach seinem Charakter und bewies sich edel, gut und freigebig. Er verließ jetzt Rom. Seine Abreise und der Tod der Herzogin gaben den diesjährigen Unterhaltungen den Gnadenstoß. Die meisten Engländer reisten

1) Jeanne Françoise Julie (1777—1849), Gattin des reichen Pariser Bankiers *Récamier*, die bekannte durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Frau.

ab, auch unser netter *Greville*. Er war darüber untröstlich und wir nicht weniger, denn er war uns immer unentbehrlicher geworden. Seine Schwester Lady Francis *Gower* gefiel durch ihre Natürlichkeit, doch sollte sie lieber mit ihrem Bruder in bezug auf Empfindsamkeit tauschen. Sie hatte deren keine, was gerade für einen braven jungen Mann das Richtige wäre und Henry dagegen würde mit seinem weichen Gemüte eine Frau sehr interessant machen.

Die h. Woche war dieses Jahr viel einfacher als 1823. Der Papst tat sein Möglichstes, um die Fremden zu verhindern, die Feierlichkeiten zu sehen. Es gab kein beleuchtetes Kreuz zum Ärger der Fremden, des Volkes, der Künstler und selbst der Kardinäle; jedermann war empört, daß man selbst die einfachsten Dinge verbiete. So wurde es z. B. den verheirateten Römerinnen untersagt, ohne Schleier, ihren Gatten, ohne Dreispitz auf der Straße zu erscheinen, was den Witzbolden zu allerlei Bemerkungen Anlaß gab. Es zeigte sich eben jeden Tag mehr, daß Leo XII. ein kleinlicher, ängstlicher Charakter und sein Geist sehr beschränkt war.

Unsere ganze Gesellschaft zerstreute sich, die *Pahlen*[1]), Lord *Astley*, die *Kinnairds* (von denen der Gemahl der „Heilige" genannt wurde, zum Unterschiede von einem anderen *Kinnaird*, den man den „Teufel" hieß), ja sogar *Irving*. Dieser hatte es wohl satt, seine Zeit bei

1) Graf Friedrich *Pahlen* (geb. 1779, gest. St. Petersburg, 18. 1. 1863), Sohn des berüchtigten Grafen Peter Ludwig P. (1745—1826), der die Palastrevolution gegen Kaiser Paul 1801 leitete, war durch mehrere Jahre (ab 1815) Gesandter in München, 1826 Generalgouverneur von Neurußland und Bessarabien, 1828 Zivilchef der Donaufürstentümer, 1834 wirkl. Geh. Rat. Er starb unvermählt. — Sein Bruder Peter Petrowitsch (1777—1864) war 1823—1824 als russischer General beurlaubt, war also auch vielleicht damals in Italien; er wurde 1835 russischer Botschafter in Paris.

mir zu verlieren, er wollte sein Glück anderswo versuchen. Seit einiger Zeit unterhielt er mich *nicht* mehr, denn erstens hatte er die Gewohnheit angenommen, immer die Skala zu singen, was gar nicht harmonisch war und zweitens zeigte er sich verstimmt, wenn ich mit *Greville* oder *Kossakowski* sprach. Ich vermißte ihn nur insofern, weil er immer bereit war, meine Vormittagsexkursionen mitzumachen, obgleich er dabei immer mehr mit mir stritt, als er Liebenswürdigkeiten sagte. Am Vorabend seiner Abreise verbrachte er eine Stunde bei mir in Tränen und am anderen Morgen war er beim Abschiede „gai comme pinçon". Ein komischer Kauz, vielleicht ein Narr!

Über die modernen Künstler in Rom war ich wenig entzückt. Sie verlangten exhorbitante Preise für ihre mäßigen Leistungen. Über *Catel*, *Robert* und *Rebel* habe ich schon gesprochen. „Der Franzose *Granet*[1]) überragt sie durch seine Interieurs und seine Wirkung des ‚clair-obscur'; seine Bilder reizen durch die ausgezeichnete Luft- und Lichtbehandlung. Die beiden *Enders*[2]) aus Wien zeichnen sich auch vorteilhaft aus, der

1) *Granet*, François Marius, geb. 1775 (1774) zu Aix, gest. am 21. November 1849 daselbst, berühmter Architekturmaler, Schüler Davids. Er ging 1802 nach Rom, das ihm eine zweite Heimat wurde und wo er auch die meisten Bilder malte, erst 1848 zog er wieder nach seiner Vaterstadt (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlex. 1882, II. 113f.).

2) Johann *Ender*, Porträt- und Historienmaler, geb. 4. Nov. 1793 in Wien, ebenda gest. 10. März 1854, hielt sich von 1818—1826 in Griechenland, Italien und Paris auf, sodann wieder in Wien, seit 1829 Professor an der Akademie. Besonders als Porträtmaler geschätzt. — Thomas *Ender*, Landschaftsmaler, Zwillingsbruder des ersteren, geb. 4. Nov. 1793 in Wien, ebenda gest. 29. Sept. 1875, war besonders für Erzherzog *Johann* und *Metternich* tätig, die er auf Reisen begleitete. Von Thomas E. besaß Gräfin Lulu mehrere Aquarelle (s. A. Seubert, Allgem. Künstlerlexik. 1. Bd., S. 452).

eine als Landschafter in Aquarell, der andere als Porträt- und Historienmaler; doch ist dieser nicht auf der Höhe seines Genres. Er begleitete *Széchényi* nach Griechenland. *Pinelli*[1]), ein Römer, hat einen großen Ruf als Zeichner und Bildhauer in Terrakotta; seine Stärke sind Sujets aus dem Volks- und Brigantenleben, weiter reicht sein Genie nicht. Seine Anmaßung, Benvenuto *Cellini* zu gleichen, hat ihn in das heroische Fach verschlagen, in welchem er abscheuliches leistet. Die Engländer mit ihrem schlechten Geschmacke und ihrer Vorliebe für nervenkitzelnde Vorwürfe verderben ihn ganz. Sein Atelier ist immer voll Engländer und Engländerinnen mit ihren Gesichtern einer Madonna oder Agnes Sorel und sie bestellen bei ihm die schrecklichsten Mordszenen.

Unter den Bildhauern nenne ich außer *Thorwaldsen*, den ich schon nannte, einen Schweden, *Kassel*, der viel verspricht und den Engländer *Campbell*[2]), ein seltenes Talent, der die Büsten fast aller Engländer und Engländerinnen gemacht hat, die jetzt in Rom weilen. Auch vollendete er die Büsten Konstantinens und *Rasumoffskys*, die sprechend ähnlich sind."

Während dieses Winters war auch die Fürstin *Lieven* nach Rom gekommen, angeblich wegen ihrer Gesund-

1) Bartolommeo *Pinelli*, Maler, Radierer und Modelleur (1781 bis 1835). (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlex. 1882, III. S. 72).
2) *Campbell*, Thomas, geb. 1790 in Edinburgh, gest. 1858, Bildhauer. Er ging 1818 nach Rom, wo er nach dem lebenden Modell studierte und sehr ähnliche charakteristische Büsten verfertigte. Nach seiner Rückkehr führte er in London viele größere Werke aus. Sein Hauptwerk während seines Aufenthaltes im Rom, 1818—30, ist die Sitzstatue der Pauline Bonaparte-Borghese. (s. A. Seubert, Allg. Künstlerlex. 1882, I. S. 215.) Die eben genannten zwei Büsten des Ehepaares Rasumoffsky befinden sich jetzt im Besitze des Grafen Camillo Razumovsky in Wien.



Mein Atelier im Palais Sciarra, Rom (1824).
(„Tête-à-tête mit Raphael“.)

Aus dem italienischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

heit, was man einer politischen Persönlichkeit, wie sie es war, kaum glauben konnte. Obwohl sie für die Denkmäler der Kunst nicht das mindeste Interesse hatte, besuchte sie doch die Galerien. Eine Inkonsequenz zieht die andere nach sich: so machte sie, „the High torie", am Arm des Radikalen Lords *Kinnaird* einen Lehrkurs in der Skulptur und Malkunst durch und hörte mit großer Gelehrigkeit seine Instruktionen an. Es ist eine heitere Geschichte, wie sie den Lord Kinnaird kennen lernte. Als sie in Rom anlangte, konnte sie sich nicht genug wundern, wie Graf *Apponyi* und andere gut denkende Leute den Lord Kinnaird, diesen Mann voller Umsturzideen, bei sich sehen konnten. Man mochte ihr noch so sehr versichern, daß Rom infolge seiner republikanischen Erinnerungen die Schranken zwischen den verschiedenen Ansichten der Parteien zu öffnen geeignet sei, sie schwor, sie werde nicht einmal den Gruß des Lords erwidern, obwohl sie ihn von Paris aus kannte. Nun, was geschah? Einige Tage nach ihrer Ankunft unterhielt sie sich in ihrem Salon, die Füße auf dem Feuerbock des Kamins gelehnt, mit einigen Personen der Gesellschaft, — wir waren auch darunter — als sich plötzlich die Türe öffnete und Lord *Kinnaird* mit einer so reizenden und vornehmen Miene eintrat, daß die Herrin des Hauses wohl oder übel ihm seinen Gruß erwidern mußte. Sie wandte wohl augenblicklich den Kopf, um mit einer Nachbarin zu sprechen, aber der Ankömmling wußte in wenigen Augenblicken das allgemeine Interesse auf sich zu ziehen, so daß es ihm gelang, das Wort auch an die stolze Fürstin zu richten. In weniger als einer Stunde hatte der gefährliche Radikale den Prozeß gewonnen und wurde in Gnaden aufgenommen.

Bevor wir Rom verließen, hatte ich noch *Kossakowski* abzuschütteln, der mir seine Liebe in allen Tonarten erklärte. Es wäre schade um das Papier, wenn ich hier das ganze alberne Zeug wiederholen wollte, was er sprach. Mein Tagebuch verzeichnet es getreu und meine Entschuldigung besteht darin, daß ich in wenigen Jahren ja leider kein Papier mehr zu verschwenden haben werde. Wenn ich dann gezwungenermaßen vernünftig sein *muß*, werde ich vielleicht diese Erinnerungen vergangener Torheiten zerreißen, damit nicht eine meiner Nichten auszurufen braucht: „Mais tante Loulou était passablement coquette!"

Derselbe ultraoffizielle Schutzgeist, der den Prinzen *Butera* zweimal beim Rockzipfel erwischte, derselbe, der Mlle. *Tisserant* in den Salon schickte, um ihren Papagei zu füttern in demselben Augenblicke, da Max *Zandt* mir seine Liebe erklären wollte[1]), derselbe, der mir Zandts Brief stahl und noch andere Stückchen aufführte, ließ auch diesmal in einem entscheidenden Momente Konstantine eintreten und das andere Mal Kossakowski sagen, ich sei nicht zu Hause.

In der Abschiedsvisitte kam er in Begleitung des Fürsten *Gagarin*[2]) und anderer Personen und sagte, er werde nach Mailand abreisen und mich nie vergessen. Gerade brachte man mein Porträt, das *Agricola*[3]) noch nicht ganz vollendet hatte und das deshalb noch einige

1) s. Bd. I. 324.

2) Gregor Fürst *Gagarin*, 1777—1846, russischer Legationsrat in Rom, Rivale des Kaisers Alexander bei der schönen Marie Narischkin, daher nach Rom versetzt. Seine Frau war Katharina Soïmonoff, die Schwester der berühmten Mme. Svetchine, welch' erstere wegen ihres fanatischen Glaubenseifers ebenfalls in Ungnade beim Zaren gefallen war („Lebzeltern" 1913, S. 92/93).

3) Karl Josef Alois *Agricola*, Maler und Kupferstecher, Schüler Fügers, tätig in Wien (geb. Säckingen 1779, gest. Wien 1852).

Tage in Rom verbleiben sollte. *Kossakowsky* bat mich ganz leise um die Erlaubnis, es kopieren zu dürfen. Ich verweigerte sie ihm, er antwortete aber, er werde es doch machen und mir für mein Porträtsalbum sein Bild senden, damit ich ihn nicht vergesse.

Ich ärgere mich, daß ich den armen Kossakowski so schlecht behandelte, ich weiß nicht, welcher Dämon mich dazu trieb, ihm nur Unangenehmes zu sagen. Das passierte mir immer, wenn jemand ernste Absichten äußerte. Diese großen reichen Herren, und Kossakowski hatte ein sehr großes Vermögen, halten sich für unwiderstehlich bei einer gewissen Erklärung: ich verabscheue sie. Meinen sie denn, daß man sich nur für ihr Geld hingibt, daß sie so unsere Liebe erringen werden?

Am 15. Mai 1824 hatten wir Rom verlassen, am 20. trafen wir in Florenz ein. Die Reise verlief ohne Ereignis. An der Grenze des Kirchenstaates auf den Höhen von Cortone bewunderten wir die schöne, kultivierte Ebene von Toskana. Kommt man aus dem Kirchenstaate, so hat man noch das Bild der dortigen verlassenen und unbebauten Ländereien in der Erinnerung; dort Schwermütigkeit und träge Armut, hier Tätigkeit und Überfluß. Eine väterliche Hand ruht auf einem dieser Länder, ich muß aber leider gestehen, daß es nicht die Hand des h. Vaters ist.

Gegen Abend stiegen Konstantine und ich von der Höhe von Cortone zu unserer Nachtstation Cormuccia herab. Auf dem Wege erzählte ich meiner Schwester meine Gespräche mit dem Grafen *Kossakowski* und was daraus erfolgte. Sie zankte mich aus und ich, meine Offenheit bedauernd, nahm mir wie der beschämte Rabe vor, mich gewiß nicht mehr ertappen zu lassen. Ich

weiß ja sehr gut, daß die Heirat die Lebensbestimmung einer Frau ist, aber ihr Glück ist es noch mehr; könnte ich dies in einer Verbindung finden, bei der mein Herz nicht mitspricht? Einem ungeliebten Manne anzugehören, empört mich. Andere Frauen sind darin vernünftiger und richten sich ihre Existenz kaltblütig ein; ich dagegen verstehe unter einer Heirat nur eine auf Liebe beruhende Verbindung[1]).

1) Die Verfasserin schließt hier ein französisches Poem an, das sie ihr *Glaubensbekenntnis* nennt. Es sei darum hier wörtlich wiedergegeben:

Plus mon coeur s'étudie et s'essaie,
Plus de ce joug la pesanteur m'effraie.
A mon avis, l'hymen et ses liens
Est le plus grand ou des maux ou des biens.
Point de milieu; l'état du mariage
Est des humains le plus bel avantage,
Quand le rapport des esprits et des coeurs,
Des sentimens, des goûts et des humeurs
Forment des nœuds dictés par la nature,
Qu'amour serra et que l'honneur épure.
Ah quel plaisir d'aimer publiquement
Et de porter le nom de son amant!
Votre maison, vos gens, votre livrée,
Tout vous rappelle une image adorée.
Et vos enfans! Ces gages précieux,
Nés de l'amour en sont les plus beaux nœuds.
Un tel lien, une union si chère,
Si l'on en voit, — est le *Ciel sur la terre.*
Mais tristement vendre par un contrat
Sa liberté, son nom et son état
Aux volontés d'un maître despotique,
Dont on devient le premier domestique,
Tromper son maître ou vivre sans espoir.
Dans les ennuys d'un pénible devoir,
Pleurer, gémir dans sa douleur profonde,
Ah cette union-est *l'Enfer dans le monde.*

XXXI. DIE ERLEBNISSE BIS ZUR ANKUNFT IN PARIS

In Florenz traf ich bei der englischen Mission den jungen *St. John*[1]), meinen kleinen „Sargines“ von Wien. Er hatte meiner Erziehung wenig Ehre gemacht und erzählte uns mit größter Offenheit alle seine Streiche. Wenn das erste Jugendfeuer vorüber ist, würde er ein nützliches und angenehmes Mitglied der Gesellschaft werden und sich Freunde machen. (Diese Hoffnung erfüllte sich nicht.) Er war größer, geistreicher und anmutiger geworden; seine außerordentliche Schönheit versprach ihm viele Erfolge zu bringen.

„Außer St. John gehören hier nur Louis *Bombelles* und seine Frau zu meinem intimen Umgange; ich habe keine Lust, gleichgültige Leute zu sehen, denn ich fand in Florenz die traurigsten Nachrichten über meine arme Judith *Marcotin*[2]), die alle meine Freude vergiften. Sie scheint die Brustwassersucht zu haben. Meine gute Judith! *Sie* bewachte meine ersten Lebensjahre und *ich* kann sie in ihren letzten Augenblicken nicht trösten! Sie schickte meinen Schwestern und mir Ringe mit der Bitte, sie zu ihrem Andenken zu tragen. Dieser Ring soll niemals meine Hand verlassen. Liegt

1) Ferdinand Lord *St. John* a. d. H. der Viscounts of Bolingbroke geb. 16. 10. 1804 als Sohn des 3. Viscounts Georg Richard (1761 bis 1824) und seiner zweiten Gemahlin Isabella Freiin v. *Hompesch*, heiratete 1826 Selina Charlotte, Tochter Moritz *St. Leger Keatinge*.
2) s. Bd. I. 7, Kammerjungfer der Thürheim.

nicht in dieser Idee des armen Mädchens etwas unendlich Rührendes und Zartes, indem sie uns ihre Vermächtnisse noch zu Lebzeiten zukommen ließ, um dadurch unseren Schmerz zu mildern! In Hinblick auf ihren niederen Stand und ihre einfache Erziehung sind diese Gefühle wirklich erhaben zu nennen. Ihre Seele hat einen Adel, welchen nicht die Ahnen verkünden. Ich erinnerte mich dabei der schon früher erzählten rührenden Episode, wo die gute Judith in dem Boote auf der Donau bei drohender Gefahr aus ihrem Busen eine kleine Relique zog und sie mir mit den Worten übergab, ich solle sie nehmen, denn dem Träger drohe keine Gefahr mehr.“

Auf meiner Wanderung durch die Galerien von Florenz fiel mir u. a. in der Galleria degli Uffizi in einem Saal der Malerbildnisse das Porträt der Mme. *Le Brun*[1]) auf. Welch' reizendes Gesicht; man kann nirgends schönere Augen und liebenswürdigere Züge finden[2])! Sie schien darauf kaum 20 Jahre zu zählen. Auch das Porträt eines Engländers, ich glaube *Harlow*[3]), war anziehend und ließ bedauern, daß er schon zu Beginn seiner Karriere sterben mußte. Sein Pinsel war voll Kraft und Anmut, ebenso wie seine Farbengebung. Er scheint ein Schüler *Reynolds* gewesen zu sein.

Am 8. Juni besuchten wir Fiesole. *Rasumoffsky* und ich benützen ein ganz eigenartiges Fuhrwerk, um auf

1) Elis. Louise *Le Brun*, geb. *Vigée* (1755—1842), berühmte Porträtmalerin, 1783 Mitglied der Akademie.

2) Ein Jahr später traf ich Mme. *Le Brun* in Paris bei Gérard und trotz ihrer 70 Jahre erkannte ich sie sofort an ihren schönen Augen. (Not. d. Verf.)

3) Wohl George Henry *Harlow*, Porträtmaler, geb. den 10 Juni 1787 zu London, gest. den 4. Februar 1819 daselbst, Schüler *Lawrences*, besonders bekannt sind seine Schauspielerbilder.



Unser Aufstieg nach Fiesole (8. Juni 1824).

Aus dem italienischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

den steilen Berg zu gelangen, auf dem diese Stadt liegt. Wir saßen in einer Art Korb, der auf zwei Hölzern ruhte und von zwei Ochsen gezogen wurde. Wenn dieser Wagen auch die Stöße weniger empfinden ließ, so ersparte er uns doch nicht blaue Flecke. *Konstantine*, *Bombelles* und *St. John* zogen es vor, hinaufzureiten, während Fabio *Pallavicini* zu Fuß ging. Bombelles war in glänzender Laune, Pallavicini ungemein liebenswürdig und St. John im Einklange mit seinen 20 Jahren. Trotz aller Hitze unterhielten wir uns köstlich.

Mehrere dem Großherzog gehörige Villen in der Umgebung von Florenz verdienten unsere Aufmerksamkeit. Besonders war es die Villa Palmieri (wo jetzt die Familie *Buturlin* wohnte), die uns deshalb interessierte, weil dort *Boccacio*[1]) gelebt hatte und sein Decamerone dort entstand. Während der Pest zog er sich mit einigen Männern und Frauen hierher zurück und um ihre traurigen Gedanken zu verscheuchen, kam man überein, daß jeder von ihnen des Abends eine Geschichte zu erzählen habe, die er des Morgens erfunden hatte. Aus allen diesen lustigen Erzählungen entstand der Decamerone, der viel geeigneter sein soll, den Tod in die Flucht zu schlagen, als sich auf ihn vorzubereiten.

Die *Buturlin* waren recht gutmütige Leute, deren Geschichte wohl erbaulicher wäre, als die des Boccacios, aber weniger geeignet, die Melancholie zu verscheuchen. Mme. Marie *Woronzoff*[2]), die Schwester der Gräfin

1) Giovanni *Boccacio* (1313—1375), der bekannte italienische Dichter und Humanist. Sein Decamerone entstand 1348, worin er 100 heitere Geschichten von einer Gesellschaft in einer Villa bei Florenz in der Zeit der damaligen Pest erzählen läßt. Die erste, sehr seltene Ausgabe erschien ohne Angabe des Jahres und Ortes, die zweite 1471 in Venedig.

2) Siehe III. Bd., S. 165.

Buturlin, könnte aber eine erzählen, — wenn sie wollte — die an die gute, alte Zeit erinnerte.

Der Held dieser Begebenheit war unser Freund *Ribeaupierre.* Damals jung und schön, erzählte er eines Tages der weder hübschen, noch sehr jungen Marie Woronzoff so viel Liebes und Süßes, daß sie ihn beim Worte nahm und, trotzdem sie Ehrendame war, nur noch auf die Schmeicheleien des kleinen Verführers hörte. Die Familie aber war sehr entrüstet und zwar *begründeterweise;* der Skandal mußte auf irgendeine Weise beseitigt werden. Unser Freund hatte jedoch schon eine andere Flamme und war in Verzweiflung, denn eine Heirat schien ihm eine zu harte Strafe und nichts zu tun, würde die Ehre seiner früheren Geliebten nicht wiederhergestellt haben. Mit geschlossenen Augen machte er endlich seinen Heiratsantrag. Marie Woronzoff, stolz trotz ihrer Schwäche, nahm jedoch dieses Opfer nicht an und blieb, so gut es eben gehen wollte, Jungfrau.

Am 10. Juli schreibe ich: Meine arme *Judith* ist nicht mehr, alle Beschützer meiner Jugend habe ich nun verloren! Obwohl sie ehemals bei der geringsten Schmerzempfindung aufschrie, hatte ihr der nahe Tod ihre angeborene Seelengröße zurückgegeben. Sie ertrug ihr schweres Leiden mit Engelsgeduld. Mein Bruder *Josef* benahm sich ihr gegenüber wie ein Sohn; er war es ja auch in der Tat, wenigstens durch ihre gegenseitige Zuneigung und dann war er so gutherzig! Seine Kinder nahmen von ihrer „Zizzi“ Abschied und beteten bei ihrer Leiche. Unter Tränen sagten sie: „Das ist unsere liebe Zizzi nicht mehr, sie ist ja jetzt im Himmel und bittet für uns“ und Louis fügte bei: „Ich will sie dort besuchen“. Mein Bruder erwies der Dahingeschie-

denen dieselben Ehren, wie unseren Eltern und stiftete zu ihrem Seelenheile eine ewige Messe. Warum mußte sie sterben, sie war kaum 60 Jahre alt? Mein Gott! Von allem teueren muß man sich trennen, das ist das Schicksal unserer Zuneigungen!

Mein Tagebuch schwieg infolge meines Schmerzes über einen Monat und erst am 20. Juli in Recoaro, wo *Rasumoffsky* die Stahlbäder gebrauchte und wir mit Isabella und Josephine vereint waren, nahm ich den Faden meiner Erinnerungen wieder auf:

Unser Aufenthalt in Florenz zog sich bis zum 28. Juni hinaus. Der Tod des *Großherzogs*[1]) hatte alle Unterhaltungen jäh unterbrochen und in der geistigen Verfassung, worin ich mich befand, war mir dies ganz recht. Der Schmerz, den der Großherzog *Ferdinand* allerorts hinterließ, war wohl das schönste Denkmal, das man seinem Andenken errichten konnte. Als sein Zustand ernst wurde — er starb an einer Lungenentzündung — wurde die Bestürzung allgemein, der Palast war nie leer von Leuten, die sich mit Entsetzen von den Fortschritten der Krankheit überzeugten und Nachrichten über ihren „buon Sovrano" unter Tränen einholten.

Ich sah das Leichenbegängnis, der ganze Aufzug war nicht glänzend, aber der tiefe allgemeine Schmerz machte ihn feierlich. Die Niedergeschlagenheit des alten Ministers *Fossombroni*[2]), des Hofstaates des Verstorbenen, der zu beiden Seiten der Leiche schritt, seiner Reitpferde, deren gesenkter Kopf wie von Trauer gebeugt schien, der Trauerwagen, auf dem der edle

1) Großherzog *Ferdinand III.*, Sohn Kaisers Franz I., geb. in Florenz 6. 5. 1769, gest. dortselbst 18. 6. 1824; seine zweite Gemahlin (1821) Marie Prinzessin v. *Sachsen*.

2) Graf *Fossombroni* (toskanischer) Ministerpräsident 1814—1844.

Herrscher, dessen ehrwürdige Stirne und bleichen Züge noch den Ausdruck der Güte zeigten, in purpurnem Gewande lag, der vom Herzen kommende Schmerz bei Einheimischen und Fremden — dies alles bot ein ergreifendes Bild.

Immer gütig und gerecht, zog er es stets vor, zu vergeben, als zu strafen. Als er nach der Restauration nach Florenz zurückkehrte, ging er weder dem Unrechte nach, das ihm geschehen, noch verfolgte er die gegnerischen Meinungen, sondern suchte sie in Liebe zu seiner Person umzuwandeln. Seine Regierung war von solcher Milde, daß er, als er vor einigen Jahren genötigt war, einen Missetäter zum Tode zu verurteilen, am Tage der Hinrichtung mit seiner ganzen Familie Florenz verließ und diesen Tag in Trauer verbrachte.

Die Witwe des Großherzogs, eine geborene Prinzessin von *Sachsen*, und seine Tochter waren untröstlich, doch beeiferte sich der nunmehrige Großherzog *Leopold*, als Schwager der einen und Bruder der anderen ihnen seine Liebe zu beweisen. So viel schöne Tugenden in einer Herrscherfamilie vereinigt zu sehen, war rührend!

Vor unserer Abreise von Florenz veranstalteten wir noch einen Ausflug nach der Abtei von Vallombroso; *Rasumoffsky* blieb, da die Partie sehr anstrengend war, zu Hause. Wir waren sieben Stunden im Sattel und fünf Stunden im Wagen. *Bombelles*, Friedrich *Pahlen*, Herr *Cherazzi*, russischer Konsul in Livorno und Anbeter Konstantinens und Mr. *St. John* begleiteten uns. Ich bemerkte hier erst, daß sich die angeblich brüderlichen Gefühle des jungen St. Johns für mich erheblich geändert hatten, er folgte mir, wie mein Schatten und seine Blicke sagten mir zur Genüge, wie sehr ich seine



Lord Ferdinand St. John,
a. d. H. der Viscounts of Bolingbroke
(geb. 1804).

Aus dem braunen Album der Verfasserin (1824)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

Gedanken in Anspruch nahm. Bei der Rückfahrt saß ich mit ihm und Bombelles im Wagen; Tausende von Sternen glänzten am Himmel und viele Lichter (Lucciale) schlängelten sich längs des Berges hinab, eine leichte, Wohlgerüche verbreitende Brise erfrischte unsere Wangen und schlummerte uns zeitweise ein. Der kleine St. John, der auf dem Vordersitze saß, unterlag gar bald seiner Müdigkeit und da ich meine Füße neben seinem Sitze ausgestreckt hatte, sank sein Lockenhaupt auf sie herab und er schlief wie ein Kind ein. Ein Stoß erweckte ihn, ich wollte meine Füße zurückziehen, er blickte mich aber so flehend an, daß ich mich nicht zu rühren wagte. Darauf schloß er wieder seine Augen, ich fühlte jedoch, wie er einige Male meine Füße gegen seine Brust drückte und mein Kleid, das sie umhüllte, küßte. So schlief er ein, sein Schlummer war aber nicht fest, was ich an meinen Füßen spüren konnte. *Bombelles* bemerkte einmal: „Dieses Kind schläft wie ein kleiner Hund auf den Füßen seiner Herrin." Ich weiß es nicht, ob der dicke Bombelles damit eine Absicht verband, jedenfalls hatte er recht.

Unsere letzten Tage in Florenz verliefen ruhig, Mr. *Irving* war von Neapel langweiliger, aber auch verliebter, denn je zurückgekehrt. Mit Rücksicht auf meinen kleinen „Sargines", der so eifersüchtig war und so gut Hof zu machen wußte, behandelte ich ihn schlecht. Noch ein anderer hatte St. John einen Verdachtsgrund gegeben, es war dies der Marquis Fabio *Pallavicini*, ein Genueser, geistreich, lebhaft und mit den besten Pariser Manieren ausgestattet — er war dort erzogen worden. Dennoch hatte der gute St. John unrecht, denn von allen dreien war er jedenfalls der Bevorzugte.

Seit einigen Wochen hatte sich unser Hausstand um eine Person, die namentlich für meine Schwester von großer Bedeutung werden sollte, vermehrt. Die kleine Georgine *Acton*[1]), welche Konstantine durch *Jacquemin*[2]) von Neapel hatte abholen lassen, war angekommen, schön wie ein Amor, frisch und gesund. Dieses zehn Monate alte Kind sollte der Lichtpunkt meiner Schwester jetzt und in der Zukunft werden. Auch *Rasumoffsky* liebte es herzlich.

Über Pisa, Livorno, Lucca, wo wir drei Tage blieben und den alten griechischen Bischof *Ignatios*[3]) besuchten, fuhren wir zunächst nach Genua. In Genua verließen uns *Gherazzi* und *St. John*, der dabei sehr traurig war. Warum hatte er nicht ein wenig von meiner Erfahrung und warum besaß ich nicht einen Bruchteil seiner Illusionen!

Am 9. Juli kamen wir in Mailand an, von welchem Aufenthalte ich jetzt nicht zu sprechen brauche, da er nur kurz war und wir in einigen Wochen dahin zurückkehren wollten. Die Freude, hier *Josephine* wiederzusehen, wurde mir durch die ungeheure Hitze vergällt, welche über Mailand brütete. Ich konnte daher die Befriedigung, meine Schwester bei mir zu haben, erst in den Bergen von Recoaro voll empfinden. Dort erwartete uns auch *Isabella* und nur mein armer Bruder konnte nicht mit uns sein. Er mußte sich auf den Rat *Capellinis*[4]) in einem elenden Dorfe bei Wien,

1) Siehe Actonscher Stammbaum.

2) Rasumoffskyscher Bedienter.

3) Bischof *Ignatios*, griechischer Metropolitan und 1818 Mitbegründer der Hetärie. Metternich nannte ihn 1821 in einer Depesche an Lebzeltern „fameux intrigant". Er war in den 1820er Jahren Chef des griechischen Komités in Livorno. („Lebzeltern", S. 349, 355).

4) Thomas v. *Capellini*, s. 1818 Mitglied der medizinischen Fakultät in Wien.



Wallmoden d'Aspre Rasu-
moffsky

La Pascolata i



Tony Goëß | Isabella Goëß | Josephine | Ich

August 1824.

Nach einem Aquarell im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

Pyrawarth, etablieren, wo seine Frau, um sich von einer Faussecouche zu erholen, die Bäder gebrauchen sollte. Er hatte auch sonst viele Unannehmlichkeiten zu ertragen. Wir anderen dagegen waren recht zufrieden, Josephine war vollkommen glücklich, Isabella vergnügt, die Gesundheit Konstantinens und Rasumoffskys ließ nichts zu wünschen übrig und die kleine Georgine wurde immer mehr für meine Schwester ein Gegenstand des Interesses. „Gott erhalte ihnen allen dieses Glück und gebe es auch dem armen Joseph!“ setzte ich hinzu.

Recoaro, das wir anfangs August wieder verließen, bot uns einen in jeder Hinsicht angenehmen und ruhigen Aufenthalt. Unsere einzige Gesellschaft bildeten *Wallmoden* und *d'Aspre*, ersterer war Divisionskommandant in Mailand, letzterer in Cremona. Die Tage verstrichen gleichmäßig und sehr rasch. Unser Leben wechselte zwischen Bädernehmen[1]), Promenaden auf Eseln oder Pferden, ausgezeichneten Mahlzeiten und vortrefflicher Ruhe in guten Betten ab. Dazu die würzige Bergluft, das pittoreske Land, die schattigen Wälder und herrlichen Spaziergänge. Unter solchen Umständen mußte mit einigem guten Willen die Zeit wie ein Traum vergehen.

Mit Isabella fuhr ich auf einige Tage nach Venedig, wo wir im Hotel de l'Europe am Canal grande abstiegen. Ein Herr *Malazzani* machte meinen Führer in der Stadt, er gehörte zu den treuen Anhängern meines Schwagers Goëß, deren es hier Legion gab, denn es wäre unmöglich, mehr geliebt, geachtet und schwerer vermißt zu sein, als Graf und Gräfin *Goëß* in ihrem früheren Gouverne-

1) Diese Bäder sollten für Rasumoffsky und Konstantine von sehr verderblicher Wirkung sein. (Notiz d. Verf.) *Recoaro*, eisenhältige Quellen, u. w. von Vicenza, Kurzeit Juli-August.

ment. Seit unserer Ankunft war die Hoteltreppe voll von Leuten aller Klassen, welche ihre frühere Statthalterin sehen wollten. Ich dagegen verlor keinen Augenblick, um Venedig in diesen kurzen zwei Tagen möglichst gründlich zu besichtigen. Ein Diner beim Marquis *Chasteler*[1]) raubte mir auch davon noch einige Stunden. Den einen Abend hatte ich dazu bestimmt, das Arsenal flüchtig zu durcheilen und um dem Antrag des Admirals *Paulucci*[2]), eines furchtbaren Schwätzers, mir seine Honneurs zu machen, auszuweichen, wartete ich mit Malazzani das Blasen der Retraite ab, um das Arsenal zu betreten, bevor noch die Tore geschlossen wurden. Schon waren wir wie Diebe in den Hof geschlichen, als plötzlich an einer Ecke der Admiral, begleitet von seinem Stabe, auf uns stieß. Es gab keine Hoffnung mehr, zu entrinnen. Über dieses Zusammentreffen entzückt und stolz, uns seine Domäne zeigen zu können, bemächtigte sich der unbarmherzige Seebär meines Armes, hieß die Arbeiter bleiben und versprach mir im Laufe einiger „kleiner" Stunden das Arsenal und den Bau eines Schiffes zu demonstrieren. Ein schmerzlicher Blick „di soppiatto" auf meinen Gefährten bildete die einzige Klage, die ich mir erlaubte, dann beugte

1) s. Bd. I. 274 u. 304.

2) Amilcar Marchese v. *Paulucci* delle Roncole, geb. am 12. Januar 1776 in Modena, gest. 1847 in Mirano bei Padua, K. k. Geh. Rat, Kämmerer, Vizeadmiral und Oberkommandant der k. k. Kriegsmarine. Als er 1844 in den Ruhestand trat, übernahm Erzherzog *Friedrich* Ferdinand (1821—1847) als Vizeadmiral die Stelle des Marine-Oberkommandanten. *Metternich* schätzte Paulucci nicht besonders, wenn er am 1. 4. 1825 an *Lebzeltern* schreibt: „Paulucci, qui ne serait pas mauvais, est impossible en sa qualité de chef de notre Marine. Je trouverai l'homme apte, vu que tout se trouve." („Lebzeltern", 1913, S. 300). P. war mit Magd. Gräfin *Melacrida*, Stk. D. vermählt.

ich mich unter mein Geschick — doch der Himmel verläßt die verfolgte und gottergebene Unschuld nicht! Plötzlich, gerade mitten in einer der endlosen Explikationen des Admirals, hörte man einen Kanonenschuß, dann das Läuten einer Alarmglocke. Es brannte irgendwo, der Rapport wurde dem Admiral gerade überbracht. Stolz darauf, seinen Eifer vor mir zeigen zu können, verließ er mich, um sich vielleicht in die Flammen zu stürzen und rief mir noch zu: „Sie werden es sehen, wie alles im Augenblicke gelöscht ist.“ Kaum war er um die Ecke, als ich davonraste. Wie der Brand sich weiter gestaltete, weiß ich nicht, das eine aber ist sicher, daß ich am nächsten Morgen mit Isabella in der Barke saß, die uns nach Mestre brachte. Den Admiral sah ich nicht mehr.

Mein Tagebuch ruhte nun über vier Monate und erst am 22. Dezember 1824 trug ich in Florenz die Ereignisse dieser langen Zeit nach. Schuld an dieser Versäumnis waren Ereignisse, die ich hier nur kurz berühren will, denn ich bin froh, wenn ich sie vergessen kann.

Isabella und ich kamen in fröhlicher Stimmung von Venedig nach Mailand zurück, wo uns *Rasumoffsky* und meine beiden anderen Schwestern erwarteten. Aber kurze Zeit nach unserer Ankunft wurde zuerst mein Schwager ernstlich krank, zwei Tage darauf bekam Konstantine eine Lungen- dann eine Leberentzündung, die sich in drei Rückfällen wiederholte und ihr sogar nach vier Monaten noch ein strenges Regime auferlegten[1]). Wir verbrachten Tag und Nacht eine wahre Leidenszeit an den Betten der Kranken, noch dazu in einem

1) Der Brunnen von Recoaro, den die Rasumoffskys auf den Rat *Capellinis* genommen hatten, verursachten bei beiden diese Erkrankungen. (Notiz d. Verf.)

Hotel, worin ihnen der Lärm jede Ruhe, deren sie so dringend bedurften, raubte. Von den Mailänder Ärzten, die drei Jahre zuvor den Tod des armen Hermann *Chotek*[1]) verursachten, hatte ich eine sehr schlechte Meinung. Unser Arzt, lang, mager und gern in Sentenzen redend, hatte das Aussehen eines Magiers. Statt uns zu beruhigen, erhöhte er nur unsere Aufregung und die Mutlosigkeit Konstantinens und nahm mir das bißchen Kraft, das mir meine Herzensangst übrig gelassen. In den 24 Stunden des Tages hatte ich fortwährend Herzklopfen und die wenigen Stunden, die ich dem Schlafe widmen konnte, wurden durch schreckliche Träume gestört. Ich glaube, daß ich während der vier Monate, die ich in Mailand verbrachte, vielleicht sechs Wochen hindurch fieberte.

Als unsere beiden Kranken sich halbwegs erholt hatten, hatte man ein Landhaus in Verese[2]), nicht weit vom Lago Maggiore im Zentrum der Brianza, des reizendsten Teiles der Lombardei, gemietet. Dort sollten wir den Rest des Sommers verbringen. Schon waren die Vorbereitungen zur Abreise vollendet, als ein Rückfall meiner Schwester, der vielleicht noch ärger war, wie die erste Attake, den ganzen schönen Plan zunichte machte. Wir mußten in dem Hotel San Marco unseligen Angedenkens verbleiben und wären noch dazu dort eines Tages fast verbrannt. Eine uns befreundete englische Dame Lady Mary *Stanley*[3]) hatte für einige

1) Gest. Mailand 25. 4. 1822 als k. k. Oberst; s. Bd. I. 80, 279.
2) Wenn die Verfasserin Varese meinte, das nicht gar weit vom Lago Maggiore liegt, so stimmt die Ortsbestimmung „im Zentrum der Brianza" nicht. Sie dürfte statt dem Lago Maggiore den Comersee gemeint haben, südlich dessen sich die berühmte Brianza ausbreitet.
3) Wohl Lady Mary *Stanley*, Tochter des Sir Carnaby *Haggerston*, die 1805 den 9. Baronet *Stanley*-Massey-Stanley heiratete.

Tage die neben uns gelegenen Zimmer bezogen und ihre Anwesenheit war uns um so lieber, als sie mit aller Sorgfalt darauf achtete, daß man keinen Lärm mache, was nicht nur für die Ruhe meiner Schwester, sondern auch für den Sohn Isabellens, der die Masern hatte, sehr vorteilhaft war. Eines Tages jedoch stellte die ungeschickte Kammerjungfer der Lady die Nachtlampe hinter einen Vorhang und entfernte sich. Auf einmal ergriff das Feuer die Fenstergardinen, die Flammen schossen aus dem Fenster und eine Rauchwolke erfüllte den Korridor; die Leute liefen umher, man pumpte, goß überallhin Wasser und erstickte so den Brand. Isabella am Bette ihres Sohnes, ich an dem meiner Schwester, wir hatten alles vorbereitet, um die ruhig Schlafenden in ihren Decken aus dem Hause tragen zu können.

Am 1. Oktober lichtete sich endlich unser Horizont, der kleine Goëß war außer Gefahr, meine Schwester in voller Rekonvaleszenz, und wir konnten das traurige Hotel San Marco gegen eine lichte, freundliche Parterrewohnung mit der Aussicht auf einen öffentlichen Garten vertauschen. In diesem neuen Zufluchtsorte kehrten unser Mut und unsere Hoffnung allmählich zurück. Gegen den 20. Oktober wollten wir nach Paris abreisen, bis dahin blieb Isabella bei uns und auch Josephine, der die Erzherzogin möglichst viel freie Zeit ließ, leistete uns fast immer Gesellschaft. Auch *Wallmoden*, der uns nach Recoaro begleitet und die letzten fünf Monate mit uns verbracht hatte, gereichte uns zu großem Troste. Seine Freundschaft verläugnete sich keinen Augenblick, er besuchte uns oft dreimal des Tages und teilte unseren Schmerz und unsere Sorgen. So verstrichen die Tage gar langsam. Mein moralisches

Fieber war vorüber, mein armes Herz befand sich jedoch noch in einer peinlichen Lage. Ich machte mir nämlich Skrupeln, denn ich hatte Gott gebeten, mir Leiden aufzuerlegen, um meiner Schwester die Genesung zu verschaffen.

In dieser Zeit traf ein Brief des jungen *St. Johns* ein, worin er mir mitteilte, daß er im Spiele wieder viel verloren habe. Ich konnte mich aber nicht, wie im vergangenen Sommer, in derartige Verlegenheiten stürzen, um ihn der Notwendigkeit zu überheben, seine Lage seinem Vater zu offenbaren. Es war mehr als jemals ratsam, daß ich meine Hand von ihm für immer abzog.

Damals war es, daß *Konstantine* vor unserer Abreise nach Paris noch eine Probe ihrer körperlichen Kräfte ablegen wollte, bevor wir den Simplon überschritten. Wir fuhren zum Diner zu einem Grafen *Milerio*, vier Stunden von Mailand entfernt. Doch kaum angekommen, fühlte sich meine Schwester sehr leidend, man führte sie in das Zimmer neben dem Salon — es war das des Hausherrn — und sie lag dort vier Tage mit einem hohen Fieber zu Bette. Dann erst konnte sie nach Mailand transportiert werden. Man wird zugeben, daß man die Gastfreundschaft kaum mehr in Anspruch nehmen kann. Ich will mich an diese traurigen Tage nicht mehr erinnern; *Rasumoffsky* und meine Schwestern mußten nach Mailand zurückkehren, ich blieb allein bei Konstantine in einem ganz fremden Hause zurück, wo niemand meinen Kummer teilte. Immerhin nahm es der mitleidige Hausherr keineswegs übel, daß wir, statt nur ein einfaches Diner bei ihm zu nehmen, sein Bett beschlagnahmt und es sogar vier Tage später mit uns genommen hatten.

Dieses traurige Ereignis war nicht dazu angetan, um uns zu einer langen Reise zu ermutigen; außerdem war die Jahreszeit schon vorgeschritten, der Simplon zeigte eine Schneehaube und es blieb nichts anderes übrig, als das Pariser Reiseprojekt fallen zu lassen. So wurden also unsere Wagen nochmals in den Schuppen gestellt und beschlossen, in Mailand nur so lange zu bleiben, bis die Gesundheit meiner Schwester es gestatten würde, in Florenz aber einen weniger strengen Winter, als den lombardischen, zu verbringen. Daher kam es, daß ich erst in dieser Stadt, die ich nie mehr wiederzusehen glaubte, den Hafen fand, wo ich meine Ruhe wiedergewinnen sollte.

Am Tage, da ich Konstantine nach Mailand zurückgebracht hatte, übergab man mir eine Visitenkarte. Es war die des Lords *Bolingbroke*, St. Johns Vaters. Er passierte mit seiner Frau und Tochter Mailand, um den Winter in Pisa zu verbringen. Durch das milde Klima dieser Stadt und den Wunsch verleitet, dort seine zarte Tochter gesunden und seinen Sohn wiederzusehen, hatte er trotz einer großen, fast prophetischen Abneigung die Alpen überschritten. Sein Fatum trieb ihn vorwärts. Der unglückliche Lord sollte Pisa nur erreichen, um dort in den Armen seines Sohnes seinen letzten Seufzer auszuhauchen[1]).

Während seines fünftägigen Aufenthaltes sahen wir Lord *Bolingbroke* öfters, er und seine Familie bewiesen uns ein Interesse und ein Vertrauen, als ob wir langjährige Bekannte gewesen wären. Der Vater Boling-

1) Lady *Bolingbrokes* Familie war mit der meiner Mutter verwandt. (Notiz d. Verf.) Die Lady war nämlich eine geborene Freiin von Hompesch-Bollheim und diese Familie mit den Grafen Hoensbroech nahe verwandt. Die Großmutter der Verfasserin war eine Gräfin Hoensbroech.

broke, ein geistreicher, edler Mann, gefiel besonders meinem Schwager; beide machten allerhand Pläne, um sich im Winter in Florenz sehen zu können. Ich wiederum war für *Antonie* eingenommen, deren Anmut und jugendliche Natürlichkeit ich schätzte. Im Kreise dieser reizenden Familie genoß ich zum ersten Male wiederum nach Monaten einige Zerstreuung. Es hatte den Anschein, daß niemand, weder der alte Lord, noch seine Frau und Tochter, von den Schulden des jungen *St. Johns* Kenntnis besaßen. Ich sagte ihnen darüber auch nichts, da ich von dem Sünder eben einen Brief erhalten hatte, worin er mir das Ehrenwort gab, nicht mehr spielen zu wollen. „O, haben Sie Erbarmen," fügte er bei, „geben Sie mir wieder Ihre Freundschaft, ich bin ja unglücklich genug: werde ich doch den besten aller Väter sehen und muß ich ihm den empfindlichsten Kummer bereiten!" Der Himmel hatte ihm eine sehr strenge Strafe zugemessen.

In diesen Tagen verließ uns *Isabella*, die nach Wien zurückkehrte. Sie war uns die ganze Zeit ein wahrer Schutzengel gewesen, daher erschien uns diese Trennung besonders traurig. Aber der herannahende Winter, dessen Eis- und Schneemassen ihr bald den Eingang nach Österreich verwehren würden, gestattete keinen Verzug. Wir schieden unter Tränen, und die ihres guten kleinen Jungen rührten uns gewiß nicht am wenigsten.

Einige Wochen vergingen noch, bevor wir endlich, am 16. Dezember, Mailand verließen, dem ich höchstens deshalb eine Träne nachweinte, weil ich mich von meiner lieben *Josephine* trennen mußte, die unseren Leidenkelch mitgekostet, die mit der unendlichen Nachsicht ihres Herzens über alle Schwächen des meinen hinweggegangen war. Ich ließ sie in ihrer Vereinsamung

zurück, an die sie sich nicht gewöhnen konnte, ich schied, Verzweiflung in meiner Seele, da wir einander bedurften und uns nicht missen konnten.

Der Hof der Vizekönigin bestand, wie der fast aller Fürsten, aus langweiligen oder albernen Elementen. Es schien gerade in Österreich ein System darin zu liegen — vielleicht, um Intriguen seitens der Kamarilla zu vermeiden — daß man der Kaiserin, den Erzherzogen und Erzherzoginnen, ja selbst der Person des Kaisers (wenigstens unter Franz I.) nur Personen zuteilte, die nicht einmal die Mittelmäßigkeit erreichten. Wenn zufällig — und dies war äußerst selten — eine Ausnahme vorkam, so war diese nur so zu erklären, daß die auswählenden „mittelmäßigen“ Personen die Überlegenheit der Ausgewählten nicht erkannten. Man wird zugeben, daß die schale Existenz eines Höflings, seine Meinungs- und Vorurteilslosigkeit, die ihm auferlegt ist, die Sklaverei, zu der er verurteilt wird, und die Gemeinschaft mit gewöhnlich albernen und stumpfsinnigen Leuten aus dieser Karriere einen so harten Broterwerb machen, daß man schon in drohender Not sein muß, um sich, falls man sich geistig überlegen fühlt, dieser Frone zu unterwerfen. Zweimal bot sich mir eine solche Laufbahn dar und zweimal schlug ich sie aus. Die arme Josephine, deren Zukunft weniger versorgt schien, als die meine, mußte annehmen, doch jetzt schon fühlte sie die Last einer Stellung, die ihr unerträglich werden sollte.

Die *Erzherzogin-Vizekönigin*, geborene Prinzessin *Carignan*[1]), Schwester Herzogs *Karl Albert*, besaß Ver-

1) *Elisabeth* (1800—1856), Tochter des Herzogs Karl Emanuel v. *Savoyen-Carignan*, heiratete zu Prag 28. 5. 1820 den Erzherzog *Rainer*, Vizekönig der Lombardei (1783—1853).

stand und Anmut, sowie mehr als ein Mittel, ihre Umgebung an sich zu fesseln. Auch war meine Schwester zu Beginn ihres Beisammenseins mit Erzherzogin *Elisabeth* von der verführerischen Art dieser Prinzessin, ihr gegenüber, ganz begeistert. Doch kalt, egoistisch und launenhaft, vermochte diese ihre Fehler nicht lange zu verheimlichen. Gar bald trübte die tiefgehende Langeweile, die sie in Gesellschaft ihres Gatten und des Hofes empfand, ihre Stimmung. Ihre Eitelkeit begehrte Huldigungen, die man ihrer Schönheit — sie war auch hervorragend schön — ihrer Liebenswürdigkeit, kurz ihrer ganzen Persönlichkeit zu Füßen legen sollte; ihr Herz suchte nach Sympathiebeweisen, die ihr der garstige, ungepflegte und langweilige Vizekönig nicht bieten konnte. Sie spann gerne einander widersprechende Ränke, eine Lieblingsbeschäftigung österreichischer Prinzessinnen überhaupt. Immer anspruchsvoller und verbitterter, wurde sie für ihre Hofdamen, die sie aus Rache für ihre angebliche Überwachung zu demütigen trachtete, eine wahre Geißel. Ich will jedoch wieder zu meinem Bericht zurückkehren.

Wir begannen unsere Reise bei schönstem Wetter, aber doch unter Zagen und Bangen, da uns die Vergangenheit belehrt hatte, den Kräften meiner Schwester nicht viel zu trauen. Je weiter wir jedoch kamen, desto mehr belebte sich unsere Hoffnung. Wir machten ganz kleine Tagesreisen; zuerst übernachteten wir in Modena, dann in Parma und am vierten Tage erreichten wir Bologna. Wir taten den Herrschern dieser Länder damit eine Ehre an, indem wir ihre Staaten so langsam durchreisten, denn, ohne sich zu beeilen, könnte man leicht beim Herzog von Modena frühstücken, bei der Herzogin von Parma dinieren und im Kirchenstaate zu

Abend essen. Beim Eintritte in Bologna erinnerte ich mich mit Vergnügen aller der Eindrücke, die ich vor drei Jahren hatte, als ich meinen Einzug in Italien hielt, denn die Lombardei ist ja nur der Korridor vor dem Salon. Der italienische Charakter drückt sich in seiner Vollkommenheit, sei es nun in bezug auf das Landschaftsbild, die Sitten, die Vegetation oder den Himmel nur jenseits des Pos aus. Über die Gesundheit meiner Schwester beruhigt, begann ich gerade unsere Reise von der heiteren Seite aufzufassen, als ein Brief aus Florenz, der mich in Bologna erwartete, mir meine gute Laune wieder raubte.

Ferdinand *St. John* benachrichtigte mich in kurzen Worten von der Ankunft, der schweren Erkrankung seines Vaters und der Gefahr, die durch das Auftreten einer entzündlichen Ruhr bestand. Ferdinand hatte jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben. Diese Nachricht machte mich ganz bestürzt; in welcher Lage würde ich diese Familie antreffen, die vor kurzem noch so glücklich und hoffnungsvoll war! Das Bild ihrer Sorgen, die ich nur zu gut aus eigener Erfahrung kannte, schwebte fortwährend vor meinen Augen. Wie bedauerte ich den armen Lord, der mir in Mailand mit solcher Liebenswürdigkeit und Anteilnahme entgegengetreten war. Und seine Kinder! Seine Frau, die sein Tod wie einen Spieler zurücklassen würde, der auf eine Karte sein Vermögen und seine Ehre setzte und diese Karte verlor! Meine Heiterkeit verschwand, ich näherte mich Florenz mit den peinlichsten Gefühlen.

Am 22. Dezember waren wir frühmorgens auf den Höhen von Pratolino, ich erkannte alle Örtlichkeiten, wohin wir im Juni, da uns noch kein Kummer drückte, Ausflüge gemacht hatten. Florenz erschien unter uns

mit seinen Türmen, Gärten und Villen, Cascine, Fiesole zur Linken und alle die schönen Wege, wo wir im Tilbury gefahren waren. Ich traute meinen Augen nicht, ich glaubte, mein Gedächtnis führe mir einen schönen Traum vor; war es denn möglich, daß diese Wirklichkeit mir gehörte! In diesem Augenblicke zerstreute ein Sonnenstrahl alle Bilder, die sich in meiner Seele gezeigt, und verbreitete über die noch nebelfeuchte Morgenlandschaft ein sanftes Licht. Ich nahm dieses Ereignis für ein gutes Vorzeichen: würden sich nicht auch die schweren Nebel, mit denen mein Horizont seit langem verdunkelt war, zerstreuen? Ein Bauer näherte sich unserem Wagen und bot uns herrliche Blumen, sowie schmackhafte Trauben an; vor fünf Monaten hatte derselbe Mann mir ebenfalls Blumen und Früchte angetragen. Ich warf ihm einige Silberstücke zu, ich würde ihm Gold gegeben haben, wenn ich welches besessen hätte. — Endlich betraten wir Florenz, das Herz hüpfte mir, ich vermochte keinen trüben Gedanken mehr zu fassen, — nein, es war ja unmöglich, daß ich das Glück nicht wiederfinden sollte!

Unterdessen waren wir beim Hotel angelangt, ich stieg hinauf und durcheilte die Zimmer, welche für uns bestimmt waren, dann kehrte ich in den Salon zurück. Es war etwas dunkel, ich sah *Rasumoffsky* mit jemandem hereinkommen, den ich nicht gleich erkannte. Konstantine war auch anwesend, niemand sprach ein Wort, — da bemächtigte sich meiner eine gewisse Unruhe. ... Es war Ferdinand, seine Blässe, seine veränderten Züge, seine Trauerkleider .... es war also nur zu wahr — der Unglückliche hatte keinen Vater mehr!

Unser zweiter Aufenthalt in Florenz gehört nicht zu jenen Erinnerungen, in die man sich gerne versenkt,

wenn man in der Vergangenheit die Gegenwart zu vergessen sucht. Er begann für mich schon auf traurige Weise infolge des Todes des Lords *Bolingbroke* und der Niedergeschlagenheit seiner Familie. Außerdem gestattete mir die immer noch schwankende Gesundheit meiner Schwester nicht, mich während des ganzen Winters einer ungetrübten Heiterkeit zu erfreuen, um so weniger, als ich viel zu Hause bleiben mußte. Die Liebe des jungen *St. John* endlich, die mich vergangenen Frühling noch unterhalten hatte, nahm einen so reizbaren Charakter an, daß sie mir nur mehr Ärger und Verlegenheiten bereitete. Sein Schmerz über den Verlust seines Vaters, die Sorgen, welche ihm das Los seiner Mutter und Schwester machten, gaben allen seinen Gefühlen einen so ernsten Anstrich, daß ein Spiel mit ihnen meinerseits ausgeschlossen war. Das Mitgefühl, das er mir einflößte, ließ mich das für wirkliche seelische Empfindung halten, was bei ihm nur der Eindruck einer vorübergehenden Trauer war. Ich mußte diesen Irrtum mit bitteren Momenten und der Scham büßen, die ich darüber empfand, daß ich mich durch eine so durchaus egoistische und jeder, sei es geistigen oder Gefühlsregung unzugänglichen Natur, durch einen Charakter, den die Spielwut von da an vollständig verderben sollte, blenden ließ.

„Florenz bietet im Winter nicht dieselben gesellschaftlichen Zerstreuungen, wie Rom oder Neapel. Die Gesellschaft ist hier unausstehlich. Sie besteht größtenteils aus der Hefe jener Fremden, die Italien bereisen. Das billige Leben zieht die wenig Bemittelten, die Leichtigkeit, bei Hof empfangen zu werden, Leute geringer Herkunft, die Milde der Polizei die Abenteurer und die moralische Unge-

zwungenheit die schlechten Elemente aller Länder und aller Klassen herbei [1]).

Wenn solche Zustände eine anständige Frau veranlassen, die Florentiner Salons eher zu fliehen, als aufzusuchen, so gibt es für eine solche dann kaum eine Gelegenheit, sich in einem intimen Kreise eine Entschädigung zu verschaffen. Jeder hat hier seine speziellen Schliche, sogar die hochgestellten Leute, weil selbst die ernstesten Menschen in dieser nur dem Vergnügen lebenden Stadt sich zu sagen scheinen: ‚Je suis venu ici pour faire mes farces.‘

Wir lebten daher die ersten Wintermonate des Jahres 1825 in einer wirklichen gesellschaftlichen Vereinsamung. Fast jeder Abend war mit einer Partie d'Hombre zwischen *Rassumoffsky*, meiner Schwester, *St. John* und mir ausgefüllt. Da ich das Spiel nicht liebe und mich ohne Interesse und Aufmerksamkeit daran beteiligte, so verbrachte ich diesen Winter in einer Art Somnambulismus; meine Seele weilte irgendwo, während ich ganz ernst die Karten in der Hand hielt.“

Die Ankunft der Gräfin Léon *Rasumoffsky* brachte zunächst kaum eine Abwechslung in unser langweiliges Leben, nicht mehr, wie jene übrigens seltenen Besuche der Lady *Bolingbroke* und ihrer Tochter. Mein Journal beschrieb bereits in der Abteilung Petersburg die Gräfin Léon Rasumoffsky zur Genüge. Durch den jüngsten Verlust ihres heißgeliebten Gatten erschüttert, in großer Besorgnis, dessen ungeheures, ihr hinterlassenes Vermögen, das ihr zwei Schwäger streitig

1) Man sagt von der Florentiner Gesellschaft, ein Fremder könne darin vom ersten Tage an alle Gewerbe vereinigt finden, deren er bedarf, angefangen vom Schuhmacherhandwerk bis zu jenen, die man nicht mit Namen nennt. (Notiz d. Verf.)



Mein Zimmer in Florenz (1825).

Aus dem italienischen Album der Verfasserin im Besitze des Grafen C. Razumovsky, Wien.

machten, zu verlieren, immer mit schwarzen Schleiern verhüllt, immer Tränen vergießend, und an fortwährendem Brechreiz leidend, schien die Gräfin Léon eine moderne Artemis zu sein. So hatte ich sie drei Jahre zuvor in Petersburg verlassen, so sah ich sie, drei Jahre später in Florenz, ein Béret über dem Ohr, Spitzen, Schmuck und Flitterkram überall, aufgeräumt, schwatzhaft wie eine Elster, tanzend, reitend, Galopp-, Gesang, Zeichen- und Harfenstunden trotz ihrer 49 Jahre nehmend, und im übrigen die gutmütigste Frau der Welt. Sich zu unterhalten war ihre Devise. Sie besuchte viel die Gesellschaft und gab schließlich in ihrer reizenden Villa Corsi allerliebste Bälle. Ich erinnere mich unter anderen noch eines köstlichen Festes, das die Gräfin am 2. Februar teilweise in ihrem Garten bei herrlichem Mondschein und lauer, berauschender Luft gab. — 25 Jahre sind seither vergangen, zwei Fuß hoher Schnee umgibt mich und mein Haupt bedeckt ein schneeiger Reif! — Ist es denn möglich, daß ich jung gewesen, daß ich am 2. Februar bei Mondschein in einem Garten tanzte? — Bah! C'est une blague — fahren wir lieber in dem Berichte meiner Geschichte oder meines Traumes fort[1])!

Die gute Lady *Bolingbroke*, geist- und charakterlos, außerdem in tiefer Trauer um einen Gatten, dem sie alles geopfert hatte, konnte unserem kleinen Zirkel keine Zerstreuung bieten. Ihre romantische Geschichte paßte schlecht zu ihrer Person und ihren Gaben, zu gefallen; eine große Gutmütigkeit, Sanftmut und eine unendliche Vertrauensseligkeit mochten wohl die ganzen Verführungskünste gewesen sein, womit sie das Herz des glänzendsten, flatterhaftesten und verderb-

1) Geschrieben zu Schwertberg, 2. Februar 1850. (Notiz d. Verf.)

testen Kavaliers von England auf immer gewann. Die Liebe, welche sie ihm einflößte, veranlaßte ihn zu einer Menge strafbarer Handlungen, die seine soziale Stellung in seinem Vaterlande erschütterten und auf den berühmten Namen, den er trug, einen Schatten warfen, der sich sogar noch auf seine Kinder ausdehnte.

Großneffe des berühmten *St. John*, ersten Lords von *Bolingbroke*[1]), und Freundes des Papstes, hatte er von seinem bekannten Vorfahren mehr Fehler, denn politische Talente geerbt. Mit einer Frau verheiratet, die er nicht liebte, begann er seine gesellschaftliche Laufbahn durch eine Liaison mit einer jungen Dame, die man stark im Verdacht hatte, seine Schwester zu sein, und mit der er mehrere Kinder erzeugte[2]). Später machte er unter dem Namen eines Mr. Bartons die Bekanntschaft eines 14 jährigen Frl. v. *Hompesch*, die kaum das Kloster verlassen hatte. Er verführte sie und reiste mit ihr in die Vereinigten Staaten, wo er sie trotz seiner in England geschlossenen Ehe, der sogar ein Sohn entsprungen war (der heutige Lord Bolingbroke), für seine rechtmäßige Frau ausgab. Die Barone *Hom-*

1) Gemeint ist der berühmte englische Staatsmann unter Königin Anna und Schriftsteller Henry *St. John*, erster Lord *Bolingbroke*, geb. Battersea 1. 10. 1678, gest. dortselbst 12. 12. 1751. Trotz zweimaliger Verehelichung (seine zweite Frau war die Marquise de *Vilette*, Nichte der Mme. *Maintenon*) starb er kinderlos. Sein Sohn John war der Großvater des Lords George-Richard (1761 bis 1824), der in erster Ehe (1783) Charlotte, Tochter des Rev. Thomas *Collins* geheiratet hatte. Sie starb 1803, worauf der Lord 1804 Isabella Baronin *Hompesch* ehelichte.

2) Man hielt sie für die Tochter des Lords Bolingbroke und der berüchtigten Lady Diana *Beauclerk*. (Notiz d. Verf.). Diana war die Tochter des zweiten Herzogs von St. Albans, genannt *Beauclerk* (gest. 27. 7. 1751) und der Lucy *Warden*. Sie war eine berühmte Kurtisane. Die Herzoge von St. Albans stammen von Eleonore *Gwynn*, Mätresse Karls II. von England (gest. 1685) ab.

pesch, Brüder der Genannten, ließen sich zuerst durch eine Kriegslist täuschen, die sie in den Wellen des Rheins eine Mantille ihrer Schwester finden ließ. Sie veranstalteten ihr ein prunkvolles Leichenbegängnis, da sie an ihren Tod glaubten. Mehrere Jahre später entdeckten sie aber die Wahrheit und kamen nach Amerika, um den Verführer zur Rechenschaft zu ziehen und ihm sein Opfer zu entreißen. Eines Tages traten sie denn auch bis an die Zähne bewaffnet und den Fluch auf den Lippen vor die beiden hin. Dieses melodramatische Auftreten hatte jedoch nicht die beabsichtigte Wirkung; die Tränen der Schwester entwaffneten den Zorn der Brüder und sie kehrten, wie sie gekommen, nach Europa zurück. Frl. v. Hompesch wartete in Amerika ruhig den Tod der Lady Bolingbroke, die lungendleidend war, ab. Dieser erfolgte einige Jahre später und die Lady hinterließ ihrer Nebenbuhlerin den Titel, mit dem sie so traurige Erfahrungen gemacht hatte. Die nunmehrige Lady Bolingbroke kam mit ihrem Gatten und ihrer Familie nach England, wurde aber bei Hof nie empfangen; das Benehmen des Lords war dort zu bekannt und zu übelbeleumdet, so daß er in seinem Vaterlande gar keine Achtung genoß. Er war auch nur widerwillig dahin zurückgekehrt und lebte, ziemlich verlassen, in seinem Schlosse Lydiard Park, bis daß er England wieder verlassen konnte, um den Kontinent zu bereisen. Auf diese Weise kam er nach Mailand und kurz darauf nach Pisa, wo er starb. Dieser Mann, der ein gutes, mitleidiges Herz, eine heitere Laune und einen großen Verstand besaß, hätte das Glück seiner Frau und seiner Kinder begründen können, wenn nicht seine Fehler deren Leben gebrandmarkt hätten. Ferdinand *St. John*, der nach der Heirat

seiner Mutter geboren wurde, war der einzige Sohn der Baronin Hompesch, der Anspruch auf die Pairie nach dem Tode seines Stiefbruders Lord Bolingbroke aus der ersten Ehe seines Vaters erheben konnte. Dieser Lord hat keine Söhne und Ferdinand besitzt deren zwei.

Die Abreise der Lady *Bolingbroke* nach England und die Anwesenheit der Gräfin *Rasumoffsky* waren Momente, die dem Salon meiner Schwester gegen Ende des Winters nur zum Vorteil gereichten. Man spielte sogar in der Villa Torregiani, die wir bewohnten, Theater. Auch erholte sich Konstantine zusehends. Die angenehmsten Stunden, welche ich in Florenz hatte, waren aber, wenigstens in meiner Erinnerung, jene, die ich in der Tribuna oder in Privatgalerien mit der Malerei verbrachte. Einige gute Miniaturen bilden das beste Andenken, das mir mein Aufenthalt in Florenz hinterließ.

Die Rückkehr des Frühlinges gab uns allen die Heiterkeit wieder. Selbst ohne die Liebe ist ein Frühling in Florenz entzückend. Jeder Sonnenstrahl bringt neue Blumen hervor, überall bewundert man sie und atmet ihren Duft ein. In den Straßen, Gärten, öffentlichen Plätzen, in den Theatern und Promenaden bieten junge Mädchen mit breitrandigen Strohhüten die schönsten Blumen an, überall sieht man malerische Körbe, die bis zum Rande mit den Kindern des Frühlings gefüllt sind. Um einige Soldi, manchmal auch umsonst, nötigen dich die Blumenmädchen, ihre herrlichen Buketts zu nehmen, sie werfen sie auf deine Knie, in den Wagen hinein, um ihre duftende frische Ware ja nicht wieder nach Hause zurücktragen zu müssen.

Der Frühling hatte auch meiner Schwester die Gesundheit wieder geschenkt; mit der Leidenschaft einer

Genesenden freute sie sich des Festes, das ihr die Natur zu geben schien. Unser Garten Torregiani glich einem irdischen Paradiese, wir verbrachten darin ganze Tage. Auch in die Umgebung von Florenz machten wir einige Ausflüge, so nach Poggio Cajano, dem reizenden Landhause des *Großherzogs*, das die Prinzessin *Elisabeth*[1]), die Schwester *Napoleons*, mit Vorliebe bewohnte, als sie den jungen *Lucchesini*[2]) liebte. Dieser, nunmehr ein Vierziger und weder in seinem Vaterlande, noch in anderen Ländern besonders geachtet, besaß keine anderen Verdienste, als ein anziehendes Äußere und ein ziemliches Schauspielertalent. Deshalb nahm man ihn in der guten Gesellschaft auf, und auf diese Weise kam er auch in die Villa Torregiani. Er spielte mit uns mehrere Male, u. a. auch in einem Stücke mit leidlichen Versen, dessen Namen ich vergessen habe, und kopierte dabei den französischen Minister Marquis de *Maisonfort*[3]), der, um die Schauspielerinnen, welche wegen ihrer

1) *Elisabeth*, älteste Schwester *Napoleons I.*, geb. in Ajaccio 3. 1. 1777, gest. in der Villa Vicentina bei Aquileja 6. 8. 1820. Sie regierte 1809—1814 als Großherzogin in Toskana mit großer Einsicht und Energie, verlor aber 1814 alle Besitzungen. Sie hatte gegen den Willen ihres Bruders am 5. 5. 1797 den Hauptmann Paskal Felix *Bacciochi* (1762—1841), seit 1805 Fürst v. Piombino und Lucca, geheiratet.

2) Franz, geb. 24. 12. 1787 zu Potsdam, gest. 11. 8. 1867 zu Berlin, Sohn des bekannten preußischen Staatsmanns und früheren Vorlesers Friedrichs des Großen, Girolamo Marchese *Lucchesini* und einer geb. Frl. *Tarrach*, war nach de la Garde Oberstallmeister und Geliebter Elisabeths Bonaparte in Florenz, dann preußischer Kammerherr, wirkl. Geh. Rat und Hofmarschall des Prinzen Karl v. Preußen. Er heiratete um 1833 Henriette Matilde *Sturtzel* (gest. 16. 4. 1840). Bei Lucca in Toskana besaß er die Güter Cavallari und Matraja, (s. Aug. de la Garde, Gem. d. Wiener Kongr., München b. Müller, I. S. 148f. u. gfl. Gotha 1877, S. 545.)

3) Louis Dubois-Descourt, Marquis de *Maisonfort*, geb. 1763, gest. zu Lyon 1827, französischer General, Staatsmann und Schrift-

Kostüme in Verlegenheit waren, zu ermutigen, zu ihnen sagte: „Beruhigen Sie sich doch, meine Damen, und seien Sie überzeugt, daß man jedenfalls viel mehr auf das achtgeben wird, was man hört, als was man sieht."

Die Reize von Florenz vermochten uns doch nicht auf die Dauer zu fesseln. Die für den 28. Juni anberaumte Krönung *Karl X.* lockte uns an, außerdem wollten wir vor unserer Reise nach Paris noch Josefine in Mailand und den Grafen Capo d'Istria in Genf besuchen.

So warf ich denn Ende Mai von den Höhen von Fiesole einen letzten Blick auf das lachende Florenz, das ich erst nach langer Zeit wiedersehen sollte.

Als wir in Mailand eintrafen, war dort Kaiser *Franz* mit seinem Hofe und *Metternich* anwesend. Dies benahm uns die Lust, uns hier länger aufzuhalten, denn wir hatten gar keine Absicht, Staatsvisiten zu machen; unser einziger Zweck war ja, meine Schwester Josefine zu sehen und deshalb hatten wir auch die Route über den Simplon gewählt, um Italien zu verlassen. Josefine hatte daher, von uns unterrichtet, im voraus schon von der Vizekönigin Urlaub erbeten und erhalten; als wir nach Mailand kamen, beeilte sie sich, mit uns nach Como zu fahren, um dort während einiger Tage in aller Ruhe mit uns vereinigt zu sein. Diese Zeit war kurz, aber voller Wonne; wir besichtigten einige der schönen Landhäuser, die sich im See spiegelten, wir speisten heiter in der elenden Herberge, die wir bewohnten, wir machten allerlei Projekte, uns im nächsten

steller, zuerst Offizier, dann Emigrant und Buchdrucker, seit 1814 Maréchal de Camp und Staatsrat, später Ministre plénipotentiaire beim Großherzog von Toscana, auch als politischer und biographischer Schriftsteller tätig (s. Nouvelle Biographie générale, Paris 1860, 32. Bd., Sp. 952f.).

Jahre in Wien zu sehen und nach vier Tagen umarmten wir uns unter Tränen, wie sieben Monate zuvor und nahmen voneinander Abschied. O, immer Trennung! Immer der freiwillige Abschied, bevor man auf immer Abschied nehmen muß! — Welcher Unverstand im Labyrinthe des Lebens, welch' ein Widerspruch! Auf solche Weise die Tage unseres Glückes zerstückeln! Auf die Zukunft vertrauen, ohne zu bedenken, daß sie uns viel öfter Gutes nimmt als bringt. „Was man von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück!"

Jedermann reist heutzutage, wer kennt nicht den Weg über den Simplon? Ich vermöchte nichts zu berichten, was nicht tausendmal schon erzählt wurde, und würde ich nach Art eines Alexanders *Dumas* von meinen Eindrücken sprechen, müßte ich, wie er, lügen, denn ich habe sie bereits vergessen. Woran ich mich allein erinnere, sind Träumereien, denen ich mich in unserem Landaulet hingab, in dem ich schon den Norden und Süden bereist hatte, Träumereien, die sich mehr mit der Vergangenheit, als der Zukunft befaßten und ein Festhalten nicht verdienten.

So fuhr ich, die Lombardei verlassend, am Ufer des schönsten aller Seen hin, den die Riesengestalt und die lange Nase eines *Karls Borromäus*[1]) beschirmt, so las ich auf der Isola Bella das Wort „Battaglia", das *Napoleon*[2]) in die Rinde eines Lorbeerbaumes eingeschnitten hatte. So übersetzte ich die Alpen mit ihren Galerien, ihren

1) Carlo Graf *Borromeo* (1538—1584), 1610 heilig gesprochen. Bei Arona am Ufer des Lago Maggiore wurde ihm eine eherne Kolossalstatue errichtet, auf welche die Verfasserin oben anspielt.
2) Auf der Isola Bella im Lago Maggiore befindet sich eine Blumenterrasse, Giardino d'amore genannt; als Merkwürdigkeit wird dort ein Lorbeerbäum gezeigt, in welchen *Napoleon I.* vor der Schlacht bei Marengo das Wort „Battaglia" eingeschnitten hat.

Gießbächen, ihren Schneemassen, ihren über Abgründe schwebenden Brücken und ihren erhabenen Schrecknissen, deren hehre Schönheit nur Gefahren und Tod kündet, während ihnen zu Füßen sich das gefallsüchtige, lebenslustige Italien ausbreitet. So stieg ich in das garstige Walliser Tal herab, bis ich endlich, in Bex angekommen, beim Abschiede von den ehrwürdigen Bergen vor Freude bebend, ausrufen konnte: „Ich hatte die Ehre, euch zu sehen, und das Vergnügen, euch zu verlassen.“

Bald darnach heiterte sich meine Seele beim Anblicke des Genfer Sees aus; die Bilder der Abgründe und Gefahren in den Alpen und auch die des lieblichen Italiens verblaßten vor den lachenden Gefilden, die sich nun meinen Augen boten. Ich wurde sofort wieder ein guter Freund der Alpen, sobald ich sie von weitem sah und bewunderte mit obligatem Enthusiasmus alle ihre Spitzen und Zacken, die sich in den Wellen des Sees spiegelten.

Kaum waren wir im Hotel du Secheron abgestiegen, als wir vor der Türe unseres Salons eine liebe Stimme hörten, die sich nach unserer Ankunft erkundigte; es war die des Grafen *Capo d'Istria.* Es war für uns eine große Freude, diesen treuen Freund, diesen so liebenswürdigen Weisen, diesen Mann wiederzusehen, dessen schöne Seele nur den Egoismus für sein Vaterland kannte, dem er alle Opfer gebracht hatte und noch bringen sollte, und der den bitteren Kelch des Undankes soweit leeren mußte, in seinem Vaterlande sogar den Tod zu finden.

In der Nähe von Genf in der Zurückgezogenheit lebend, genoß *Capo d'Istria* hier die letzten ruhigen Tage, die ihm beschieden waren. Die Einkünfte seines

bescheidenen Vermögens[1]), das er endlich von Kaiser *Alexander* angenommen hatte, wanderten fast zur Gänze in die Taschen der Griechen, die mittellos außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes lebten oder in die *Eynards*[2]), des Chefs des philhellenischen Komitees. Ich fand den Grafen ungemein verändert, er hatte starke Leberschmerzen, die unaufhörliche geistige und seelische Arbeit hatte seine Gesundheit zerstört. Immerhin flößten ihm in der Schweiz die Ruhe, die gute Bergluft, die Abgeschlossenheit und ab und zu die Gesellschaft von Freunden oder erfahrenen Leuten neue Lebenskraft ein. Er machte uns mit einigen verdienstvollen Männern bekannt, mit denen er viel verkehrte. so mit Simonde *Sismondi*[3]), dem berühmten und gelehrten Verfasser der Geschichte der italienischen Republiken, mit M. d'*Ivernois*[4]), M. *Saladin* etc. (*Eynard* war abwesend), lauter Leuten, die sich entweder als Literaten oder Politiker einen Namen gemacht hatten. Leider hatten sie aber alle mehr oder weniger prätentiöse Frauen, die sich meiner Schwester und meiner

1) Ich glaube, sie bestanden nur aus 50 000 Frcs. oder 20 000 Rubel. (Notiz d. Verf.)

2) Jean Gabriel *Eynard*, geb. zu Lyon 28. 9. 1775, gest. zu Genf 5. 2. 1863, ein Genfer Bankier und eifriger Philhellene, der an der Spitze aller Griechenvereine in Europa stand und die Griechen mit 700 000 Frcs. aus eigenen Mitteln unterstützte. Er hinterließ 60 Millionen Frcs.

3) Jean Charles Léonard Simonde de *Sismondi*, geb. zu Genf 9. 5. 1773, gest. dortselbst 25. 6. 1842, bekannter Geschichtsschreiber; sein Hauptwerk seine in 31 Bänden erschienene Geschichte Frankreichs. — Die oben erwähnte „Histoire des républiques italiennes du moyen âge" erschien in 16 Bänden 1807—18.

4) François *d'Ivernois* (1757—1842), Advokat und Politiker, bekannt unter dem Namen „Sir Francis", lebte, aus Genf verbannt, mehrere Jahre in England, wurde dort naturalisiert und erhielt den englischen Ritterstand. Als er nach Genf wieder zurückkehren durfte, wurde er Staatsrat. Er verfaßte viele Werke.

Person bemächtigten, um ihre Gelehrsamkeit, die sich auch auf die praktische Kenntnis des täglichen Lebens erstreckte, von uns bewundern, vielleicht sogar beneiden zu lassen. Ich muß gestehen, daß mir diese Mischung höchst schal und langweilig erschien und daß sie keineswegs durch eine anmutige Bescheidenheit oder durch jene edle Haltung aufgewogen wurde, die eine sorgfältige Erziehung verleiht. Im allgemeinen wirken die Genfer durch ihre Schwerfälligkeit und Anmaßung ermüdend; vielleicht wiegen die Eigenschaften ihres Herzens diese Fehler auf, ich weiß es nicht. Das Sprichwort jedenfalls läßt es nicht hoffen, wenn es sagt: „Génevois! Quand je te vois, rien de bon *je ne vois.*“ Sobald sie einige ihrer Berühmtheiten hervorkehrten, waren diese weder liebenswürdige, noch umgängliche Leute, Jean Jacques (*Rousseau*) jedenfalls war weder das eine noch das andere.

Ich zog die Stunden, die wir mit Capo d'Istria allein im Gespräche verbrachten, bei weitem jenen vor, welche uns zu Leuten führten, die ihm weder dem Herzen, noch dem Verstande nach das Wasser reichen konnten. Die weiten Ausflüge, welche wir mit ihm machten, waren unsere schönsten Erinnerungen. So besuchten wir Coppet und Ferney. Dann entfaltete sich sein tiefgründiger, anmutiger Verstand, seine glänzende oder manchmal träumerische Phantasie in blendenden Redewendungen; er nahm uns alle durch die ihm eigene Bescheidenheit, die manchmal ein sanfter, geistvoller Frohsinn belebte, im Sturme ein.

Weder Coppet noch Ferney bieten hinsichtlich ihrer Lage und ihrer Gebäude irgend etwas Merkwürdiges, die Erinnerung allein, deren Hauch aus den Ruinen und dem Moder dringt, macht sie berühmt und weist

uns die verheerende Wirkung der Zeit. Als ich diese Salons durcheilte, worin ehemals so viele geistreiche Worte gesprochen wurden, schien mir die Luft davon noch gesättigt, ich sog sie selbst mit dem angenehmen Geruch der alten Möbel, dieser echten Emanation der Vergangenheit, ein. Wie gerne hätte ich das Echo wieder erwecken wollen, um irgendeinen Geistesblitz zu erhaschen, umsonst, es blieb alles stumm, weder der Fauteuil des Philosophen, noch die Causeuse der Frau von *Staël*[1]) verrieten mir auch nur ein Wort von dem, was sie gehört hatten. In einem Zimmer von Coppet sah ich eine große Glaskiste, die ebenso leer war, wie eine Kasette neben ihr. In dieser Glaskiste soll der Körper der Frau *Necker*, von dem sich Frau von Staël nicht trennen wollte, lange Zeit geruht haben. In der Kasette aber befanden sich viele Briefe von „jenseits des Grabes", welche die Mutter ihrer Tochter hinterlassen, damit sie sie einzeln lesen und dadurch ihren Schmerz lindern könne. Diese Idee, mit unserem Leben jene Welt zu verknüpfen, die wir die unsichtbare nennen, weil wir eben blind sind, ist gewiß sehr sinnreich, ja sie wäre sogar rührend zu nennen, wenn man nicht wüßte, daß die beiden Frauen sich nur sehr wenig geliebt hatten und daß die Frau *Necker*, prätentiös wie nur eine Genferin, wohl imstande gewesen war, durch diese Briefe noch zu versuchen, daß man auch nach ihrem Tode noch von ihr spreche.

Als ich in Ferney war, existierte noch ein Tempel, den *Voltaire* bauen und auf welchen er eine Inschrift anbringen ließ, welche von seinem gottlosen Stolze Zeugnis gab: Voltaire à Dieu. Ist diese freche Huldigung eines Feindes nicht eine Insulte? Niemand hat der

1) s. Bd. I. S. 230.

h. Religion und folglich der Menschheit mehr geschadet als Voltaire. Ohne ihn hätten die im Labyrinthe wissenschaftlicher oder metaphysischer Forschungen versteckten gottlosen Theorien der Philosophen nur die Gelehrten und eine kleine Zahl von Liebhaber beschäftigt; sie würden die bessere Gesellschaft, welche viel zu frivol war, um sich ernstlich mit ihnen zu befassen und viel zu stolz, um mit der Clique unbekannter Gelehrten zu fraternisieren, kaum mit ihrem Gifthauche auch nur gestreift haben. Sobald aber die feine, beißende Ironie des Edelmannes von Ferney, seine anmutigen, glatten Verse, seine eleganten Umgangsformen, seine Beziehungen zu mehreren Höfen ihn in die Mode gebracht hatten, da flößte er der Gesellschaft das unsichtbare Gift seines Skeptizismus ein, und bald gehörte der Unglaube zum guten Ton. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich die Glaubensverachtung auch des Volkes, denn, so groß auch die Laster der französischen Adeligen waren, so hatte doch ihre Achtung vor den religiösen Gebräuchen und den Priestern den unteren Klassen immer noch als Vorbild gedient. Das Volk glaubte den Worten seiner Pfarrer, weil es den Adel in der Stadt wie auf dem Lande in die Predigt gehen und die Geistlichen grüßen sah.

So erstickte denn das von Voltaire gesäete Unkraut mehr edle Halme, als das der anderen Philosophen, es machte die Gottlosigkeit geradezu populär. Ein sarkastisches Lächeln auf seinen Lippen, träufelte er Trostlosigkeit in die Herzen der Menschen, erfüllte Europa mit Blut und Verwüstung und überlieferte es der Anarchie, ja vielleicht dem barbarischen Urzustande, ohne ihm eine andere Hoffnung für die Zukunft zu lassen, als das Nichts. Wenn Voltaire den Sozialismus,

diesen Erfolg des Unglaubens im Volke, noch hätte erleben können, so würde sicherlich der Gutsbesitzer von Ferney den Philosophen bekehrt haben!

Das Andenken an *Rousseau* war in Genf viel weniger volkstümlich, als ich es erwartet hatte, man konnte mir nicht einmal das Haus zeigen, wo er gewohnt hatte. Als Ersatz sah ich aber in einer umfangreichen und merkwürdigen Sammlung eines Herrn, dessen Namen ich nicht mehr weiß, eine Menge Autographen des Genfer Dichters. *Capo d'Istria* führte uns dorthin. Ich bemerkte dort Briefentwürfe, selbst ganze familiäre Billetts des Philosophen, die viele Korrekturen und Durchstreichungen aufwiesen. Daraus zog ich den Schluß, daß man, um gut zu schreiben, niemals nachlässig sein dürfe.

Die modernen Literaten — d. h. die Romantiker — sind viel weniger gewissenhaft, übrigens sah ich auch Manuskripte *Balzacs*, die voll Korrekturen waren, wodurch erwiesen ist, daß, wenn er schlecht schrieb, er dies absichtlich aus Ehrfurcht vor der romantischen Schule tat. Später sah ich *Balzac*[1]) einmal — er war damals in Wien — wie er einen seiner Romane durchblätterte. Er glaubte sich dabei unbeachtet und warf das Buch verächtlich auf den Tisch, indem er aus-

1) *Balzac* kam am 16. Mai 1835 nach Wien und stieg im Gasthof „Zur goldenen Birne" ab, wo auch *Ypsilanti* krank lag und der Gatte der Verfasserin, *Charles Thirion* starb. Der Dichter war damals sterblich in seine spätere Gemahlin Frau von *Hanska-Rzewuska*, die in Wien im Hause des Großhändlers Leonhard Walter wohnte, verliebt, außerdem aber von Gläubigern und seinem Pariser Verleger Werdet bedrängt. Von der Wiener Gesellschaft stürmisch umworben, fand er nicht die Stimmung, neue Werke zu schreiben und seine alten schienen ihm so schal, daß er damals die obige Äußerung machte. (Siehe „Balzacs Begegnung mit Metternich" von A. Bettelheim, Neue Freie Presse, Wien 2. u. 3. August 1912.)

rief: Quel amphigouri! (Welch' ein schwulstiges Geschwätz!)

Bevor wir Genf verließen, war es unerläßlich, das Lager *Boths*, des Eisenkrämers und berühmten Uhrenverkäufers, zu besichtigen. *Rasumoffsky* und meine Schwester machten dort einige Einkäufe. Bei dieser Gelegenheit erzählte uns Both, welch Menge Uhren und andere Gegenstände aus seinem Atelier trotz aller strengen Einfuhrverbote auf diese Erzeugnisse in die Pariser Kaufläden wandere. „Empêcher la contrebande est vouloir arrêter l'irrégularité des saisons" (Den Schmuggel zu verhindern, wäre gleichbedeutend damit, die Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten hemmen zu wollen), sagte uns der Genfer Geschäftsmann. Diese Behauptung hatte er auch dem französischen Handelsminister gegenüber, der nach Paris zurückkehrte und Both versicherte, er werde so strenge Maßnahmen ergreifen, daß ein Schmuggel zwischen Genf und Paris künftighin unmöglich würde, verteidigt. Trotzdem der Minister nur spöttisch dazu lachte und den Zolldirektoren einen Wink gab, auf ein gewisses Paket, das heimlich nach Paris geschickt werden sollte, achtzugeben, brachte er es selbst an seine Adresse. Nach allen diesen Vorsichtsmaßregeln reiste er nämlich ab, kam in Paris in sein Hotel und das erste, was er in seinem Arbeitszimmer liegen sah, waren die in Genf bei Both gekauften Gegenstände. „Was ist denn das?" rief der Minister, „wer hat dies hierhergebracht?" — „Exzellenz, ich selbst," erwiderte sein Kammerdiener, „es sind die Gegenstände, die Exzellenz in Genf kauften. Nach Anweisung des Mannes, der sie mir hier in das Hotel brachte, habe ich sie über Ihren Auftrag, der mir durch den Mann ausgerichtet wurde, auf den Kamin

gelegt, während Exzellenz den Reisemantel ablegten.“ Diese so einfache Lösung konnte der Minister[1]) allerdings nicht vorausahnen.

Die vier Tage, welche wir für Genf, beziehungsweise für *Capo d'Istria* bestimmt hatten, waren zu Ende; wir nahmen vom Grafen Abschied in der Hoffnung, ihn in Paris wiederzusehen. Wir schieden von ihm mit dem Troste, ihn in einer Situation zu wissen, die für einen Mann, dem die Leiden seines Vaterlandes so nahe gingen, noch glücklich zu nennen war. Allgemein geachtet, von mehreren verdienstvollen Freunden umgeben, reichte die Verleumdung, wenigstens in Genf, nicht an ihn heran oder sie hatte ihn wohl vergessen. Später allerdings sollte die Verleumdung nur um so mehr hervortreten, sie sollte seine reinsten und edelmütigsten Absichten und Handlungen in den Kot ziehen, sie sollte sich an ihrem Opfer bis weit über sein Grab hinaus sättigen! Es gibt vielleicht keinen tugendhafteren Mann mehr, der so, wie er, die Beute eines giftsprühenden Hasses und einer macchiavellistischen Politik wurde. *Metternich* und das englische Kabinett stellten seiner Ehre unaufhörlich nach, um sie sogar dann noch zu vernichten, nachdem die treulosen Machinationen eines Lords *Strangford*[2]) den Todesstreich gegen den Unglücklichen geführt hatten. Es existiert eine Broschüre von M. *Eynard*, die eines Tages der Nachwelt die Augen öffnen wird, wenn sie

1) Handelsminister Graf *St. Cricq.*

2) Percy-Clinton-Sidney Viscount *Strangford*, geb. 31. Aug. 1780, 1806 englischer Gesandter in Lissabon, 1817 in Schweden, 1820 bei der Hohen Pforte, 1825 in Petersburg. Er machte sich durch seine Übersetzung der Gedichte Camoëns bekannt. 1817 heiratete er Ellen, jüngste Tochter des Baronets Thomas *Burke* (gest. 1826). Er starb um 1840.

es den gleichgültigen Zeitgenossen gegenüber nicht schon getan hat. Sie enthält die vertraulichen Briefe des griechischen Präsidenten an Eynard, seinen intimsten und an M. *Narangi*, einen anderen seiner Freunde. Einige offiziellere Briefe sind beigefügt, darunter einer an den englischen Minister, der die ungerechten, vom treulosen Albion erfundenen Anklagen zurückweist. Niemals noch wurde die Bosheit auf eine edlere und glänzendere Weise besiegt. Diese Briefe Capo d'Istrias entschleiern die perfide englische Politik und geben einen Einblick in den langen Todeskampf, zu dem er von ihr verdammt worden war, den er aber mit seltener Seelenstärke, Großmut, Vertrauen in die ihm vom Himmel zugewiesene Aufgabe und Ergebenheit erduldete. Diese Eigenschaften verdienten ihm die Bürger- und die Märtyrerkrone. Das Betragen Englands, Griechenland und dem König *Otto* gegenüber, beweisen auch heute, daß Albion es zu jeder Zeit mit den Neugriechen unaufrichtig meinte. Die Schlacht von Navarin wurde von Lord *Codrington*[1]) ohne Befehl geliefert, man nannte diesen Sieg vor versammeltem Parlament „untoward“ (fatal). Lord *Palmerston*, der große, schamlose und ungeschickte Brandstifter Europas, hat soeben der ganzen Welt die Binde genommen, womit die Treulosigkeit des britischen Kabinettes nur leicht verhüllt gewesen.

Während wir in das sogenannte schöne Frankreich

1) Sir Edward *Codrington*, englischer Vizeadmiral, um 1770 geboren, zeichnete sich schon 1794 als Leutnant aus und befehligte in der Schlacht von Trafalgar als Kapitän den Orion. Er ward 1825 Vizeadmiral und führte als ältester Admiral den Oberbefehl der vereinigten englischen, französischen und russischen Flotten in der Schlacht bei Navarino, wodurch er sich unsterblichen Ruhm, aber auch den versteckten Tadel der englischen Regierung erwarb. Er starb als Admiral der roten Flagge am 28. April 1851.

über den Jura eindrangen und auf der Straße von Dijon gegen Paris fuhren, fühlte ich mich von der vielgerühmten Schönheit des Landes ganz enttäuscht. Weder die Berge, noch die Ebene waren malerisch. Daher ist mir die Erinnerung daran vollkommen verblaßt. Eine zerstörte Kirche zu Füßen des Juras zog einzig und allein meine Aufmerksamkeit auf sich. Man erzählte mir, sie sei 1792 in Brand gesteckt und ausgeplündert worden. So war denn der erste Eindruck, den ich von Frankreich empfing, der der Gottlosigkeit und des Aufruhrs.

XXXII. DER AUFENTHALT IN PARIS UND ENGLAND

Die Verfasserin hatte über diese Zeit ein eigenes blaues Heft angelegt, welches aber leider seit vielen Jahren abgängig ist und jedenfalls nach dem Tode der Gräfin Lulu verloren ging. Dieses Heft enthielt hauptsächlich eine genaue Beschreibung des Pariser Aufenthalts (Juni 1825 bis Juli 1826), der durch zwei kurze Reisen nach England unterbrochen wurde. Auch aus den Briefen der Verfasserin an ihre Schwestern läßt sich ein Bild dieses Zeitabschnittes aus dem Leben der Gräfin nicht mehr rekonstruieren.

Bekannt ist nur, daß die Rasumoffskys am 4. Juni 1825 in Paris anlangten, also zur Krönung Karl X. (29. Mai in Reims) wohl zu spät kamen. Sie wohnten in der Rue Basse du Rempart. Die durch ihre Memoiren bekannte Baronne *du Montet*[1]), die sie von Wien aus kannten, und der Herzog *Dalberg*[2]) waren ihre Cicerone. Den Einzug des Königs in Paris am 6. Juni sahen sie von den Fenstern der Familie *Stackelberg*

1) Die Baronin du *Montet* wohnte 1825/26 in ihrem hübschen Landhause zu Villers-les-Nancy. („Souvenirs" derselben, p. 272).
2) Emmerich Joseph Herzog von *Dalberg*, geb. 30. 5. 1773 zu Mainz, gest. zu Hernsheim 27. 4. 1833, wanderte 1809 nach Frankreich aus, wurde 1810 Herzog und Staatsrat; beim Wiener Kongreß war er bevollmächtigter Minister. Nach der zweiten Restauration wurde er Staatsminister und Pair und erhielt den Gesandtenposten in Turin. Seine Tochter heiratete den Lord Acton (siehe Stammtafel).

aus an; Lulu resümiert, in Österreich würde man bei solchen Gelegenheiten mehr Prunk entfaltet haben. Es hätte sich kaum verlohnt, fünf Stunden in fieberhafter Erwartung zu verbringen, um ein nur mäßiges Schauspiel zu genießen.

Graf Rudolf *Apponyi* beschreibt in amüsanter Weise in seinem Journal ein Diner, das er im April 1826 beim österreichischen Konsul Baron *Rothschild* in Gemeinschaft mit dem Fürsten *Rasumoffsky* und Lulu *Thürheim* mit um so größerem Appetit absolvierte, als M. *Carème*, der famose Koch des Hauses Rothschild, sein Möglichstes getan hatte, um seinem Titel „fameux empoissonneur" Ehre zu machen. Außer den Genannten waren eingeladen: die Botschafter von *Rußland* und *England*, der Gesandte von *Sachsen* samt Gemahlin, der preußische Gesandte Baron *Werthern* mit Frau und Tochter, der Herzog von *Devonshire*, der Herzog und die Herzogin de *Maillé*, der Baron de *Damas*, Minister des Äußern, Herzogin de *Noailles*, der Herzog de *Duras*, Graf und Gräfin de *Montalembert* und der junge Prinz *Metternich*. Auf der Tafel stand ein wundervoller Aufsatz, der das eigentliche Gesprächsthema bildete. Er stellte in Vermeil drei Figuren auf einer Palme vor, deren Blätter mit kunstvoller Sorgfalt ausgearbeitet waren. Das Ganze schätzte Apponyi auf mindestens 100 000 fr. Wert.

Am 26. Mai schreibt *Apponyi*, daß am letzten Dienstag die Gräfin Lulu und Konstantine *Rasumoffsky*, sowie die Lady *Standish*, ihr Gatte und ihre Schwester eine Landpartie in das Tal von Montmorency mit ihm, Oberst *Pozzo di Borgo*[1]) und *Dietrichstein* verabredet

1) *Pozzo di Borgo* der Jüngere, genannt „Pozzetto", russischer Oberst und ein Bruder des bekannten Diplomaten Karl P. d. B.

hatten. Da es regnete, waren die Rasumoffskys und besonders Gräfin Lulu sehr erstaunt, als die übrigen Teilnehmer dennoch bei ihnen eintrafen. Man einigte sich nach längerer Debatte dahin, die Partie des Regens wegen aufzugeben, resp. auf den nächsten Tag zu verschieben. Kaum waren Apponyi und die übrigen wieder in ihren Wagen, als die Lady Standish und ihre Tochter hartnäckig auf der Durchführung einer Fahrt bestanden. Da es für Montmorency zu spät war, machte man einen Ausflug nach Vincennes und dinierte nach der Rückkunft in Paris im Rocher de Cancale.

Der zweimalige Aufenthalt der Gräfin Lulu in England wurde hauptsächlich zur Besichtigung von Sehenswürdigkeiten verwendet. Außerhalb Londons besuchte man Oxford, das auf den Trümmern von Woodstock erbaute Schloß Blenheim, die Schlösser von Windsor, Warwikcastle, Hardwicke, etc. Gräfin Lulu war außerdem bei der Lady *Kinnaird* in Hassap, beim Herzog von *Wellington*, den Lords *Exeter* und Charles *Warender*, der Lady *Cooper* u. a. eingeladen. Ende Oktober kehrte sie nach Frankreich zurück.

Einige Bruchstücke des Brouillons zu ihrem Pariser Journal sind noch erhalten. Sie beziehen sich ausschließlich nur auf Beschreibungen von Sehenswürdigkeiten in England. Daraus seien hier einige Bemerkungen wiedergegeben, die Gräfin Lulu über die unglückliche Königin von Schottland machte.

(s. Bd. II. 72). Dieser Bruder, der russischer Botschafter in Paris, Karl *Pozzo di Borgo* (1764—1842) wurde gelegentlich der Krönung Kaisers Nikolaus Graf, ebenso wie Graf Lieven Fürst. Da man dem Botschafter schon vorher immer den Titel Graf gegeben hatte, war er auf Lieven sehr eifersüchtig (s. Gf. Apponyi „Journal" I. 31).

In Hardwickecastle, wo *Maria Stuart* von ihrer Rivalin gefangen gehalten wurde, sah die Gräfin das Zimmer, worin die schottische Königin ihre Tage verbrachte. „Es war mit den Wappen Frankreichs und Schottlands geschmückt, das Bett von der Gefangenen selbst gestickt[1]), und die Möbel waren noch dieselben, welche Maria Stuart benützt hatte. Dieses allerdings kleine Gemach wäre seiner erhabenen Bewohnerin nicht unwürdig gewesen, wenn ein Fensterchen, gegen den Korridor, dessen Vorhänge sich auf der Außenseite befanden, ihr nicht täglich vor Augen führen mußte, daß sie von ihren Feinden Tag und Nacht beobachtet wurde. Die Gemahlin ihres Kerkermeisters Lady *Hardwicke*, Erbin der großen Domänen von Hardwicke, die sie ihrem Gatten in die Ehe mitgebracht hatte, eine häßliche, neidische und boshafte Frau, verschärfte noch durch ihre Gegenwart und Zudringlichkeit die Härte der Gefangenschaft. Die Korrespondenz, welche diese Lady mit der Königin *Elisabeth* führte, geben Zeugnis ihres Hasses gegen die unglückliche Schottländerin. In einem dieser Briefe, die im Schloßarchiv aufbewahrt werden, scheint die Lady, nachdem sie selbst die einfachsten und selbstverständlichsten Handlungen ihrer Gefangenen in boshafter Weise begeifert hatte, auf eine Frage Elisabeths einzugehen, indem sie mit der Aufrichtigkeit einer Hofschranze und der Glaubwürdigkeit einer häßlichen Frau versichert, der Ruf der Schönheit Maria Stuarts sei stark übertrieben. „Sie ist nicht einmal hübsch," fügte

1) Die Verfasserin hatte ein Stückchen dieser Stickerei mitbekommen und es sorgsam in einem Papierumschlag aufbewahrt. Auf diesen schrieb sie: „Brodé par Marie Stuart sur les rideaux de son lit à Hartwick." Beides befindet sich im Besitze des Herausgebers.

sie bei, „und nur die Augen meines Gatten können sie nicht häßlich finden.“ Lord *Hardwicke*, der in der Tat viel gerechter und menschlicher dachte, wie seine zänkische bessere Hälfte, suchte ohne Zweifel das Los seiner Gefangenen möglichst zu mildern. Da aber ein Komplott, von dem er nichts geahnt, entdeckt wurde, so hatte seine Nachsicht für Maria Stuart nur die eine Folge, daß sie in den festen Turm von Chotswarth und dann von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt wurde, um ihr so keine Zeit zu lassen, die Herzen ihrer Kerkermeister zu gewinnen. Wie verführerisch mußte diese Frau gewesen sein, die sogar aus der Tiefe ihrer Kerkerzelle ihre Rivalin, welche den glänzendsten Thron einnahm, noch vor Neid erblassen machte!

Ich sah in England und Frankreich mehrere Porträts der schottischen Königin und es fiel mir auf, wie wenig sie untereinander ähnlich waren. Dasjenige, welches sich in der Galerie des Herzogs von *Orleans* befindet, und worauf sie noch als Königin von Frankreich dargestellt ist, zeigt von dem unwiderstehlichen Zauber, der ihre Züge später so verschönte, keine Spur. Das schönste Bild sah ich in der Universität von Oxford; es wurde vor ihrer Gefangenschaft nach der Natur gemalt. Sie trägt hier einen seltsam gefalteten Schleier um ein Antlitz, wie es verführerischer nicht gedacht werden kann. Der wundervolle Blick, das Lächeln einer Göttin der Liebe, die allgewaltige Schönheit sind es vor allem, die in die Augen fallen. Wahrlich, Maria Stuart bedurfte nicht einer Königskrone, um alle Herzen zu gewinnen!

In Windsor fiel mir ein Bild der unglücklichen Kö-

nigin auf, dessen Darstellung ich hier noch viel anstößiger fand, als die Porträts der Mätressen *Karls* II.[1]) im Zimmer, das die keusche Königin *Charlotte*[2]) bewohnt hatte. Es zeigte nämlich naturgetreu jenen Moment, da Maria Stuart zum Schaffote schritt. Hier bietet dieses durch die Leiden einer langen Gefangenschaft verzerrte Antlitz, dessen Züge ich in Oxford so entzückend und lebenslustig gefunden hatte, nur mehr ein Bild des Jammers und der Zerstörung, ihr Körper scheint schwerfällig, ihre Glieder, durch die Kerkerhaft in feuchten Zellen fast gelähmt, scheinen durch die erduldeten Schmerzen steif geworden. Maria ist nicht mehr hübsch, aber die edle Festigkeit einer Königin und die erhabene christliche Ergebung sind ihrem Gesichte aufgeprägt, dessen Schönheit in einem Tränenmeer unterging. Um den schwermütigen Eindruck noch zu erhöhen und um zu dem Mitleid, welches das Bild auslöst, noch das Grauen zu gesellen, stellte man im Hintergrunde, wie in weiter Ferne die Hinrichtung dar. Maria kniet und legt das Haupt auf den Block, der Henker entblößt ihren Nacken, den man den schönsten ihres Jahrhunderts nannte, und faßt mit der einen Hand ihr Haar, während er in der anderen das königsmörderische Beil hält. Wahrlich, die Könige und Königinnen Englands hatten da immer ein warnendes Bei-

1) *Karl II.*, König von Großbritannien (1660—85), geb. 1630, gest. 1685) hielt sich auch, als er sich 1661 mit Katharina Braganza vermählt hatte, eine Menge Mätressen, die sich oft in die Politik mischten. So stammten die Herzöge von Buccleuch, von Richmond, von Grafton, von St. Albans, die Lords Montague und Delorraine von unehelichen Kindern Karls II. ab.

2) Charlotte Sofie von *Mecklenburg-Strelitz* (1744—1818), seit 1761 Gemahlin des unfähigen Königs *Georg III.* (geb. 1738, gest. 1820).

spiel vor Augen und ihre Geschichte wies ihnen mehr denn eine Probe der Wechselfälle, die die gekrönten Häupter bedrohen. Sie würden aber besser daran getan haben, sich ein Beispiel auszusuchen, das sie nur an ihr Unglück und nicht an ihre Verbrechen erinnerte."

XXXIII. RÜCKKEHR NACH ÖSTERREICH

Der Teil von Frankreich, den ich vom Jura bis Paris, von Paris bis Calais kennen gelernt hatte, schien mir das Prädikat „schön“ nicht zu verdienen, einen Titel, den die Franzosen in ihrer gewohnten Anmaßung ihrem Lande verliehen haben. Auch der Weg zwischen Paris und Straßburg rief in mir keine höhere Bewunderung wach, langweilige Felder, schmutzige Dörfer, ähnlich denen in Polen, armselige Wälder, ärmliche und vernachlässigte Hütten vermögen nicht ein schönes Bild zu formen. Erst als wir uns dem Elsaß näherten, fanden sich pittoreske Aussichtspunkte, man merkte es, daß Deutschland sich ankündigte. Der Anblick von Saverne (Zabern) war z. B. reizend.

Wenn auch Frankreich in seinem größten Teil — die Ufer der Loire, die Normandie und die Pyrenäen nehme ich aus — keine so romantisch-schönen Gegenden hat, woran Österreich so reich ist, so sind doch seine Städte viel hübscher und vorgeschrittener, besonders was ihre Industrie anlangt. Das Leben in denselben ist zudem viel behaglicher, die gute Küche wird hier vielmehr gepflegt und geschätzt, wie in unseren traurigen Provinzstädten, wo man die Feinschmeckerei gar nicht kennt.

Nancy ist eine reizende Stadt, seine Hauptzierde bildet sein Palast der Herzoge von Lothringen; im übrigen mußten die Andenken an seine frühere Unabhängigkeit

den Anforderungen der eleganten, für die Regelmäßigkeit besorgten modernen Architektur weichen. Ebenso ist Luneville eine reizende, anmutige Stadt, die mich um so mehr interessierte, als in ihr Mlle. *Tisserant* und ihr Bruder, obwohl sie von S. Dié stammten, lange gewohnt hatten.

Außer dem Konfekt in Bar und den Bonbons in Verdun wüßte ich nichts Interessantes mehr von unserer Fahrt bis Straßburg zu erzählen. Dort erregten die Pasteten, die hübschen Terrinen und das Münster natürlich unsere Aufmerksamkeit. Da diese Merkwürdigkeiten aber in ganz Europa bekannt sind, will ich nicht weiter davon sprechen. Im übrigen mißfiel mir Straßburg jedoch; ich liebe die Grenzstädte nicht, sie weisen nur selten einen ausgesprochenen Charakter auf und ihre Bewohner wollen gar zu gerne, dem fliegenden Fisch aus der Fabel gleich, an der Scheide von Luft und Wasser sich ergötzen. *Rasumoffsky* hatte für Straßburg eine Vorliebe und widmete daher dieser Stadt einen Tag mehr. Er war dort nämlich erzogen worden. Zu seiner Zeit genossen die dortigen Schulen einen besonderen Ruf und wurden von den jungen Adeligen aller Länder besucht, Aus diesem Grunde hatte der Marschall *Rasumoffsky* seinen Sohn hierher geschickt. Andreas hatte also diesen Aufenthaltsort seiner Jugend in treuer Erinnerung und trotz der 60 seither verflossenen Jahre ließ er es sich angelegen sein, sie mit einer gewissen Wehmut aufzufrischen. Wie auch die Gaben sein mögen, die uns das Leben bewilligte, scheinen sie uns nicht schal im Vergleich zu jenen, die uns die Träume des Lebensfrühlings vorgaukelten? Und erst seine Freuden ohne Wermut, ohne ein Morgen, deren flüchtige Wonne mit den leuchtenden Bildern des Schlafes innig verschmolzen?

„There is not a joy the world can give, like that it takes away, when the glow of early thoughts declines in feeling's dull decay."

Es gibt Grenzen, welche die Natur vorschrieb und die die Menschen beachten sollten; so wird der Rhein trotz aller Verträge während Generationen, trotz aller Sympathie- und Anthipatiebezeugungen und trotz aller Revolutionen immer die wirkliche Grenze zwischen Frankreich und Deutschland sein. Das linke Ufer des Rheins ist seinem rechten ganz unähnlich, der Anbau der Felder, das Aussehen des Landes, der Wälder, Wohnungen und die Bewohner selbst sind gänzlich verschieden. Man muß es aber gerechterweise sagen, der Unterschied spricht ganz für Deutschland. Ich spreche hier nicht von der geistigen Eigentümlichkeit der Völker, sondern nur von dem, was einem offenen Kopfe in die Augen fällt. Man bemerkt hier eine Ordnung, einen Wohlstand, eine Ruhe und ein landwirtschaftliches Verständnis, wie man es in Frankreich vergebens sucht, und zwar schon sofort nach Überschreiten der deutschen Grenze. Selbst die Natur hat hier ein heiteres und reicheres Gewand, weil man sie mehr herausputzt. Es sind eben zwei Männer von gleichem Vermögen, von denen der eine jedoch einen schmutzigen Rock, der andere ein sauber gebürstetes Gewand trägt.

In Mannheim wollte sich *Rasumoffsky* einige Tage ausruhen, wir benützten daher unseren Urlaub, um eine Fahrt längs dem Rheinufer bis gegen Koblenz zu machen. Wir kamen aber nicht weiter, als bis vor die Ruinen von Bacharach; die Wagendeichsel brach plötzlich, als wir einen steilen Hang hinabfuhren, unsere Pferde scheuten, warfen den Postillon vom Bock und stiegen in die Höhe, da der Deichselstumpf ihre Weichen verletzte.

Wir waren in Gefahr, entweder an den Felsen zerschmettert oder in den Strom geworfen zu werden. Unser braver Bediente *Fritz* jedoch ergriff die Zügel und suchte die rasenden Tiere zurückzureißen. Vor Schmerz außer sich, drängten sie aber gegen den Rhein und setzten schon ihre Hufe auf das Geländer, das uns vom Abgrund trennte. Wir schienen verloren, als Fritz uns aus der Kalesche riß. Diese stürzte um, und die zitternden und ganz erschöpften Pferde fielen zu Boden. Der Postillon kam nun auch herbei und spannte die Tiere aus. So war denn jede Gefahr beseitigt, nur meine Kammerjungfer *Angiolina*[1]), die noch ihren Ridicule aus dem Wagen retten wollte, wäre beinahe von diesem zermalmt worden. An den Füßen zog man sie noch rechtzeitig heraus. So wankten wir drei bebend und niedergeschlagen zu Fuß nach Bacharach und wollten am anderen Morgen unsere Fahrt fortsetzen, als wir bemerkten, daß die Kalesche in der Richtung gegen Bingen vorgefahren war. Dieser Irrtum des Postillons schien uns ein Wink des Himmels zu sein. Wir standen von unserer Absicht ab und um uns zu entschädigen und nicht, ohne etwas gesehen zu haben, nach Mannheim zurückzukehren, fuhren wir von Mainz nach Frankfurt a. M. Im Römer fiel mir die Frische der Kaiserbilder auf; es wäre besser, sie dunkel und mit dem Staub der Jahrhunderte bedeckt zu sehen, die sie durchschritten haben. Die Idee, an Stelle der alten Bilder neue, oft in sehr dramatischen figuralen Posen zu hängen, konnte auch nur dem Gehirn von Krämern entsprungen sein. Kein Edelmann würde auf diese Weise

1) Angiolina *Legnani*, gest. 1864, zuerst Kammerfrau bei der Verfasserin, dann bei Gräfin Josefine Contarini-Thürheim, spielte später bei der Hochzeit der Gräfin Lulu eine Rolle.

die Spuren der Vergangenheit verlöscht haben; ein solcher achtet sie vielmehr, weil er sich in ihnen wiederfindet. Über Darmstadt langten wir spät abends in Mannheim an, wo uns Rasumoffsky schon mit einiger Besorgnis erwartete. Am nächsten Tage ging es über Schwetzingen nach Heidelberg, unserer Nachtstation. Eine wirkliche Freude empfand ich hier, als ich in einer Tischplatte in unserer schlechten Herberge den Namen meines Bruders und die Jahreszahl 1815 mit einem Messer eingeschnitten entdeckte. Er war damals in der Suite des Marschalls *Schwarzenberg* durch Heidelberg gekommen.

In München hielten wir uns vier Tage auf. „Diese Stadt, die König *Ludwig*[1]) zum deutschen Florenz erheben will, macht seinem modernen Medici alle Ehre. Überall neue Straßen, begonnene Gebäude und Fresken unter den Arkaden, die dem Bayern von seiner Geschichte erzählen und in seinem Herzen Liebe zum Vaterland und zu den schönen Künsten erwecken. Die Pinakothek, Glyptothek, der Königspalast, die Kapelle und mehrere Kirchen sind im Bau, das Theater ist vollendet. In wenigen Jahren wird München zu den bedeutendsten Städten gehören, und der Strom der Fremden wird gar bald die Ausgaben für die Gebäude hereinbringen. München wird seinem Ludwig Ruf und Reichtum verdanken.

Dieser Herrscher, der nur Gutes will, der ein Protektor des Ackerbaues, Handels und der Künste ist,

1) *Ludwig I.*, 1825—48 König von Bayern, geb. 1786, gest. 1868, Erbauer der prachtvollen Kunstbauten in München, wie des Odeons, der Pinakotheken, der Glyptothek u. a. Er war voll Begeisterung für die Hellenen, denen er ja auch seinen Sohn Otto zum Könige gab. In seinem politischen Wirken war er dagegen meist unglücklich. Infolge der Märzrevolution und des durch Lola Montez heraufbeschworenen Konfliktes mit seinem Ministerium dankte er am 20. März 1848 zugunsten seines Sohnes Max ab.

der seine Armee verminderte, indem er sagte, ein Staat dritten Ranges müsse sich an seine mächtigeren Nachbarn anlehnen, nicht aber ihnen Widerstand leisten, dieser so richtig urteilende Fürst genießt im Ausland keine Bewunderung und im eigenen Reiche kaum Liebe. Dies kommt daher, weil er trotz aller vortrefflichen Eigenschaften und großen Tugenden in seinen Manieren und seiner Moral etwas Übertriebenes, Burleskes hat, das ihn lächerlich macht. Die Menschen aber lieben nur den, der ihnen imponiert. Auf mich macht König Ludwig den Eindruck eines „Weisen im Narrenkleid". Diese Ungereimtheit in seinem Charakter zeigt sich auch in seinem Geschmack; trotz seiner großen Vorliebe für das griechische Altertum ist er doch weit davon entfernt, dessen Reinheit erfaßt zu haben. Seine Bauten haben oft einen gutbürgerlichen, fast möchte ich sagen, parvenuartigen Anstrich in bezug auf die architektonische Ausschmückung. Die Lebhaftigkeit der Farben spielt dabei eine zu große Rolle, Blau und Gold treten zu stark hervor. So erinnert die Glyptothek trotz ihrer edlen äußeren Architektur durch die Vergoldung und buntscheckige Malerei im Innern der Säle ein wenig an ein modernes Café. Übrigens sind die Statuen, zu deren Aufnahme die Glyptothek bestimmt ist, noch nicht darin aufgestellt, ich sah nur eine kleine Anzahl davon, darunter auch die, welche in Ägina gefunden wurden, und die ich in Rom gesehen hatte. Die Bilder, welche die Pinakothek schmücken sollen und die derzeit noch sehr unvorteilhaft in ihren früheren Räumen hängen, sowie die Gemälde der Galerie des Herzogs von *Leuchtenberg*[1]), wahre Schätze, würden einen eige-

1) Das Palais Leuchtenberg, nachmaliges Palais des Prinzregenten Luitpolt.

nen Artikel verdienen, wenn ich sie nicht nur im Fluge besichtigt hätte."

Unsere Zeit war aber gemessen, die Luft des Vaterlandes, die wir einzuatmen vermeinten, sobald wir den bayerischen Dialekt sprechen hörten, verursachte uns eine Art Heimweh, unser Herz fing zu schlagen an, wenn es an die Freuden dachte, die seiner warteten, und so verblich alles übrige um uns. Wir hatten in München auch alte Freunde gefunden. Leopold *Zandt*[1]) und der frühere Oberst (jetzt General) Graf *Seyssel*[2]) eilten herbei, als wir ihnen unsere Anwesenheit bekannt gegeben hatten. Es war reizend, sich wiederzusehen und von vergangenen Tagen zu sprechen. Max *Zandt* war abwesend, aber sein Bruder, ebenso gutmütig, ebenso närrisch und in seine „Gräfin Rosamunde" (wie er meine Schwester Konstantine ehemals genannt hatte) ebenso verliebt, wie vor Jahren, wurde unser liebenswürdiger Führer durch München. Mit ihm durchwanderten wir die schönen Gärten der Stadt und Nymphenburgs, wie auch die Galerie von Schleißheim, die ebenso steif, kalt und langweilig war, wie dieses geistige Schloß selbst und seine traurige Umgebung. Der heitere Übermut Leopolds allein konnte ihm Verzeihung bringen für die verlorene Zeit, die wir für diese öde Galerie aufgewendet hatten. Ich verließ München, indem ich es tief bedauerte, Max Zandt, diesen Traum meiner Jugend, nicht wiedergesehen zu haben. War denn dieser Traum gleich allen jenen, die meine junge Phantasie erschuf, als ich noch an Vollendung und Glück glaubte, wie ein Blendwerk entschwunden? —

1) s. Bd. I. 321.
2) s. Bd. I. 321.

6. PRÜFUNGEN

XXXIV. DAS VATERLAND UND SEINE SORGEN

Da wir einen längeren Aufenthalt in Schwertberg nehmen wollten, begaben wir uns zunächst nach Wien und Baden, um dort *Isabella* zu sehen, die ihre kleine Nichte *Ghisilieri*, von der ich 1822 in Bologna sprach, dort die Bäder nehmen ließ. *Josef* und *Leo* sahen uns bei der Durchfahrt durch Enns. Mein Bruder war über den Tod der guten Judith *Marcotin*, die er während ihrer langen Krankheit Tag und Nacht gepflegt hatte, noch immer tiefbetrübt. Isabella, ebenso wie ihre Kinder (Sohn und Nichte) fanden wir in bester Gesundheit, doch gelang es uns nicht, sie für unsere Fahrt nach Schwertberg zu gewinnen. Sie schien Kummer zu haben und reiste einige Tage später nach Kärnten ab. Da Wien noch ganz menschenleer war, fuhren Konstantine und ich gar bald nach Schwertberg und *Rasumoffsky* folgte uns nach.

Ich weiß nicht, aus welchem Grunde ich mein Tagebuch beinahe ein Jahr hindurch ganz vernachlässigte, ich finde erst im Juli 1827 wieder die erste Eintragung. Ich will daher aus dem Gedächtnisse der Ereignisse gedenken, die sich während dieses Winters zutrugen.

Eine leise Vorahnung hatte mir gesagt, daß ich in meinem Vaterlande und am Herde unserer Familie Kummer und Sorge vorfinden würde. Unser Aufent-

halt in Schwertberg, auf den wir uns so gefreut und für den wir sogar unseren Pariser Séjour abgekürzt hatten, brachte mir weder den Frieden, noch den Zauber, welchen er vier Jahre zuvor für mich gehabt hatte. Die Stimmung meines Bruders war eine andere geworden, vier Jahre harter Arbeit, um seine Vermögensverhältnisse zu ordnen, hatten keinen Erfolg gehabt, Mutlosigkeit und Langeweile folgten, und der Ehrgeiz seiner vollen Manneskraft stellte ihn vor eine peinliche Situation und eine trostlose, Entbehrungen und Vergessenheit bergende Zukunft. Der wohltätige Einfluß *Josefinens* fehlte ihm außerdem, bei ihr hatte er immer Rat und Trost in seinem Kummer, Zerstreuung in seinen freien Stunden und jederzeit eine grenzenlose Anhänglichkeit gefunden. Die Lücke, welche die Abreise meiner Schwester gerissen, war geblieben. Die selbstsüchtige Liebe und der unlogische, wenig weitsehende Verstand meiner Schwägerin Leo konnten Josef keinen Ersatz bieten. So hatte sie sich, ohne Ahnung, welche Gefahr die häusliche Langeweile ihrem eigenen Glücke bringen könnte, einem Vorschlag mit aller Heftigkeit widersetzt, den ihr Schwager, der Graf Anton *Zichy*[1]), österreichischer Gesandter in Berlin, ihrem Gatten machte. Er wollte ihn nämlich gelegentlich einer diplomatischen, vorübergehenden Mission nach Paris mitnehmen. Diese Reise, auf die sich Josef wie ein Kind freute, hätte zwei Monate gedauert, ihm fast keine Auslagen bereitet und wäre für ihn wahrscheinlich von großem Nutzen gewesen, denn Graf Zichy wollte ihn während dieser Zeit

1) Stefan (nicht Anton) Graf *Zichy*, geb. 13. 4. 1780, gest. 8. 6. 1853 zu Wien, k. k. Km., Geh. Rat und früherer Botschafter in Petersburg, heiratete 26. 7. 1803 Franziska Gräfin *Starhemberg* (1787—1864), die Schwester der Leopoldine Gfin. Thürheim.

an seinen Arbeiten teilnehmen lassen und war wohl in der Lage, das Talent und die geleisteten Dienste beim Fürsten *Metternich* hervorzuheben und Josef so eine diplomatische Anstellung zu verschaffen. Es würde sich diesem eine ehrenvolle und gut bezahlte Karriere, auf alle Fälle aber eine Gelegenheit geboten haben, um auf einige Zeit der Monotonie seiner Häuslichkeit zu entrinnen und nach seiner Rückkehr den Reiz des Familienlebens wieder voll zu empfinden. Das Opfer, welches er seiner Frau zuliebe brachte, kostete dem Gatten große Überwindung und brachte der Gattin keinerlei Nutzen.

Die pekuniäre Lage verursachte außerdem meinem armen Bruder große Verlegenheiten. Er kam aus der Geldnot nicht heraus, alle seine Freunde, wie *Thun*[1]), Tony *Starhemberg*[2]) usw., besonders aber die Verwandten seiner Frau, Fürst *Schwarzenberg* u. a., denen er einen sehr vorteilhaften Gutskauf angetragen hatte, wozu ihm selbst das Geld mangelte, trösteten ihn nur mit Hoffnungen, die sie nie erfüllten. Dies ist der Nutzen großer Verbindungen!

Konstantine und ich verbrachten einige Wochen in Schwertberg, dann machten wir nach einem Umweg über Steyr und Gmunden einen Besuch beim Fürsten Ludwig *Starhemberg*[3]) in Eferding, wo uns *Rasumoffsky* Rendez-vous gegeben hatte. Auch Josef und seine Familie kamen hin und so konnten wir noch mehrere Wochen mit ihnen sein. Das Ehepaar Starhemberg besaß jene Liebenswürdigkeit des Herzens und Geistes, zu der eine kummerlose Jugend den Samen gelegt

1) s. Bd. II. 213.
2) s. Bd. I. 96 u. II. 274.
3) s. Bd. I. 12 u. II. 171.

hatte und deren Früchte jetzt ein zufriedenes Alter erntete.

In ihrer wechselseitigen Liebe und herzlichen Gastfreundschaft glichen sie Philemon und Baucis. Dabei hatte sich die Zärtlichkeit des Fürsten nicht immer nur auf seine Frau allein beschränkt, in seiner Jugend war er ihr mehr wie einmal untreu gewesen, er vermochte ihr jedoch mit einem seltenen Geschick ein solch blindes Vertrauen einzuflößen, daß die Fürstin nie auch nur das Geringste davon ahnte. Übrigens hatten die unermüdlichen kleinen Aufmerksamkeiten des Gatten, seine Beweise einer herzlichen Zuneigung und seine liebenswürdigen, reizenden Umgangsformen, die er niemals vernachlässigte, aus der Fürstin Starhemberg die glücklichste aller Frauen gemacht.

Zu Ende unseres Eferdinger Aufenthaltes ereignete sich leider ein Unfall, der der Anfang einer Reihe von Sorgen sein sollte, die uns der Himmel beschied. *Rasumoffsky*, der mit dem Fürsten und meinem Bruder viel jagte, kehrte eines Abends nach Hause zurück und begann dann eine Rolle zu memorieren, die er in einem Theaterstück spielen sollte. Am nächsten Abend nach dieser Überanstrengung, als mein Schwager von der Jagd heimkam, bemerkte er, daß er auf einem Auge fast nichts mehr sah und einige Wochen später war er auf diesem Auge vollkommen blind. Bei unserer Rückkunft nach Wien, wo die Augenärzte die Blindheit konstatierten, hätte Rasumoffsky durch die Unwissenheit des Dr. *Jäger*[1]), des Schützlings *Metternichs*, dessen ganzes

1) Friedrich *Jäger*, Ritter von *Jaxtthal*, geb. zu Kirchberg a. d. Jaxt 1783, † 1871, Dr. med. und bekannter Augenarzt, k. k. Rat. Er stellte 1819 den in Italien erkrankten und von den italienischen Ärzten schlecht behandelten Dichter *Grillparzer* nach kurzer Zeit wieder her (s. dessen sämtl. Werke XV. S. 91) und begründete in

Verdienst in seinem prahlerischen Auftreten lag, beinahe das Leben eingebüßt. Dieser von Rasumoffsky zu Rate gezogene Ignorant gab ihm ein so stark ziehendes Blasenpflaster hinter das Ohr, daß der Arme davon eine Kopfrose mit einem so starkem Fieber bekam, daß er am Rande des Grabes stand. Als diese Gefahr endlich vorüber war, konsultierte ich den Dr. Jäger eines Morgens über den Zustand meines Schwagers; ich bat ihn, er möge mir unter Ehrenwort anvertrauen, ob er Hoffnung habe, dem Kranken das Augenlicht noch zu retten. Zu meinem Entsetzen versicherte er mir, der schwarze Star habe das eine Auge befallen und in zwei Jahren würde das andere Auge ebenso krank sein. Voll Verzweiflung kehrte ich mit diesem grausamen Geheimnisse, das ich vor allen verbergen mußte, nach Hause zurück. Trotz aller Hoffnungen Rasumoffskys und seines guten Dr. *Bückner*, und obwohl sich der Zustand meines Schwagers zu bessern schien, versetzte mich der schreckliche Urteilsspruch in tiefe Trauer. Ich vermochte den Kranken nicht anzusehen, ohne an das erbarmungswürdige Los zu denken, das sein Alter bedrohte und dieser Gedanke verdarb mir den ganzen Winter. Und dennoch war das Jägersche Gutachten vollkommen falsch, und wurde von einem anderen, geschickteren Okkulisten widerlegt, der nur den grauen Star auf einem Auge konstatierte, während das andere bis zum Tode meines Schwagers, zehn Jahre später, ganz gesund blieb.

Andere Sorgen vermehrten meinen Kummer. *Isa-*

Österreich eine neue Aera in der Ophthalmologie. Auch regenierte er das türkische Sanitätswesen und war der Hausarzt des Fürsten Metternich, den er auf seinen Reisen begleitete. Es existieren von J. Bruchstücke von wenig bedeutenden Memoiren.

bella, die von ihrem Landaufenthalt zurückkehrte, gestand uns endlich ein, daß ihr Gatte ruiniert sei. Die Unredlichkeit eines Verwalters, die ehrenwerten, aber übertriebenen Ausgaben, welche Graf *Goëss* in Venedig als Statthalter und in Wien als Vizekanzler gemacht, der Mißbrauch, den schurkische Leute mit seiner Güte und Großmut getrieben, alle diese Ursachen im Vereine hatten die Katastrophe herbeigeführt, die Isabella uns seit langem verbergen wollte, jetzt aber gezwungenermaßen offenbaren mußte. Die finanzielle Lage *Rasumoffskys* bot uns damals eine kaum tröstlichere Aussicht, als die meines anderen Schwagers. Der zur Regierung gelangte Kaiser *Nikolaus*[1]) schien wenig geneigt, gegen Rasumoffsky dieselbe Nachsicht anwenden zu wollen, wie sein Bruder *Alexander*; er forderte die Interessen der schuldigen Summe für die Krone ein und dies gerade in einem Augenblicke, da mehrere Mißjahre meinen Schwager fast seines ganzen Einkommens aus der Ukraine beraubt hatten. Es wurde eine Reise nach Rußland für den kommenden Frühling beschlossen und da der Gesundheitszustand Konstantinens deren Teilnahme nicht erlaubte, so sollte ich wiederum der Begleiter auf dieser langen und traurigen Fahrt sein. So verstrich der Winter, die schalen Vergnügungen Wiens konnten meine Laune nicht aufheitern, da machte plötzlich eine neue Erkrankung Rasumoffskys das ganze Reiseprojekt zu nichte. Der Hausarzt verordnete für ihn und Konstantine Karlsbad.

1) Rasumoffsky hatte den Tod Kaiser Alexanders I. in Paris erfahren und richtete nun in den Jahren 1826—29 verschiedene Petitionen an Nikolaus I., infolge deren die Zahlung seiner Schuld immer wieder hinausgeschoben wurde. (s. Brückners französische Ausgabe der „Razoumowski" von Alex. Wassiltschikow, Halle, 1894, S. 239—246).

Durch diese Entscheidung, die allmähliche Genesung meines Schwagers und einige beruhigende Briefe aus Rußland schien sich mein Horizont ein wenig aufhellen zu wollen, der anbrechende Frühling tat auch das Seinige und, um alle Nebel zu zerstreuen, traf noch Josefine, die von der Vizekönigin einen Urlaub erhalten hatte, bei uns ein.

Als ich meine gute *Josefine* bei mir hatte und mit ihr auf dem Rasen des herrlichen Parkes meines Schwagers, von Fliederbüschen umgeben und von den Wohlgerüchen und der milden Luft des Lenzes berauscht, saß, da vermochte ich ihr mein Herz zu eröffnen, ich fühlte es, wie eine Sorge nach der anderen daraus entwich und Hoffnung und Ruhe darin einkehrten. O, die Freundschaft ist doch ein Schatz und Josefine war eben eine ausgezeichnete Freundin!

In diesen Tagen war es auch, daß Josefine mir ein Geheimnis anvertraute, welches ich bereits halb erraten hatte. In Mailand hatte sie die Bekanntschaft eines Venezianers, des Grafen Franz *Contarini*[1]) oder vielmehr Contarini kurzweg, da er als Nachkomme von neun Dogen den Grafentitel verschmähte, gemacht. Vermögenslos — er hatte die geringe Erbschaft seines Vaters verbraucht — diente er, um leben zu können, als Sekretär beim Gouvernement und ertrug widerwillig, aber mit Ergebung die Schikanen und Ungerechtigkeiten, denen besonders die Venezianer in Österreich ausgesetzt waren. Meine Schwester erkannte in Contarini trotz seiner großen Reserve und Abgeschlossenheit, in der er in Mailand lebte, einen geistreichen, gut erzogenen und edlen Menschen. Von höchst mittelmäßigen, um nicht zu sagen, einfältigen Wesen am

1) s. Ahnentafel der Verfasserin Bd. I. S. XII.

Hofe der Vizekönigin umgeben, fühlte sich Josefine glücklich, dort, wo auch Contarini infolge seiner Stellung aus und ein ging, einen Mann kennen zu lernen, dessen geistvolle Gespräche ihr eine seltene Zerstreuung boten. Sie suchte ihn in seiner Einsamkeit auf und er vergalt diese Auszeichnung mit einer grenzenlosen, einzigen Liebe, wie sie nur einsame Seelen fühlen können. Gar bald erwiderte sie diese und sie wurde für beide eine Quelle des Glücks aber auch der Sorge. Ja, wenn die Liebe, jener vom Himmel entsandte Engel, auch auf Erden die Vorrechte seines göttlichen Ursprunges beibehalten könnte! Aber hienieden ist es anders, auch die ehrlichste Liebe hängt vom Gelde ab. Weder Contarini, noch meine Schwester besaßen aber etwas davon, sie hätte ihre vorteilhafte Stellung aufgeben müssen und die Bezüge eines Sekretärs konnten auch für einen Haushalt zu zweit nicht hinreichen. Eine ungewisse, dunkle Zukunft schien sich ihnen aufzutun und selbst die Gegenwart gehörte ihnen oft nicht, denn die häufigen Reisen der Vizekönigin nötigten sie nicht selten zu langen Trennungen. Die Launen der Erzherzogin[1]), meiner Schwester gegenüber, die Unannehmlichkeiten des Bureaulebens für Contarini andererseits waren nicht dazu angetan, um diese Perioden der Trennung zu erheitern. Den vertraulichen Mitteilungen meiner Schwester nach konnte ich wohl den Schluß ziehen, daß die Liebe ihrem Leben ein neues Interesse, aber gleichzeitig eine gehörige Bürde von Sorgen gegeben hatte. Die Hoffnung blieb ihr jedoch und so suchten wir denn nach Mitteln, um sie zu verwirklichen, indem wir nach Protektoren für Contarini

1) Die Vizekönigin war sehr liebenswürdig, sehr schön, aber launenhaft ohnegleichen. (Notiz d. Verf.)

Ausschau hielten. Der weitere Verlauf meines Berichtes wird zeigen, ob die Sache leicht war und wie sie gelang.

Ende Mai kehrte Josefine nach Mailand zurück und wir machten nun unsere Vorbereitungen für Karlsbad. Dort erwarteten uns schon mehrere unserer Freunde, darunter der Graf de *La Ferronnays*, der von St. Petersburg angekommen war.

XXXV. GRAF AUGUST DE LA FERRONNAYS

Ich kenne niemanden, dessen Konversation mir mehr gefiel, als die des Grafen de *La Ferronnays*, ich fand in ihr alles vereint, was bei anderen Menschen nur verzettelt vorkommt. Ich mußte immer nur bewundern, ich empfand stets seine Überlegenheit und weit davon entfernt, darüber empört zu sein, zog ich es vor, mich in seiner Gesellschaft einfältig zu finden, als geistreich unter anderen Leuten. Fünf Jahre hatte ich ihn nicht mehr gesehen und während dieser Zeit auch niemanden getroffen, der auf mich die gleiche Wirkung ausgeübt hätte, nunmehr traf ich ihn täglich.

„Gestern (12. Juli 1827) entschleierte er mir in einer vertrauten Plauderstunde und mit dem Zauber seines Verstandes seine ganze Seele; zwei gute Dinge also auf einen Schlag! Als dieser schöne Augenblick vorbei, dachte ich noch eine Weile darüber nach und obwohl ich mir sagen mußte, daß er mir wohlgetan habe, so empfand ich doch eine Art Kummer in meinem Innern. Die Ursache war folgende. Mein Herz verbarg seit langer Zeit große und kleine Kümmernisse, über die ich mit niemandem spreche, da mir ja doch kein Mensch helfen kann und ich sie nur um so mehr empfinde, je mehr ich von ihnen spreche. Dennoch hat meine Seele das Bedürfnis, sich mitzuteilen und verdorrt, wenn sie sich derart einspinnen soll. Meine Sorgen dem Busen eines

Freundes anzuvertrauen, der darunter nicht leiden muß, sondern nur Mitleid zeigt, scheint mir die größte Erleichterung zu sein, die man sich wünschen kann. Diesen Freund hatte ich gefunden, er sprach so zu mir, wie ich zu ihm hätte sprechen wollen, ich war ihm auch für den Augenblick das, was ich ihm zu sein wünschte, seine Freundin, — aber während er erzählt, denkt er schon nicht daran, daß ich auch Kummer haben könnte, er ist nur mit sich selbst beschäftigt und mein armes Herz ist selbst an der Seite dieses Freundes vereinsamt.

Ich hätte gar manche Dinge meinem Tagebuch anzuvertrauen oder vielmehr Erbärmlichkeiten auf meinem Lebensweg zu verzeichnen, ähnlich, wie man ein Kreuz aufstellt, um die Passanten auf gefährliche Stellen aufmerksam zu machen. Aber ich habe schon zu viel von mir gesprochen. Was bin ich denn im Leben in Anbetracht der Stellung, welche darin meine Freunde einnehmen? Die Angelegenheiten *Rasumoffskys* verschlimmern sich von Tag zu Tag. Eine Brandkatastrophe hatte einen großen Teil seiner Bauern in Baturin an den Bettelstab gebracht, Heuschreckenschwärme fraßen die Feldfrucht auf und der Verwalter starb drei Tage nach diesem Unglück. Dieses Übermaß von schlechten Nachrichten gibt keine Hoffnung, daß der Himmel den Prüfungen, die er über meinen armen Schwager verhängt hat, ein Ende machen will. Es ist recht hart, den Leidensbecher im Alter leeren zu müssen, wie soll man gegen dessen Widerwärtigkeiten ankämpfen, wenn man selbst aller Hoffnung beraubt ist?“

Ferronnays hatte mich den Sommer über mit seinen Aufmerksamkeiten und Beweisen aufrichtiger und zärtlicher Freundschaft verwöhnt; ich gab mich dem Zauber dieses eigenartigen Genusses, der mich nicht mehr



August Peter Graf de La Ferronnays (1777—1842).

Aus dem roten Album der Verfasserin (1827)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

beunruhigen konnte, hin, ich sagte mir, er werde mir ein lebenslänglicher Freund sein, ich würde ihn wohl wenig sehen, ihm aber oft schreiben, seine starke, feurige Seele werde die Stütze der meinen sein, die in den Stürmen des Lebens so oft den Mut sinken ließ. Da er alles dies selbst versprach, so war ich ruhig und glücklich. Doch plötzlich merkte ich, daß Nany *Esterházy*[1]) mit ihm kokettierte und ihn eine wahre Neigung erraten ließ, infolgedessen der Graf, trotz seiner 50 Jahre geschmeichelt und entzückt, sich verliebte und die Freundschaft zu mir vergaß. Hatte ich das verdient? Übrigens konnten weder er, noch sonst jemand ahnen, wie es in meinem Innern aussah. Wir verkehrten auf demselben vertrauten Fuße, wie früher. Mein Herz allein kannte die Schattierungen, die Nuancen, die ihn von mir trennten. Man wird vielleicht fragen, was ich mit diesen Schattierungen sagen will? Nun gut, ich sehe ja, daß sie nichts bedeuten und dennoch bedeuten sie das, was den Himmel von der Erde *trennt*!

Am 2. September reiste de La Ferronnays ab, wir verließen uns, ohne einander nachzutrauern. Mein Verstand hätte ihm wohl noch begegnen mögen, mein Herz war ihm jedoch seit langem verloren. Damals, als er mir von Petersburg einen so zärtlichen Brief geschrieben, schmeichelte ich mir, in ihm einen wahren Freund zu finden, da ich in seinem Verstand, Charakter, Alter und in seiner Stellung alles vereint sah, um eine jener ruhigen, aber dauernden Freundschaften zu schließen, wie sie in Frankreich bekannt sind und die mit Liebe nichts zu tun haben, ihr aber durch ihre Anmut und ihren Zauber gleichen. Ich träumte davon, daß die Zeit mir nichts rauben könnte, was ich vermissen würde.

1) s. Bd. I. 368 (Stammtafel).

Ich war aber erwacht! Nicht mir war dieses Gut bestimmt, ebensowenig, wie das Glück, welches die Liebe verleiht und das mir ein grausames Geschick unbarmherzigerweise verschlossen hatte. Indem ich die Zeit an meinem Geiste vorüberziehen ließ, seitdem meine Seele mündig geworden, fragte ich mich: „Warum wurde sie so vertrauend, so feurig, so unendlich hingebend und beständig erschaffen? Sollte sie zu jenen unnützen Dingen gehören, welche die Schöpfung erfüllen, wie die Vögel, welche in menschenleeren Gegenden singen oder die Blumen, die in den Feldern verwelken, ohne irgend jemandem Freude bereitet zu haben? Ach ja, vielleicht wird dies ihre Bestimmung werden?"

Ich will hier einige merkwürdige Anekdoten des Grafen de *La Ferronnays* wiedergeben, die er mir erzählte. Sie handeln über Kaiser *Nikolaus*, über ihn selbst und über andere Personen. Gerne hätte ich sie mir Wort für Wort gemerkt, denn niemand besaß so, wie der Graf die Gabe der Erzählung.

Während der Zeit, da er in Petersburg Gesandter war, sogar noch vor der Thronbesteigung *Nikolaus*, bewies dieser Großfürst dem Grafen gegenüber stets ganz besondere Achtung und Vertrauen. Sicherlich waren die edlen Umgangsformen und die etwas militärische Offenheit de La Ferronnays um so mehr nach dem Geschmacke des Prinzen, als sie in seiner Umgebung nahezu fehlten. Von Schmeichlern nicht verwöhnt, denn er stand ja nicht in der Gunst des Kaisers *Alexander*, sah Nikolaus in den Höflingen nichts anderes als elende Speichellecker des Herrschers, er mißtraute ihren mißgünstigen Bemerkungen, fürchtete ihre Treulosigkeit und hatte beizeiten dieses den Fürsten so ver-

derbliche Gezücht verachten gelernt. Die selbstlose Liebe eines unabhängigen Mannes, wie es der französische Gesandte war, mußte dem Großfürsten also um so mehr gefallen, als politische Interessen beim Grafen nicht mitspielen konnten, denn Alexander zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er seinen Bruder in die Staatsgeschäfte nicht einweihen wolle. Aus dieser Vorliebe des Großfürsten für Graf de *La Ferronnays* erwuchs eine wahrhafte und fast überspannte Zuneigung, sobald jener Kaiser geworden. Den ersten und vielleicht rührendsten Beweis gab er ihm am Tage seiner Thronbesteigung. An diesem denkwürdigen 12. Dezember 1825 verließ der Graf den Kaiser keinen Augenblick, er bemerkte an ihm jene Sicherheit, jene edle und ruhige Geistesgegenwart, die einen großen Herrscher zu versprechen schienen. Er sah, wie er beim Verlassen seines Palastes einem Detachement Soldaten begegnete, die den Eid verweigert hatten, wie er mit stolzer Miene vor sie hintrat und ihnen mit Donnerstimme zurief: „Gehet auf den Senatsplatz (den Versammlungsort der Aufrührer), dort werdet ihr mich finden!“ Diese Worte, die energische Haltung des Kaisers, seine schönen Züge, die der Unwille belebte, diese Stirne, worauf die Worte „Herr der Welt“ zu thronen schienen, dies alles erfüllte die abtrünnige Schar mit Achtung und Begeisterung. Ein allgemeines Hurra und ein „Hoch Kaiser Nikolaus“ erdröhnten und pflanzten sich durch die Reihen der Soldaten fort, die den Kaiser baten, er möge sie selbst gegen ihre aufrührerischen Kameraden führen. Den weiteren Verlauf dieses denkwürdigen Tages kennt man, die Kaiserin-Mutter sagte selbst: „Ein *eiserner* Nikolaus ging er heute morgen fort, ein *stählerner* kam er zurück.“

Als die fremden Botschafter und Gesandten abends im Winterpalast ihre Glückwünsche zu der erfolgreichen Bewältigung des Aufstandes aussprachen, zeigte der Kaiser keinerlei Erregung oder Besorgnis. Als er aber darauf den Grafen de *La Ferronnays* in sein Privatgemach eintreten ließ, warf er sich, sobald sie allein waren, unter Tränen in seine Arme. Aus dem Helden, der vor keiner Gefahr erblich, war ein schwacher, empfindsamer Mensch geworden, der in der Erhabenheit seiner nunmehrigen Stellung nur die Zerstörung seines Glückes erkannte. In dieser vertrauten Stunde ließ sich der Kaiser ganz offen über seine Lage aus. Dieser schreckliche Tag, sagte er, habe ihn die Schwere der Kaiserkrone empfinden gelernt, er habe die Erfahrung gemacht, daß ein russischer Herrscher niemals auf sein Volk oder seine Armee rechnen könne; seine Thronbesteigung sei nichts anderes, als eine Katastrophe, die eine Intrige herbeiführte, sie erscheine Europa nur als der Sieg einer Partei. „Ich selbst," fügte er bei, „ohne Erfahrung, ohne Kenntnis der inneren Verwaltung oder der äußeren Politik, ich, der ich die Liebe meines Volkes noch nicht erringen konnte und die der Armee bereits verloren habe, der ich gezwungen war, an dem Tage selbst, da ich das Zepter ergriff, das Blut der Soldaten zu vergießen, bin ohne Ratgeber, ohne Freunde und von mittelmäßigen, böswilligen und untauglichen Leuten umgeben! Wie vermag ich die ungeheure Bürde, die mir der Himmel auferlegt hat, vorurteilslos zu betrachten? Wie soll ich einer drohenden Zukunft ruhig ins Auge sehen und nicht mutlos zusammenbrechen, da ich ihr nur meine Seelenstärke und die Reinheit meiner Absichten entgegenstellen kann?"

In dieser denkwürdigen Stunde, in welcher der junge

Autokrat dem Grafen de *La Ferronnays* sein Innerstes enthüllte, erkannte dieser voll Bewunderung die seelische Größe, den klaren Verstand, die Energie des Charakters und das empfindsame Herz des Kaisers[1]). Voll Rührung sah er ihn mutig den Weg betreten, zu dem ihn das Schicksal berufen, obwohl er die Größe seiner Aufgabe und die Unzulänglichkeit der zu Gebote stehenden Mittel kannte. „Selbst wenn ich der glücklichste aller Menschen würde," sagte der Kaiser, „wenn alle meine Unternehmungen mir gelängen, wenn ich ein hohes Alter erreichte, so könnte ich mir doch kaum schmeicheln, eine Aufgabe *begonnen* zu haben, die meine Nachfolger erst vollenden müssen." Durch so viel Vertrauen ermutigt, wagte es de La Ferronnays, ihn über die Gründe zu befragen, die ihn veranlaßt hätten, dem Großfürsten *Konstantin* den Eid zu leisten, obwohl er von den Familienbestimmungen volle Kenntnis gehabt hätte, die ihm die Krone zuerkannten. „Ich habe," antwortete Nikolaus, „die Änderungen, welche der Kaiser *Alexander* an den Sukzessionsbestimmungen meines Vaters vornahm, nie gebilligt, Bestimmungen, die allein geeignet waren, dem russischen Throne die gleiche Stabilität zu geben, wie sie die anderen Reiche Europas besitzen. Besonders hätte ich gewünscht, daß Kaiser *Alexander* diese wichtige Akte öffentlich und in feierlicher Weise verlesen hätte, um Europa von meinem Rechte auf die Krone zu überzeugen. Ich fand aber kein Gehör. Da mir das Alter und die Gesundheit des Kaisers die Durchführung dieser Veränderung noch in weite Ferne hinausschoben, so hoffte ich, da ihm wie

1) Die letztere Eigenschaft kann ein Herrscher gerade in unserem an Treulosigkeit, Undank und Verderbtheit so reichen Jahrhundert beinahe unmöglich bewahren. (Notiz d. Verf.)

auch Konstantin diese Maßnahme von der *Kaiserin-Mutter* angeraten worden waren, daß er vielleicht noch einige Änderungen daran vornehmen würde." Das traurige Ende *Alexanders* öffnete Nikolaus betreffs dieses Irrtumes die Augen und ließ ihn die Zweideutigkeit seiner Stellung Europa gegenüber klar erkennen. Warum sollte übrigens Konstantin nicht in dem Augenblicke, als sein Bruder die Zügel der Regierung ergriff, bedauern, daß er sie sich durch Rücksichten hatte entschlüpfen lassen[1]), die für ihn keine mehr sein konnten, sobald die Herrschaft wieder an ihn gelangte? Die Besorgnis also, als ein Thronräuber zu gelten, brachte Nikolaus freiwillig zu dem Entschlusse, selbst seinem Bruder den Eid der Treue zu schwören und ihn auch die Armee schwören zu lassen, da er die Krone nur aus den Händen desjenigen entgegennehmen wollte, dem sie der Geburt nach gebührte. Dieser Vorgang, den Konstantin verkannte, war besonders deshalb ein Fehler, weil er doch nicht ehrlich gemeint war. Warum ließ *Nikolaus* nicht den Familienvertrag augenblicklich aufheben und erklären, daß er ihn ohne eine neuerliche Zustimmung des Großfürsten Konstantin nicht anerkennen werde?

Seit dem Tage, da der Kaiser dem Grafen einen derartigen Einblick in sein Herz gestattet hatte, bewies er ihm immer wieder ein besonderes Vertrauen, aber nur unter vier Augen; in der Öffentlichkeit wagte er es nicht mehr, ihn vor den anderen Gesandten auszuzeichnen. Im vertrauten Gespräche beklagte er sich aber oft über die Unbrauchbarkeit der Leute, die er

1) *Konstantin* hatte am 24. Mai 1820 ein polnisches Fräulein, die Gräfin Johanna Antonowna *Grudzynska* (1799—1831) geheiratet, die später vom Kaiser zur Fürstin v. *Lowicz* erhoben wurde. 1822 verzichtete er in einer geheimen Akte auf die Thronfolge. Er verharrte auch 1825 bei diesem Entschlusse.

mangels besserer verwenden mußte. Obwohl er überall nach hellen Köpfen Ausschau hielt, fand er doch nur Schmeichler und gehorsame Sklaven. Im Vertrauen auf den loyalen Charakter des Gesandten zog er ihn bei wichtigen Staatsangelegenheiten gerne zu Rate und bezeugte ihm eine ebenso schmeichelhafte Achtung und Freundschaft, wie sie für de La Ferronnays peinlich waren. *Konstantin* verweigerte es, da er den Edelmut seines Bruders nur für Falschheit und Selbstverherrlichung hielt, sich nach den Dezemberereignissen nach Petersburg und zur Krönung nach Moskau zu begeben. Für die öffentliche Meinung war aber gerade seine Anwesenheit von großer Bedeutung. Als er trotz seines Widerwillens erschien, war die Freude und das Erstaunen allgemein. Graf de *La Ferronnays*, den der Großfürst seit langem kannte, verfehlte es nicht, sofort nach seiner Ankunft zu ihm zu eilen und ihm zu der allgemeinen Begeisterung zu gratulieren, die sein Entschluß, der den Glanz des morgigen Festes erhöhen mußte, hervorgebracht hatte. „Ja," sagte Konstantin mit einem ironischen Tone, in den sich etwas Bitterkeit mischte, „ich werde ein Prunkstück mehr am Wagen des Triumphators sein." — „Kaiserliche Hoheit", erwiderte der Graf, „morgen wird man kein anderes sehen, als *Sie*." Diese Worte gaben dem Großfürsten seine Heiterkeit zurück und anderen Tages wie auch später sah man Konstantin immer mit dem Kaiser, nichts war fürder mit dem edlen Benehmen des Großfürsten gegen seinen erhabenen Bruder vergleichbar, als vielleicht die Haltung des letzteren gegen Konstantin, womit er ihm seine Liebe mit Dankbarkeit vergalt.

Die Zeitgenossen und die Nachwelt werden dem Verhalten der beiden Brüder Bewunderung zollen. Ihr

edler Wetteifer steht in der Geschichte ohnegleichen da. Ein Umstand aber, der von wenigen, außer *gewissen* Russen gekannt ist, trübte die Glorie des Großfürsten, die sein selbstloser Verzicht auf die Krone ihm in den Augen der Mitwelt gegeben. Zum Nachteil der menschlichen Sittengeschichte verdankte eben Konstantin sein Heldentum allem Anscheine nach einem Fehler, der das gerade Gegenteil davon war, er war feigherzig. Der unnatürliche Tod seines Vaters, seines Großvaters und anderer russischer Herrscher hatten ihm die Gefahren dieses vom Blut schlüpfrig gewordenen Thrones gezeigt, so daß er in seiner Krönung nichts als einen sicheren Sturz voraussah. Außerdem wußte er, daß ihn weder das Volk und noch weniger die Armee, die seinen Mangel an Mut kannte und ihn deshalb verachtete, liebte. *Ypsilanty* hatte den Großfürsten zu Beginn des Krieges 1813 im Felde gesehen und uns interessante Details von ihm erzählt. Von Beginn des Feldzuges an verhehlte sich *Konstantin* nicht, daß es unmöglich sein werde, Bonaparte zu besiegen, die größte Mutlosigkeit äußerte sich in seinen Reden. Ypsilanti hörte selbst, wie er bei Tisch in Gegenwart vieler Generäle und Offiziere sich in Wendungen erging, die eines Prinzen und Soldaten ganz unwürdig waren. Er hinderte dadurch sogar die Operationen des Obergenerals, da er immer sein Korps vor jedem gefährlichen Unternehmen bewahrt wissen wollte und sich endlich sogar weigerte, die Truppen, die er kommandierte, marschieren zu lassen. Wegen dieser Subordinationsverletzung mußte sich der kommandierende General beschweren, Konstantin verschanzte sich hinter seinen Unwillen darüber und benützte die Gelegenheit, um auf seinen Besitzungen bis zum Einzuge der Allierten in Paris zu schmollen.

Es ist eigentümlich, wie uns gewisse Fehler empören, wenn wir sie bei Prinzen antreffen. Obgleich gewöhnt, sie mit Fehlern aller Art behaftet zu sehen, lösen doch gerade diejenigen, welche sie erniedrigen, eine ganz besondere Verachtung in uns aus. Da wir vor ihnen das Haupt beugen müssen, bedeutet ihre Schande für uns eine Demütigung und ihre Herabwürdigung macht uns erröten.

Ein Beispiel hierfür bietet das geringe Interesse, welches *Gustav IV.*[1]) trotz seines Unglückes erregte. Graf de *La Ferronnays* hatte ihn früher in England gut gekannt und erzählte mir oft von ihm. Die Art, wie er sein Herkommen selbst entehrte, indem er erklärte, er zweifle, der Sohn des Königs zu sein, die Feigheit, mit der er den Thron verließ, das untergeordnete Leben, welches er seither führte, nahmen ihm in den Augen seiner Zeitgenossen jenes achtungsgebietende Mitleid, das man wirklich Unglücklichen zollt. Trotz seiner Herabwürdigung entbehrte Gustav nicht einer gewissen Erhabenheit des Charakters, doch hemmte er diesen Anlauf zur Größe durch eine seines Namens unwürdige Prahlerei. In seinen Gesprächen und Handlungen zeigte sich ebenfalls etwas Lächerlich-Wichtiges, was abstieß.

Eines Tages hatte ihm de *La Ferronnays* irgendeinen wichtigen Dienst geleistet, der König dankte ihm in überschwänglichster Weise, nahm dann aber unvermutet eine theatralische Pose ein und sagte ihm: „Ich besitze nichts auf dieser Welt, ich kann Sie nicht belohnen, aber ich kann Ihnen das einzige geben, was

1) Der unter dem Namen Oberst *Gustavsson* lebende, 1809 des schwedischen Thrones verlustig erklärte König *Gustav IV. Adolf* (1778—1837).

noch mir gehört, den einzigen Freund, der mich noch nicht verlassen hat. Es ist ein wahrhaft königliches Geschenk.“ Mit diesen Worten schnallte er seinen Degen ab und bot ihn dem Grafen dar. Durch diese Worte zu Tränen gerührt, näherte sich de La Ferronnays, um diese Gabe in Empfang zu nehmen und dem König zu schwören, daß er den Degen immer mit Achtung und Dankbarkeit tragen wolle. In demselben Augenblick aber zog Gustav Adolf den Degen zurück und rief mit zornrotem Gesichte: „Verwegener, Sie wollen mir den Degen nehmen, Sie wollen mich entwaffnen, einen König berauben?“ Über diese Sinnesänderung erschreckt, erging sich der Graf in Versicherungen, die Worte Seiner Majestät seien allein daran schuld, wenn er einen faux pas gemacht habe, er habe geglaubt, den Degen annehmen zu dürfen, den ihm Seine Majestät angetragen. „Natürlich,“ erwiderte der König, „habe ich Ihnen den Degen gegeben, warum nehmen Sie ihn nicht an? Ist er Ihrer vielleicht unwürdig, weil Sie ihn verschmähen?“ Diese eigenartige Szene wiederholte sich vier- oder fünfmal, bis endlich Gustav seinen Flamberg umschnallte und der Graf sich unter Achselzucken über die Extravaganz des armen Königs davonmachte.

Der König war mit allen entzweit, die ihm noch ihre Anhänglichkeit bewahrt hatten, sein Mißtrauen und sein Hochmut machten ihm auch seine ältesten Diener abtrünnig. Als er sich eines Tages in Twikenham bei *Ludwig XVIII.*, dessen Geburtsfest gefeiert wurde, befand, blickte er düsteren Auges auf die Menge Franzosen, die herbeigeeilt waren, um ihren Herrscher zu beglückwünschen. „Sehen Sie,“ sagte Gustav zu Ferronnays, der bei ihm war, „diesen König, den sein Volk

davongejagt hat, wie er von seinen Untertanen umringt ist und ich, der ich nicht gehaßt wurde und freiwillig dem Throne entsagte, ich habe keinen Freund mehr, ich bin *allein*!" Diese Betrachtung war allerdings traurig, aber ein König, der sich selbst entwürdigt, kann auf Achtung keinen Anspruch machen. De La Ferronnays suchte, solange er in England weilte, dem verlassenen Könige allerlei Aufmerksamkeiten zu erweisen, da er die Lage Gustavs peinlich empfand. Dieser beehrte ihn denn auch mit einer Art Vertrauen, das er jedem anderen verweigerte. Eines Tages hätte der Graf aber diese Bevorzugung infolge einer kindischen Ursache beinahe wieder eingebüßt. Der König hatte ihn mit einer Aufgabe betraut, auf die er Wert legte. Nachdem der Graf diese glücklich beendet, kehrte er von London nach Twikenham zurück, um seinen Rapport zu machen. Während er noch sprach, sah ihn Gustav plötzlich voll Entrüstung an. „Auch Sie," rief er verachtungsvoll aus, „auch Sie sind es müde, der Freund eines unglücklichen Königs zu sein; ebenso erbittert, wie die anderen, mich zu verfolgen, suchen Sie mich unter der Maske eines Heuchlers auf die allerempfindlichste Art zu quälen, — mit einem Worte, Sie trachten mir nach dem *Leben*!" Man kann sich das Entsetzen des guten Grafen bei dieser plötzlichen Anklage vorstellen. Vergebens suchte er den Verstand des Königs, den er für zerrüttet hielt, auf die richtige Bahn zu leiten, seine Rechtfertigung wurde nicht einmal angehört, Gustavs Zorn wurde immer ärger. Endlich, mitten unter den unglaublichsten Beschimpfungen, erfuhr der Graf die Schuld, deren er angeklagt war. „Wissen Sie denn nicht," donnerte der König, „daß Ihre Schuhe knarren. Sie hörten es vielleicht gar nicht oder stellten sich wenigstens so,

als ob Sie das nicht wüßten, was mir das Entsetzlichste auf Erden ist.“ Es bedurfte geraumer Zeit und Worte, um Gustav zu überzeugen, daß der Graf, der seine Antipathie gegen knarrende Schuhe gar nicht kannte, den König nicht ermorden wollte.

Nachdem mir de *La Ferronnays* ein anderes Mal anvertraut hatte, daß eine seiner Schwestern aus leidenschaftlicher Liebe zu ihm den Schleier genommen und daß er erst gelegentlich ihrer hoffnungslosen Erkrankung durch ihre Briefe zur Kenntnis ihres Geheimnisses gekommen sei, erzählte er mir eine andere Geschichte, die ich ihm um so mehr glaubte, als sie ganz in seinem Genre gelegen war.

Es war im Jahre 1802, als de *La Ferronnays* in diplomatischen Angelegenheiten nach Rußland reisen sollte und Breslau passierte. Seiner Aussage nach sprach er damals geläufig Deutsch und gab sich für einen Livländer aus. Als der Graf in seiner Herberge das Frühstück einnahm, wurde er mit einem ziemlich bejahrten, gut gekleideten und äußerst höflichen Herrn bekannt, der ihn mit großer Aufmerksamkeit beobachtet hatte. Im Laufe des Gespräches sprach ihn der Unbekannte französisch an, doch de La Ferronnays lüftete sein Incognito keineswegs, sondern antwortete, er verstehe diese Sprache nicht. Der Herr schien darüber erfreut und wurde immer heiterer und herzlicher. Als das Frühstück beendet, wollte der Graf in seinen Wagen steigen und fortfahren, doch sein neuer Freund machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Kalesche bequemer und leichter sei und lud ihn ein, mit ihm bis zu seinem Schlosse, das an der Route gelegen sei, zu fahren. Der Graf nahm gerne an und nun saßen sie Seite an Seite und sprachen über Theater, Vergnügungen und Frauen.

„Sie lieben sie wohl ohne Zweifel?“ fragte der heitere Unbekannte. „Wer sollte sie nicht lieben,“ rief de La Ferronnays aus, „übrigens bin ich verheiratet.“ — „So jung und schon verheiratet?“ meinte der andere voll Freude. — „Gewiß, ich habe sogar schon ein Kind.“ — „Sie haben ein *Kind*. O, gestatten Sie, daß ich Sie dazu beglückwünsche“, äußerte sich der neue Freund voller Entzücken und umarmte den erstaunten Grafen stürmisch. Von diesem Augenblicke an schien die Vorliebe des sonderbaren Herrn ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben, er bat den jungen Diplomaten, wenigstens bis zum nächsten Tag sein Gast zu sein, er rühmte ihm die Vorzüge seines Schlosses, des Parkes, die Annehmlichkeiten des dortigen Lebens, die Liebenswürdigkeit seiner Frau, kurz er versprach im voraus, daß der Graf mindestens 24 Stunden in angenehmster Weise verbringen, ja vielleicht noch einige Tage zugeben werde. Wie hätte mein Freund solchen Verlockungen widerstehen können, er nahm an und bald betraten sie den Hof eines herrlich gelegenen, schön gebauten Schlosses. Eine reizende, wenn auch etwas traurige Dame empfing sie. Ihr Gatte, der sich dem Grafen endlich als Kreishauptmann der Provinz[1]) vorgestellt hatte, erklärte ihr in bester Laune, er bringe ihr einen

1) Die Andeutungen, welche die Verfasserin bez. dieses „Capitaine de cercle de la province“ (wie sie seine Stellung bezeichnet) gibt, sind zu dürftig, um eine bestimmte Person ins Auge fassen zu können. Auf der Route von Breslau nach Rußland kämen nur die Kreise Oels und Ramslau in Betracht, doch wurden den dortigen damaligen Landräten Wilhelm Leopold von *Hautcharmoix* auf Allerheiligen, resp. Ernst Wilhelm Christian von *Heydebrand* auf Nieder-Wilkau und Rassadel (1745—1819), dessen Gemahlin Sylvia Karoline Eleon. geb. von *Münsterberg* (1755—1819) war, um 1802 keine Töchter geboren. Der Titel „Capitaine de cercle“ dürfte der Bezeichnung „Landrat“ in Pr.-Schlesien am nächsten kommen.

sehr liebenswürdigen Reisegefährten, den er kennen gelernt und der seine Weiterfahrt aufgeschoben habe, um hier einige Stunden zu verbringen. Bald darauf saß man bei einem ausgezeichneten Diner, der Gastgeber hatte recht gehabt, seinen Keller und die Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin zu loben. De La Ferronnays fand beide entzückend. Nach dem Mahle wurden dem jungen Manne Zeitungen gereicht, während sein origineller Freund seine Frau in eine Fensternische nahm und mit ihr ein Gespräch in französischer Sprache begann, von dem de La Ferronnays natürlich keine Silbe verlor. Nach den ersten Worten frug die erschrockene Gattin ihren Mann, ob er doch ganz sicher sei, daß der Fremde die französische Sprache nicht verstehe. „Aber kein Wort," entgegnete jener und setzte dann dazu: „Du kennst, mein Schatz, die ärgerlichen Gerüchte, die über mich verbreitet sind, ich möchte sie gar zu gerne zum Schweigen bringen; außerdem weißt du ja, daß unser Vermögen davon abhängt, daß du ein Kind bekommst. Bleibst du ohne Nachkommenschaft, so müssen wir auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten. Selbstverständlich schätze und würdige ich deine Tugend nach ihrem Werte, aber welche Bedenken kannst du noch haben, wenn *ich* es bin, der dich anfleht, mir ein Vermögen zu retten, das ich nicht selbst erhalten kann und damit gleichzeitig den Reden ein Ziel zu setzen, die mir so unangenehm sind. Die heutige Gelegenheit ist einzig, der Fremde ist niemandem bekannt, man wird kaum ahnen, daß er uns besuchte und niemals werden wir ihn wiedersehen." — Trotz aller dieser schlagenden Argumente schien die junge Frau nicht überzeugt zu sein, sie weinte viel, sagte aber auch nicht nein. In der Mei-

nung, daß die Beredsamkeit seines Vertreters mehr Erfolg haben könnte, entfernte sich der Gatte und ließ seine Frau mit dem Grafen allein. Dieser war keineswegs der Mann, eine so günstige Gelegenheit zu versäumen, er näherte sich der Dame, sagte ihr allerhand Schmeichelhaftes, machte galante Anträge und suchte auf jede Weise seiner Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft Ausdruck zu geben. Aber trotz der Belehrung, die sie von ihrem Gemahle empfangen hatte, wollte sich die junge Frau, über de La Ferronays allzu stürmische Zudringlichkeit empört, schon unter Tränen entfernen, als der Graf ihr zu Füßen fiel und ihr in französischer Sprache mit der größten Zartheit und Bewunderung gestand, daß er die Unterredung mit ihrem Manne verstanden habe. Ohne diese überraschende Entdeckung würde er sich nie so weit vergessen haben, gegen sein Gefühl der aufrichtigen Dankbarkeit einer Dame gegenüber, die er achte, den kleinsten Verstoß zu begehen. Er schwor ihr, so schrecklich es auch für ihn sei, auf die kaum erblühte Hoffnung zu verzichten und ihr niemals wieder den geringsten Anlaß zu geben, an seinem Zartgefühl zu zweifeln. Nur bitte er sie, ihm zu vergeben und sich nicht zu entfernen. Und sie blieb — und der Graf war so zärtlich, so leidenschaftlich und verführerisch, sein Opfer schien ihm in ihren Augen so viel zu kosten, daß es der jungen Frau von Stunde zu Stunde weniger schwierig erschien, ihrem Manne zu gehorchen . . . .

Mit einem Worte, der Kreishauptmann wies am anderen Morgen eine noch bessere Laune auf, wie am Vortage und wandte alle seine Beredsamkeit, die jetzt mehr denn je begründet war, an, um seinen Gast zu bewegen, noch 24 Stunden zu verweilen. Ein Blick der

schönen Frau war entscheidend und nach diesem zweiten reizenden Tage reiste der Graf, von tiefster Dankbarkeit gegen seine Gastgeber erfüllt, ab. Als er den Wagen bestieg und sich von dem Kreishauptmann mit herzlichen Worten verabschiedete, konnte er es sich nicht versagen, ihn in französischer Sprache zu versichern, er hoffe, seine Wünsche ganz erfüllt zu haben.

25 Jahre später (es war im Juni 1827) fuhr de *La Ferronnays* wieder durch Breslau und da er seine galanten Abenteuer nie vergaß, so erkundigte er sich nach dem Schicksal des Kreishauptmanns und seiner Gattin und erfuhr, daß der Gemahl seit langem tot sei, seine Frau aber mit ihrer Tochter, die das ganze Vermögen ihres Vaters geerbt hatte, in Breslau lebe. Der Graf ließ sich sofort zu ihrer Wohnung führen und wurde unter seinem Namen als französischer Gesandter in Petersburg angemeldet. Die nahezu 50jährige Hausfrau, welche noch Reste einer früheren Schönheit aufwies, empfing ihn höflich, wenn auch etwas erstaunt und fragte ihn, woher sie die Ehre habe, von ihm gekannt zu sein. Sie waren allein, der Graf betrachtete sie eine Weile, dann sagte er endlich lebhaft: „Wie, haben die 25 Jahre mich ganz aus Ihrem Gedächtnisse verdrängt; sie erkennen mich wirklich nicht mehr?“ — Sie sah ihn aufmerksam an, dann stieß sie einen Schrei aus, verbarg einen Moment, wie beschämt, ihr Antlitz und fiel dem Grafen unter Tränen um den Hals. Nachdem sich die erste Rührung gelegt hatte, verließ sie das Zimmer und kam mit einem jungen, schönen Mädchen an der Hand zurück. „Hier ist sie,“ sagte sie einfach und de La Ferronnays bat um die Erlaubnis, auch dieses reizende Fräulein umarmen zu dürfen, das ihm wie ein Tropfen dem anderen glich.

Dieses ziemlich pikante Abenteuer war nicht das einzige, wenn auch das interessanteste unter den vielen, worin der Graf die Hauptrolle spielte. Wenige Männer hatten solche Erfolge bei den Frauen aufzuweisen, wie er; ich kannte mehrere, denen er gefallen und ich hörte von anderen Eroberungen, von denen de La Ferronnays mit mir nicht gesprochen hatte. Gleich Jean Jacques verdankte er seine erste Erziehung einer Frau; sie war Stiftsdame in einem deutschen Stift. Der Schüler kam, 16 Jahre alt, dorthin in Garnison, die neue Frau *von Warens*[1]) hatte 30. Die Geschichte war die nämliche, er konnte kaum schreiben und lesen, war aber sehr verliebt, sie fing seine Erziehung von neuem an, flößte ihm Neigung für die Lektüre und besonders für einen guten Briefstil ein, den sie ihm durch die täglichen Morgenbilletts beibrachte und belohnte ihn für seinen Fleiß auf ähnliche Weise, wie Rousseau. Ein kleiner „Gelehrter", der seinem Ursprunge alle Ehre macht, war die Frucht dieser Lehrstunden: er wurde Pfarrer.

Das Verhältnis mit Lady *Acton*[2]) war das dauerhafteste, das der Graf zu verzeichnen hatte. Es entsproßte daraus ein Andenken, das nun in einer Pariser Schule ist und die Ursache bildet, warum de La Ferronnays die letzten zehn Jahre selbstquälerischer Liebe nicht mit demselben Mantel der Vergessenheit zudeckte, wie seine anderen Liebschaften. Der Graf beschäftigte sich mit diesem Kind, das seine Mutter, obwohl sie zu den Erziehungskosten beiträgt, etwas vernachlässigte. Die

1) Louise von *Warens* (1699—1759), die berühmte Freundin J. J. Rousseau's, seine „Mama" und nach den „Bekenntnissen" auch seine Geliebte.

2) Siehe Actonsche Stammtafel.

Gräfin de *La Ferronnays* kannte seine Herkunft und da sie das Muster einer edelmütigen und zartfühlenden Frau war, so wollte sie den Kleinen mit ihren Kindern erziehen, aber Lady *Acton* war damit nicht einverstanden. Sie opferte dadurch das Wohl ihres Sohnes ganz grundlos auf. Ich hörte die Lady über de La Ferronnays sprechen und umgekehrt den Grafen über sie; man wäre versucht, wenn man sie einzeln hört, demjenigen recht zu geben, der sich über den anderen beklagte. Richtig wäre es wohl, beide zu verurteilen, denn nichts war inkonsequenter und närrischer, als ihr Benehmen. Auf der einen Seite Leidenschaft und Heftigkeit, auf der anderen Leidenschaft und reine Unvernunft, auf beiden Seiten Eifersucht und Koketterie, Elemente mehr als genug, um allerhand Torheiten zu zeitigen. Nach den wechselseitigen Erzählungen glaube ich aber, daß bei de La Ferronnays mehr die Liebe mitspielte, wenigstens beging er die auffälligsten Verrücktheiten. Eines Tages suchte er sich in einem Augenblick der Verzweiflung zu vergiften, glücklicherweise trat Lady Acton gerade in das Zimmer, als er die Phiole zu leeren begann: sie entriß sie ihm und sie zerbrach in ihren Händen. Sie trug Brandwunden davon, denn es war Vitriol darin und er hatte eine Krankheit zu überstehen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Er behauptete immer, daß die Magenkrämpfe, an denen er seither oftmals litt, die Folge dieses Selbstmordversuches seien.

Ein anderes Mal wollte er, um sich zu rächen, seine Geliebte aus dem Fenster werfen, während er bei einer anderen Gelegenheit, durch ihre ungerechten Vorwürfe zum Äußersten getrieben, ihr erklärte, er werde seinen Qualen und seinem Leben sofort ein Ende machen, wenn sie fortfahre, ihn zu peinigen. Infolge ihres spöt-

tischen Lächelns verlor er den Kopf, spornte sein Pferd und sprang mit ihm in einen Abgrund, wo sich das Tier das Genick brach, sein toller Reiter aber halbtot aufgefunden wurde. Es ist seltsam, von zwei Personen derartige Dinge zu hören, die sich nicht mehr schreiben und sich eines um das andere nicht im mindesten mehr kümmern. So sind aber die Männer und die Frauen!

Auf de La Ferronnays [1]), der später seine Torheiten und seine Untreue, einer engelsgleichen Gattin gegenüber, tief bereute, werde ich noch zu sprechen kommen.

1) Costa de Beauregard hat 1900 bei Plon, Paris, die „Souvenirs du Cte. Auguste de *La Ferronnays* (1777—1814)" herausgegeben, die mit den Aufzeichnungen der Gräfin Thürheim in vielen Punkten übereinstimmen und sie ergänzen. So findet sich die Anekdote mit den knarrenden Schuhen S. 304, die mit dem Degen Gustav IV. S. 306. Die pikante Begebenheit in Breslau, die aus begreiflichen Gründen in den „Souvenirs" nicht vorkommt, dürfte sich im Juni 1805 zugetragen haben, wo F. im Auftrage des Prinzen Condé nach Warschau reiste und in Breslau in einem elenden Fuhrwerk, worin er noch die Frau und Tochter eines Rzeszówer Zimmermanns und einen schmutzigen Krakauer Mönch aufgenommen hatte, eintraf. Fs. Gattin war damals gerade mit einem Sohne Karl niedergekommen. — Dann entnehmen wir diesen Memoiren, daß August Peter Ludwig de La F. am 4. Dezember 1777 in S. Maló als Sohn des Grafen Eugen (gest. 1802) und eines Frl. de *Bellevue* aus S. Domingo geboren wurde und bis 1814 Adjutant des Prinzen v. Condé war. Er heiratete zu Klagenfurt am 23. Februar 1802 Albertine Marie Charl. Gräfin *Montsoreau* (geb. Marly-la Ville 1782), die die Briefe ihres Gatten sorgsam aufbewahrte und so die Herausgabe der „Souveniers" ermöglichte. — Interessant ist es, daß der lange Liebesroman der jungen Leute auch nach Linz hineinspielt, wo der Prinz v. Condé im Winter 1799 Hof hielt und der Stadt einen großen Ball gab. Die Stadt revanchierte sich mit einem Fest, das von 9 Uhr abends bis 9 Uhr vormittags dauerte. F. wohnte damals vis-à-vis dem Hause seiner Angebeteten und hatte sich am Fenster eine Spiegelvorrichtung angebracht, um seine Geliebte unbemerkt sehen zu können.

XXXVI. YPSILANTI, SEINE GEFANGENSCHAFT UND SEIN TOD

Als wir Ende August 1827 nach Teplitz kamen, fuhren wir nach Theresienstadt, wo Ypsilanti seit drei Jahren gefangen gehalten wurde. Der General *Chiesa*, sein Kerkermeister und Kommandant der Festung, ein gutherziger und menschlich denkender Mann, hatte von unserer Ankunft Kenntnis. Er empfing uns in unserer Herberge und führte uns sogleich in seine Wohnung, wohin er den Fürsten, der kaum noch von einer langen und gefährlichen Krankheit genesen war, hatte bringen lassen. Als wir uns dem Hause näherten, stand Ypsilanti am Fenster; er war mager, blaß wie der Tod und hob die Augen und seinen einen Arm — den anderen hatte er bei Kulm verloren — gegen Himmel. Er war kaum mehr zu erkennen — außer von seinen Freunden. Im Augenblicke waren wir aus dem Wagen, eilten hinauf und warfen uns an seinen Hals; er war uns nicht einmal einige Schritte entgegen gegangen. Konstantine und ich zerflossen in Tränen, er schien wie versteinert. Wir waren nicht vorbereitet, ihn so zu finden, sein Anblick zerriß uns das Herz. Wir hatten ihn jung, schön, glücklich und in einer glänzenden Stellung verlassen und sahen ihn nun müde, vom Schicksal und seinen Leiden niedergebrochen, sterbend und gefangen. Niemals wird diese Erinnerung in meiner Seele verblassen! Er war ganz gebeugt, sein Schnurrbart

ergraut, seine Lippen farblos, nur seine Augen hatten die frühere Schönheit bewahrt und belebten dieses trotz aller ausgestandenen Leiden so edle Gesicht.

Wir verbrachten den ganzen Morgen mit ihm, waren aber nie allein; er vermochte kaum zu sprechen, da er nur mit Mühe Atem schöpfen konnte. Er ließ seine beiden Brüder[1]), die sein Unglück teilten, kommen, traurige Gestalten, deren Antlitz das traurige Los und die Erniedrigung ebenso gezeichnet hatte, wie das fast aller Griechen. Wir speisten alle beim General *Chiesa*[2]), der ein Vater für den armen Alexander geworden war. Er erleichterte sein Schicksal, so viel er es vermochte, manchmal sogar auf die Gefahr hin, dem Kriegsrat in Wien, der seine Menschlichkeit tadelte, zu mißfallen. Nach dem Diner wurde Ypsilanti etwas heiterer, ich entdeckte wieder sein reizendes Lächeln und seine Züge zeigten nicht mehr den Ausdruck des Leidens. Der gute General schlug ihm vor, uns ein Stück Weges zu begleiten, was er dankbar annahm. Man ließ ihn mit Konstantine und mir in den Wagen des Generals steigen, während seine Brüder in unserer Kalesche folgten. Während dieser kurzen Augenblicke des Alleinseins zeigte er sich offenherziger, als während des ganzen Tages. Wir weckten in ihm die Hoffnung, daß es uns gelingen werde, die Erlaubnis zu seinem Besuche bei uns in Teplitz zu erlangen, damit er dort ein wenig Zerstreuung genießen könne. „Mein Gott," sagte er mit ungläubiger Miene, „wie soll ich so viel Glück erhoffen?" Dann hob er seine Augen gegen Himmel und fuhr fort: „Ich will nicht mutlos sein, da mir der

1) Über diese s. später im Anhange zum IV. Bd..
2) Franz Graf della *Chiesa*, langjähriger Festungskommandant von Theresienstadt, gestorben zu Brünn 27. Dez. 1834 als pens. F. M. Lt.

Himmel gestattete, euch zu sehen; er hat mich also nicht verlassen!“ Eine Träne, die er nicht wegwischen konnte, da Konstantine seine einzige Hand hielt, floß langsam über seine abgehärmte Wange herab.

Als wir nach Teplitz zurückgekehrt waren, setzte meine Schwester Himmel und Erde in Bewegung, um die von uns ersehnte Erlaubnis zu erlangen. Glücklicherweise war *Metternich* auf kurze Zeit in Teplitz. Konstantine ging alle Welt an, *Tatitscheff*[1]), de *La Ferronnays*, *Metternich* u. a., frug die einen um Rat, flehte die anderen an und suchte das allgemeine Interesse zu erwecken. Das arme Kind überwand dabei seine außerordentliche Schüchternheit, regte sich auf und mühte sich derart ab, daß es endlich das Versprechen Metternichs erhielt, er werde noch am gleichen Tage an den Kaiser schreiben, um unseren Wunsch zu erfüllen. Am nächsten Morgen war Konstantine jedoch krank. Wahrscheinlich hatte der „große Mystifikator“ uns bei dieser Gelegenheit einfach genarrt, wenigstens hatte seine Verwendung nicht den geringsten Erfolg. Durch wen Ypsilanti nach Teplitz kam, wird man ja sehen.

Damals aber konnten wir unserem armen Freund, den wir bald darauf wieder besuchten, mindestens eine Hoffnung bringen. Er hatte sich zu seinem Vorteile verändert, die Hoffnung verlieh ihm neue Lebenskraft. Er sprach an diesem Tage mit seiner alten Lebhaftigkeit und wir machten Pläne für den Aufenthalt in Teplitz und Ypsilantis Zukunft. Hatte doch der König von Preußen zugesagt, er werde dem Kaiser Nikolaus wegen seiner Befreiung schreiben, hatte nicht Metternich behauptet, Kaiser Franz würde dieser kein Hindernis in

1) Dimitri Paulowitsch *Tatitscheff*, Gesandter in Wien (s. Bd. III, S. 33).

den Weg stellen, hatte nicht Graf de La Ferronnays dem Wunsche des Zaren Ausdruck gegeben, daß man ihn um die Freilassung des Fürsten angehe! Dies alles war für uns ein weites Feld für aussichtsreiche Kombinationen und wir wandelten darauf voll Freude, um das Gemüt des armen Alexanders zu erheitern. Auch Therese *Chotek*[1]) war an diesem Tage mit uns, wir waren fröhlich, wie ehemals. Uns in der sicheren Hoffnung wiegend, Ypsilanti in wenigen Tagen bei uns in Teplitz zu sehen, verließen wir ihn. Und doch war dieser lichte Ausblick nichts wie eine Schimäre. Konnten wir von Metternich etwas anders erwarten? Der Himmel aber erwies uns eine viel größere Wohltat. Während die Tage verstrichen, die Erlaubnis nicht eintraf und man mir sogar versicherte, man habe sie erst für die Zeit erbeten, wenn Teplitz menschenleer sei, während sich mit einem Wort Ypsilanti vor Ungeduld und wir uns vor Enttäuschung verzehrten, erhielt *Tatitscheff* eines schönen Morgens eine Depesche und eilte zu uns, um uns mitzuteilen, Ypsilanti sei *frei*. Er hatte von seiner Regierung die vom gleichen Tage, an welchem wir Metternich wegen der armseligen Erlaubnis angefleht, datierte Ordre erhalten, von Österreich die bedingungslose Freilassung Ypsilantis zu fordern. Nur sollte er diesem den Rat geben, die russische Grenze nicht zu überschreiten, um nicht als Deserteur, da er die Fahne ohne Erlaubnis verlassen hatte, kriegsgerichtlich belangt zu werden. Welches Glück für uns, das Ende der Gefangenschaft zu sehen, ihm sofort die Nachricht zu senden und am nächsten Tage zu ihm zu eilen und ihn mit ganz anderen Gefühlen zu umarmen, wie das erstemal! Dieser Morgen in Theresienstadt war köst-

1) s. Bd. I. 80, 279.

lich, nur hatte die Freude die Kräfte Ypsilantis etwas mitgenommen, seine Gesundheit war ja noch so schwankend und sein Atem so unregelmäßig; aber er fühlte sich glücklich. Seine Freude äußerte sich in einer Rührung, wie er sie bei der Erzählung seiner Leiden nie gezeigt hatte, er war zärtlicher als gewöhnlich und Tränen glänzten in seinen Augen. Er sagte uns, daß er gestern, als er über das Ausbleiben der unglückseligen Erlaubnis entmutigt war, an Konstantine geschrieben, um wenigstens den Trost zu haben, sich beklagen zu können. Plötzlich habe er einen fremden Schritt vor seinem Zimmer gehört; es war der Platzmajor, ein harter Mann, der ihn sonst niemals aufsuchte. „Sie bringen mir die Erlaubnis für Teplitz?" fragte Ypsilanti. „Nein," entgegnete jener, „aber ich bringe Ihnen die *Freiheit*." Mit diesen Worten übergab er ihm den Brief meiner Schwester, auf dessen Adresse sie die Worte beigefügt hatte: „Sie sind frei." Der arme Alexander wollte seinen Augen nicht trauen, er fiel dem Offizier um den Hals, dann auf die Knie und stürzte endlich zu seinen Brüdern mit den Worten: „Wir sind frei." Alle drei umarmten sich und dankten Gott unter Tränen. Der Abend verging ihnen in trunkener Freude. „Meine Brüder," erzählte uns Ypsilanti, „lachten, sangen und machten tausend Tollheiten, seit sechs Jahren hatte ich sie nicht so ausgelassen gesehen; selbst *Nikolaus*, der sonst nie lächelte, stellte allerlei Possen an und sprach den größten Unsinn. Ich selbst war wie immer, man konnte mir äußerlich nichts ansehen, aber innerlich war ich so zufrieden und gerührt, Sie glücklich zu wissen." Dieser ausgezeichnete Mann konnte eben sein tiefempfindendes Herz und seine edle Seele nie verleugnen. Das Unglück hatte seinen Charakter

nicht zermürbt, sondern im Gegenteil noch mehr gefestigt; seitdem ich ihn in Theresienstadt wiedergesehen, fand ich ihn ruhiger, geklärter und gelassener, wie ehedem, er war gerechter, ergebener und tapferer geworden, ohne dabei etwas von seinem Eifer einzubüßen. Nie entschlüpfte ihm ein bitteres Wort, trotzdem wir auch über Leute sprachen, die ihn verraten oder unwürdig behandelt hatten. Sein Herz war das eines Kindes geblieben, einfach, aufrichtig, ungekünstelt, es litt nur unter den augenblicklichen Kümmernissen, ohne der Vergangenheit nachzugrollen. Sobald wir Einzelheiten über seine in der Festung Munkács erduldeten Leiden von ihm erfahren wollten, wich er uns immer mit den Worten aus: „Sprechen wir nicht darüber, ich möchte die Leute vergessen, welche mir Übles zufügten und das Übel selbst.“ Da wir auch Angst hatten, ihn zum Reden zu bringen, weil ihm, sobald er lebhaft sprach, das Blut zum Herzen und in die Wangen strömte, so erfuhren wir erst später bei verschiedenen Besuchen und nach und nach die unseligen Ereignisse, welche seiner Gefangennahme vorangingen, von den eigentlichen sechs Jahren seiner Festungshaft aber nur wenig[1]). Er hatte aber offenbar das Bedürfnis, sich uns mitzuteilen, denn er sagte uns eines Tages: „Ich möchte euch so gerne lange bei mir haben, ich habe euch so viele Dinge zu erzählen, die ihr wissen müßt, denn ihr mußtet mich ja wohl verurteilen. Mindestens mußte ich euch wie ein Narr oder Unbesonnener erscheinen.

1) Das, was *Ypsilanti* der Verfasserin nach und nach erzählte, folgt im Anhang des IV. Bandes. Der Herausgeber glaubte diesen interessanten und vielleicht Unbekanntes enthaltenden Beitrag zur Biographie des unglücklichen Fürsten hier ausscheiden zu sollen, um den Bericht der persönlichen Ereignisse der Gräfin Lulu nicht zu lange unterbrechen zu müssen.

Ich habe es so nötig, mich in euren Augen zu rechtfertigen — und ich *vermag* es!"

Ende September traf *Ypsilanti* bei uns in Teplitz ein, und zwar weder infolge einer Erlaubnis des Fürsten *Metternich*, noch durch die Intervention *Tatitscheffs*, sondern nur infolge *meiner* Verwendung. Es war wirklich so, mir allein verdankte er diese Tage der Freiheit. Noch vor einigen Tagen wußten wir nicht, da von Wien nichts kam, welchen Heiligen wir noch anrufen sollten. Zufällig bemerkte General *Chiesa*, ich würde wohl, falls ich den General *Klebelsberg*[1]) persönlich anginge, von ihm die Erlaubnis erhalten, daß der Fürst einige Tage in Teplitz zubringen dürfe. Ich bat also um die Vollmacht, diesen Schritt wagen zu können, — es ist nämlich in der Familie die Meinung begründet, als ob ich von Geschäften nichts verstünde — Konstantine wollte mir schon ins Wort fallen, als der liebe Ypsilanti mit seinem reizenden Lächeln meinte: „Lassen wir doch nur die gute Lulu machen." Darauf schrieb ich der Gräfin *Klebelsberg*, die ich von früher kannte und die über ihren Gatten das Regiment führte. Ich schmeichelte ihr, ich suchte sie zu rühren und wirklich war Ypsilanti drei Tage darauf bei uns. Er wohnte in unserem Hause, wir ließen ihn fast keinen Augenblick allein und seine Freude, nur mehr Wohlwollen und zärtlicher Freundschaft zu begegnen, schien ihn aufs neue zu beleben und Balsam für seine Herzenswunde zu sein.

Doch plötzlich bemächtigte sich unser wieder große Mutlosigkeit. Der gute General *Chiesa*, zaghaft infolge

1) Johann Nep. Graf *Klebelsberg*, Freiherr v. Thumburg, geb. zu Szoboszlo 30. 1. 1772, gest. zu Theresienstadt 1. 6. 1841, k. k. Kämmerer, Geh. Rat, Gen. d. Kav. u. Festungskommandant von Theresienstadt. Er heiratete am 19. 5. 1806 Anna Gräfin *Pejácsevich* († 9. 7. 1885).

seines Alters und weil er schon 50 Jahre dem Hause Österreich diente, fand auf einmal, daß wir seinen Häftling über die zugestandene Zeit — sie betrug nur zwei Tage und drei waren bereits verstrichen — zurückbehielten; er forderte daher, daß wir ihn am übernächsten Tage entlassen sollten. In unserer Bestürzung schrieb ich neuerdings an die Gräfin, ich sagte ihr, daß wir in sechs Tagen Teplitz verlassen würden, daß es grausam sei, einen Freund, den wir kaum mehr wiedersehen würden, wegen einiger Tage zu früh zu verlieren und daß eine Unpäßlichkeit Ypsilantis seine Rückkehr nach Theresienstadt gefährlich erscheinen ließe, — mit einem Wort, es traf ein Befehl des Generals *Klebelsberg* ein, der den wachhabenden Offizier dafür verantwortlich machte, den Gefangenen nicht früher in die Festung zurückkehren zu lassen, bis nicht dessen Gesundheit so weit hergestellt sei, daß die Einlieferung ohne die geringste Gefahr von statten gehen könne. So konnte denn Alexander bis zu unserer Abreise bei uns verbleiben. Vielleicht machte mich diese „Leidenschaft" für Ypsilanti zum Gespötte von ganz Böhmen, was lag mir aber daran, ich hätte noch ganz andere Sachen getan, um ihm einen Dienst zu erweisen! Wenn jemand die Grenzen der Freundschaft überschritten hatte, so war ich es gewiß nicht. Es war vielleicht ein Glück, daß unser Beisammensein in Teplitz nicht gar lange dauerte, es hätte für Konstantine gefährlich werden können, deren Teilnahme für den Fürsten einen Grad der Begeisterung und Zärtlichkeit angenommen hatte, wie er bei ihr nicht gewöhnlich war. Sie, die sonst immer so gut ihre innersten Gefühle zu verbergen verstand, sie hatte diese Gabe damals ganz und gar verloren. Seit unserem ersten Besuche in Theresienstadt hatten sich

die Gefühle meiner Schwester für Ypsilanti so rasch entfaltet, daß ich, die ich an eine vom Himmel herabgefallene Liebe nicht zu glauben vermochte, ihre Neigung für Exaltiertheit eines empfindsamen Herzens hielt, die durch das Mitleid hervorgerufen worden war. Auch die romantische Therese *Chotek* hatte sich für Alexander in einer Weise begeistert, daß sie darüber fast den Kopf verlor; sie war auf uns eifersüchtig und weinte oft. *Ypsilanti* dagegen blieb ruhig und aufrichtig wie ein Kind trotz seiner Beteuerungen der zärtlichen Dankbarkeit und Zuneigung einer Frau gegenüber, die er ehemals geliebt und die ihm in seinen Leiden immer wie ein tröstender Engel erschienen war. Ich entdeckte an ihm den Ausdruck der lebhaftesten Empfindungen, nie aber den der Liebe.

Oft beklagte sich Konstantine Therese und mir gegenüber, daß sie nicht erfahren könne, ob er in sie verliebt sei. „Man möchte doch“, meinte sie scherzend, „wissen, woran man ist.“ Bald darauf erzählte sie mir nach einem langen Tête-à-tête mit Alexander, sie habe ihn ausgeforscht, es sei aber nicht der Mühe wert gewesen. Er hätte ihr nur gestanden, daß er im Jahre 1820 in Petersburg und auch später für jemand eine ausgesprochene Neigung gehabt habe und diese Person habe es auch geahnt. Er hatte meiner Schwester aber diese Person in unzweideutiger Weise bezeichnet. Als Konstantine dann fragte: „Sie lieben sie also jetzt nicht mehr?“ antwortete er: „Das behaupte ich nicht!“ Meine Schwester hatte aus dieser Unterredung den Schluß gezogen, daß er sie ehemals innig geliebt, daß aber aus diesem Gefühle ein solches der Freundschaft entstanden sei. Die eigentliche Wahrheit erfuhr ich erst nach seinem Tode, als ich seine Briefe las, die er

nach unserer Abreise von Theresienstadt an Konstantine geschrieben hatte.

Nachdem wir noch einen Tag mit Ypsilanti in Weltrus bei *Chotek* verbracht hatten, reisten wir nach Wien ab. Obwohl wir ihn viel frischer verließen, so war seine Gesundheit doch so schwankend, daß nur absolute Ruhe und ein mildes Klima ihn noch vor einem Lungenleiden oder vor Entkräftung retten konnten. Vielleicht, wenn man ihn sofort in Freiheit gesetzt hätte und er noch vor dem Winter Nizza hätte aufsuchen können, wäre es möglich gewesen, sein Leiden im Keime zu ersticken, aber der schlechte Wille *Metternichs*, von dem wir hier Proben fanden, die bekannte österreichische Langsamkeit und der Mangel an Energie *Tatitscheffs* ließen die endliche Enthaftung zu spät kommen.

Die gute Therese *Chotek* blieb noch einige Wochen in Teplitz, sie besuchte den Gefangenen oft und verschaffte ihm die Mittel, uns zu schreiben. Doch war sie ihm eigentlich eine Fremde und trotz ihrer guten Eigenschaften und ihrer Begeisterung für ihn kannte sie doch seinen Charakter, die Männer überhaupt und die Welt viel zu wenig, um ihm raten zu können. In allen dramatischen Situationen des Lebens war Therese immer viel zu exaltiert, um nützlich zu sein. Sie benützte sozusagen einen viel zu hohen Kothurn, der sie im Gehen hindern mußte. Ihre Aufregung paßte nicht zu der Seelenruhe, die Ypsilanti durch seine sechsjährige Leidenszeit gewonnen hatte.

Übrigens war der Charakter Theresens viel leidenschaftlicher, als ich es geahnt; sie machte mir in Teplitz eine Mitteilung, auf die ich gewiß nicht gefaßt war und die bewies, wie sehr sie ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen konnte, ohne auf die Stimme der Ver-

nunft zu hören. Während unserer Abwesenheit in Italien begann sie nämlich eine Liaison mit einem Angestellten ihres Vaters. Ihrer Erzählung nach wurde ihre Leidenschaft so heftig, daß sie sich nicht anders retten zu können glaubte, als indem sie ihren ganzen Einfluß aufbot, um diesen Mann mit einer anderen zu verheiraten. Vielleicht übertrieb sie auch hier in bezug auf dieses Radikalmittel; wenn man sie aber anhörte und ihre Tränen sah, mußte einem die Gefahr sehr dringend erscheinen. Als sie mir mit den glühendsten Farben ihre Neigung schilderte, wußte ich nicht, ob ich ihrer Unwissenheit oder ihrer Erfahrung die Schuld beimessen sollte. Immerhin beruhigte ich mich, wenn ich mich ihres Charakters und — ihres Kothurns erinnerte. Trotz ihres Verstandes, ihres warmen Gefühles und ihrer aufrichtigen Freundschaft für mich verhinderte mich immer ihre Sucht, zu übertreiben, ihre Begeisterung zu teilen. Ich fürchtete, daß es mir wie mit den Spiegeln gehen werde, welche die Gegenstände unnatürlich vergrößern, und meine Gefühle mir in ihrem Munde wie eine Karrikatur erscheinen würden. Die Ursache dieser falschen Überspanntheit der guten Therese lag darin, daß sie unglücklicherweise äußerst häßlich war. Dieses Geschenk der Natur war wohl das unwillkommenste, womit das Schicksal eine Dame von ihrem Stande bedenken konnte.

Anfangs Januar 1828 traf *Ypsilanti* endlich in Wien ein. Bei 11 Grad Kälte hatte man ihn krank und abgezehrt entlassen. Wir holten ihn in Časlau ab; es war unmöglich, daß er diesen Winter seine Reise nach Verona, wohin ihn *Metternich*, der in seine vollständige Freilassung nicht einwilligen wollte, schickte, werde fortsetzen können. Wir verbrachten die ganze Zeit, da

er in Wien war, in der größten Aufregung, sein Zustand wurde von Tag zu Tag beängstigender. Konstantine, die nur mehr an ihn dachte, hatte eine fortwährende innere Unruhe. Obwohl Alexander nicht gerade schlecht aussah, so hatte er sich seit Weltrus stark verändert und das Konsilium mehrerer Ärzte benahm uns jede Hoffnung auf Genesung. Sein Alter und seine Konstitution würden noch eine Besserung seines Zustandes versprochen haben, doch schien sein Leiden einem organischen Herzfehler zu entspringen. Welch' ein Los! Armer Ypsilanti!

Konstantine befand sich in einer Todesangst und Bestürzung, die sich nicht beschreiben ließ. Das traurige Los Alexanders war die Ursache ihres Unglückes, wie wir später sehen werden. Es gibt eben für die Frauen ein *gefährliches* Alter! *Rasumoffsky* lag auch zu Bette, er konnte seine Füße infolge einer schmerzhaften Hauterkrankung nicht bewegen. So verbrachten wir denn die Stunden des Tages abwechselnd an den Krankenlagern meines Schwagers und Ypsilantis. Anfangs gingen wir immer zusammen, als dann aber der Zustand Alexanders gefahrdrohend wurde, ließen wir die kindischen Schicklichkeitsrücksichten beiseite.

Während er in Wien weilte, besuchte er uns nur zwei oder dreimal. Als er ganz zu Hause bleiben mußte und seine Schmerzen immer heftiger wurden, war er nur mehr die Hälfte seines Ichs. Die Anfälle waren oft so arg, daß ich ihn Tränen vergießen sah, seine Seele, die bis zum letzten Augenblicke stark blieb, hatte aber an dieser körperlichen Schwäche keinen Anteil. Dann wieder wühlten derartige Krämpfe in seinen Eingeweiden, daß jeder Atemzug zu einem Wehruf wurde. In diesen Augenblicken bedeckte kalter Schweiß seinen Körper,

er benetzte meine Hände, wenn ich den Kopf des Kranken hielt. Nach dem ersten Krampfanfalle erklärten die Ärzte den Zustand für sehr gefahrdrohend und meine Schwester erinnerte unseren Freund an seine religiösen Pflichten. Er erschrak nicht, seine Seele war ja so rein. „Sie haben", sagte ihm Konstantine, „niemals Zweifel über Ihre Religion gehabt und doch befinden Sie sich im Irrtum." Er antwortete ihr, er habe niemals daran gedacht und immer sein Vertrauen in Gott gesetzt. „In der Tat," entgegnete sie ihm, „ist der Unterschied zwischen Ihrem und unseren Glauben ein rein metaphysischer, weder Sie, noch ich können ihn begreifen, man muß eben der Kirche gehorchen. Möchten Sie nicht im wahren Glauben leben und ihn nicht kennen lernen, um sich entscheiden zu können?" — „O ja, ich möchte schon." — „Bitten Sie demnach Gott, daß er Sie erleuchte, sagen Sie ihm, daß Sie Ihren Irrtum aufgeben wollen." — „Aus ganzem Herzen wünsche ich, die Wahrheit zu kennen." — „Mein lieber Freund," versetzte meine Schwester, „das genügt nicht, Sie müssen nicht allein den Entschluß fassen, die Wahrheit zu erkennen, sondern auch ihr zu folgen." — „Ach," rief er lächelnd, „Sie wollen mich bekehren?" — „Sicherlich." — „Meine liebe Konstantine," antwortete er, „ich könnte nie Katholik werden, schon wegen meiner Familie und meiner Mutter, deren Tod es wäre und dann — ich vermöchte es auch niemals." — „Es ist ja nicht nötig, daß man von Ihrer religiösen Meinung etwas erfährt, der Schritt, den Sie tun werden, wenn Ihnen Gott die Gesundheit verleiht, könnte geheim bleiben." — „Keineswegs," versetzte Ypsilanti, „ich könnte meinen Glauben nie verbergen, das wäre nicht recht." Darauf suchte Konstantine seinen Wider-

willen noch zu erschüttern, sie sagte ihm vieles, was ihn zu überzeugen schien, ich glaube, sie sprach auch davon, daß es ihr ein Trost wäre, dereinst im Himmel mit ihm vereint zu sein. „Nun gut," meinte er, „für *Sie* will ich es tun!" — „Nicht für mich," erwiderte sie, „für Sie selbst und für Ihre Überzeugung." — Er dachte einige Zeit nach, dann sagte er ernst: „Ja, für mich selbst, ich verspreche es Ihnen."

Da seine Brüder wünschten, daß er die Sakramente empfange, so wurde der Pope für den nächsten Tag bestellt. Die Nacht verlief ruhig, ich fand unseren Freund am nächsten Morgen besser. Als der Pope kam, benachrichtigte ich den Kranken, ich wiederholte ihm beiläufig dieselben Worte, wie gestern meine Schwester und fand ihn ruhig und bereit, seinen Feinden zu verzeihen. „Beunruhigen Sie sich nicht, Ihr Herz muß sprechen, jetzt sind Sie nicht imstande, darüber nachzudenken. Können Sie aus ganzem Herzen Gott sagen, daß Sie es bereuen, nicht früher die Wahrheit gekannt zu haben und daß sie diese kennen lernen wollen?" — „Ja," versetzte er mit kräftiger Stimme, „ich will nicht im Irrtum bleiben und werde Gott bitten, daß er mich erleuchte."

Während dieser leise gesprochenen Unterredung kniete ich bei ihm, er sagte zu mir: „Der Priester ist schon da, er wartet." In der Tat standen der Pope, — es war ein Bischof — die Brüder und die anderen Leute bereits im Zimmer; ich hatte es nicht bemerkt. Ich ging hinaus und betete im anstoßenden Gemache. Der Bischof blieb kaum eine Viertelstunde. Als ich wieder eintrat, streckte mir Ypsilanti die Hand entgegen, ich warf mich auf die Knie und in einem plötzlichen Gefühl der Rührung und Ehrfurcht küßte ich

ihm stürmisch die Hand. Er schien erstaunt und mit einem Male überfiel ihn eine heftige Bewegung, Tränen, die er vergeblich zurückzuhalten suchte, schossen aus seinen Augen; es war ein erschütternder Augenblick, eine herzzerreißende seelische Depression. Ich war aufs heftigste bewegt. „Mein Freund,“ sagte ich möglichst ruhig, „da Sie jetzt mit Ihrem Gott ausgesöhnt sind, so denken Sie nur mehr an Ihre Gesundheit und trachten Sie, Ihren Gleichmut wieder zu gewinnen.“ — „Ich bin ruhig,“ entgegnete er mit jenem Ausdruck der Wahrheitsliebe, der ihm so eigen war. Seine Aufregung hatte sich vollkommen gelegt. „Ich werde schlafen“, flüsterte er mir noch zu und zwei Minuten darauf war er ruhig eingeschlummert.

Von diesem Tage an las ich ihm auf seinen Wunsch jeden Morgen Gebete vor, ich hatte mir eines erdacht und aufgeschrieben, worin er Gott bat, ihn die Wahrheit erkennen zu lassen und ihm die Kraft zu verleihen, seinen Willen auszuführen. Er hörte immer aufmerksam zu. Am Vortage seines Todes unterließ ich dieses Gebet, da er sehr schwach war. Vielleicht war dies nicht recht von mir, aber er litt so sehr und ich glaubte ihn nicht mehr wiederzusehen! Seine Geduld war ja so groß und man erzählte mir, daß er in seiner letzten Nacht mit lauter Stimme das Vaterunser und das Confiteor in griechischer Sprache betete, dann sich bekreuzigte und sagte: „Jetzt will ich schlafen“, und entschlummerte.

Als er sich an diesem Abend mit seinem alten Bedienten *Konstantin* allein befand, fuhr er ihm ins Haar, streichelte seinen Kopf und wiederholte mehrere Male: „Armer Konstantin!“ Der Greis zerfloß in Tränen und antwortete ihm, er sei nicht zu bedauern, es fehle ihm

an nichts. „Nur Geduld," tröstete Ypsilanti, „in einigen Tagen werde ich besser sein und dann kannst du dich ausruhen."

Bevor der Bediente an diesem Abend zu ihm kam, war ich mit *Lassanis* allein bei Ypsilanti. Da dieser schläfrig war, verlangte er nach Konstantin. Lassanis ging hinaus, ihn zu holen. Darauf bat mich Alexander, ich möchte ihm den Kopf halten, bis Lassanis zurückkomme. Ich tat, wie ich es ja oft schon gemacht hatte und hielt mit beiden Händen sein Haupt, während ich ihm gegenübersaß. Er lächelte mir mehrmals zu und schlummerte ein. Als die beiden eintraten, deutete ich ihnen an, zu warten, damit er nicht erwache. Es dauerte ungefähr zwanzig Minuten, ich vermochte sie an seinem Atem, dessen Intervalle ich studiert hatte, zu zählen. Die Ermüdung machte endlich meine Arme so stark zittern, daß ich Lassanis ein Zeichen gab, mich abzulösen. Diese Bewegung erweckte Ypsilanti. Er legte sich dann auf die Chaiselongue und schlief wieder ein. Ich ging hinaus, kam aber immer wieder herein, sobald er sich rührte. Einmal sagte er zu Lassanis: „Ist es nicht meine gute Lulu?" Ich näherte mich ihm und ließ mich auf die Knie nieder, er nickte mir zu, nahm meine Hand und legte sie auf seine Brust, seine Augen hatten in diesem Moment einen ganz besonderen Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit. Bald darauf schlummerte er wieder ein. Ich verließ das Zimmer, sobald er meine Hand losgelassen. Ach! Ich hatte seinen *letzten* Abschiedsgruß empfangen.

Als Konstantine kam, gingen wir nochmals hinein; da er aber nichts sprach und sich nicht bewegte, so entfernten wir uns und gingen nach Hause. Ich war ja an diesem Tage acht Stunden ununterbrochen bei ihm gewesen.

Von Lassanis erfuhr ich noch, daß der Bischof, der Ypsilanti die Beichte abnahm, ihm nach dem Sündenbekenntnis folgende drei Fragen stellte, die der Kranke beantwortete: „Haben Sie nichts mehr zu sagen, was Sie bedrückt?“ — „Nichts.“ — „Haben Sie allen Ihren Feinden vergeben?“ — „Ja, von ganzem Herzen, ich hoffe, Gott werde mir ebenso verzeihen.“ — „Mein Sohn, als Sie Ihr Unternehmen begannen, haben Sie da aus sich selbst jenen Entschluß gefaßt, der so schreckliche Folgen haben sollte?“ — Da hob Ypsilanti das Haupt und sah den Priester mit Augen an, in denen sich das Erstaunen, aber auch die volle Wahrheitsliebe spiegelte. „Wer bin *ich*,“ rief er aus, „*ich*! Um aus mir selbst ein Werk zu unternehmen, wie dieses war!“ — „Es ist gut,“ sagte der Bischof, „ich brauche nicht mehr zu wissen, mein Sohn, ich erteile Ihnen die Absolution.“

In den letzten Tagen sprach der Kranke oft und oft von seiner Mutter und ihrem Schmerze, wenn sie erfahren würde, daß er seit langem tot und noch dazu in Wien gestorben sei. Eines Tages sagte er zu Lassanis: „Es ist doch hart, *hier* sterben zu müssen, nachdem ich so vielen Schlachten beigewohnt habe und so oft in Gefahr war.“

Das, was er in seiner letzten Nacht sprach, schien zu beweisen, daß er sein Ende vorausgesehen, obwohl wieder andere seiner Reden, seine große Ruhe und der Mangel jedes Angstgefühles das Gegenteil bezeugten. Man kann aber hoffen, daß er den Tod nicht so nahe fühlte; so hatte er am Vorabend desselben zu Lassanis gesagt: „Die Somnambule“ — wir hatten es bei ihm auch mit Magnetismus versucht, zu dem er Vertrauen zeigte — „hat mich wissen lassen, daß meine Heilung in vierzehn Tagen beginnen werde, aber diese Zeit hindurch muß ich noch Schmerzen erdulden.“

Am Morgen seines Sterbetages erwachte Alexander und fragte, ob wir noch nicht da seien und wieviel Uhr es sei. Sein Bedienter antwortete ihm, es wäre 7 Uhr. „Ich hätte es“, bemerkte der Kranke, „erraten können, daß es noch frühmorgens ist, sonst wären sie schon hier.“ Als ich kam, schlief er und hatte die Augen geschlossen. Dieser Schlaf schien mir ein gutes Zeichen zu sein, ich kehrte nach Hause zurück und sollte ihn lebend nicht mehr sehen! Eine Stunde später kam Konstantine, er schlummerte wohl, aber die Veränderung in seinen Zügen erschreckte sie so, daß sie sich hinter ihn stellte, damit er ihre Tränen nicht sehe. Um 1½ Uhr sagte er zu Lassanis etwas in griechischer Sprache, worauf dieser meiner Schwester ein Zeichen machte, sich zu entfernen. Sie ging hinaus, der Bediente trat ein, verließ das Gemach und brachte irgendeinen Parfüm. Während dieser Zeit bat Konstantine den Prinzen *Nikolaus*, nachzusehen, was es gebe. Wenige Minuten darauf hörte sie, wie Lassanis mit kräftiger Stimme ein griechisches Wort aussprach, sie stürzte hinein und sah Alexander in den Armen seines Freundes, er lag in Agonie. Man gab ihm Äther ein, meine Schwester reichte ihm ihr Riechfläschchen, er sah sie zweimal mit erlöschendem Auge an und — verschied[1]). Er hatte gerade Lassanis gebeten, ihm die Hand zu geben, als Todesblässe sein Antlitz überzog. Ich trat einen Augenblick später herein, man hatte mich vor

1) Vielfach wird in Geschichtswerken usw. der 1. August 1828 als Todestag Ypsilantis angegeben, was nach Obigem unrichtig ist. Er starb am 31. Januar. — Dem Tagebuch Lulus liegt an dieser Stelle ein Zettel bei, der die Inschrift für Ypsilantis Grab in folgenden Worten enthält: „Hier ruht . . . unglücklich in Hoffnungen — erhaben an Willen — groß im Überstehen. Getäuscht — verkannt — beweint. Geboren . . . . gestorben . . . .“

dem Hause angetroffen. Meine arme Schwester hielt ihn in ihren Armen, er war noch warm, seine Augen waren geschlossen, seine Lippen schienen fast zu lächeln, aber der Tod hatte sein grausames Siegel daraufgedrückt. Man brachte mich hinaus, Konstantine zögerte, da sagte ich ihr, wir würden wiederkommen; sie war wie zu Eis erstarrt.

In seiner Agonie war Ypsilanti ruhig, nur ein einziges Mal rief er, man möge dem Postillon sagen, nicht nach Wien hineinzufahren, denn dort müsse er sterben.

Ich hätte es eigentlich nicht nötig, von den traurigen letzten Pflichten zu sprechen, die ihm seine Freunde erwiesen. Die Erinnerung an alle diese Einzelheiten bleibt mir unvergeßlich. Ich meine aber, es könnte später einmal jemand in diesen Papieren nach einem Bericht über diese traurigen Feierlichkeiten suchen.

Die in Wien lebenden Griechen hatten während der letzten Tage der Krankheit für Ypsilanti gebetet, sein Leichnam wurde dann in die griechische Kapelle gebracht. Er lag mit unverhülltem Gesichte aufgebahrt, einen Blumenkranz nach griechischem Brauch um das Haupt[1]; eine griechische Dame hatte ihn geschickt. Der

1) Die Baronin du *Montet* („Souvenirs", 1904, S. 154), die auch als Todesdatum den 1. August 1828 irrtümlich angibt, glossiert die Zuneigung Konstantine Rasumoffskys und ihrer Schwester Lulu zu Ypsilanti mit folgenden Worten: „Ihre allerdings reine, aber exaltierte Neigung riß sie zu absonderlichen Dingen hin, wie z. B. den Toten im Sarge mit Rosen und Lorbeer zu bekränzen. Warum Rosen? Sein Ende war ja schmerzhaft, herzzerreißend. Diesen Umständen schreibt man, wie ich glaube, mit Unrecht, die Geisteskrankheit der Fürstin, welche wenige Tage nach seinem Tode anhob und einige Jahre dauerte, zu." — Nach obigem ist die Bekränzung seitens der Fürstin Rasumoffsky zum mindesten zweifelhaft, denn die Verfasserin würde doch jedenfalls sonst den Namen der Spenderin in ihrem Tagebuche genannt haben.



Alexander Fürst Ypsilanti auf dem Totenbette.
(† 31. Januar 1828.)

Nach einem Bilde in der k. u. k.
Familien-Fideikommißbibliothek.

Tote trug ein schwarzes Kleid, die kleine Uniform des „heiligen Bataillons“, seine Orden lagen auf einem Kissen daneben. Leider hatte es *Lassanis* nicht für nötig gehalten, auch den Säbel beizufügen; ich bedauerte es um so mehr, als dieser von Konstantin *Paläologus*, dem letzten griechischen Kaiser, der mit diesem Säbel in der Faust auf den Mauern Konstantinopels fiel, stammte. Der Sultan *Selim* hatte ihn, so viel ich weiß, dem Vater Alexanders gegeben. Der Bischof von *Pharsalus*, der sich zufällig in Wien befand, leitete die Trauerzeremonien, denen eine Menge Griechen, aber kein einziges Mitglied der russischen Botschaft beiwohnten. Kleinliche Rücksichten hielten alle ab. *Lassanis* hatte das Herz des armen Ypsilanti aufbewahrt, damit es dereinst in seinem Vaterlande mit allen Ehren, die dem Andenken seines ersten Befreiers ziemten, bestattet würde.

Während man den Toten auf den Leichenwagen hob, näherten sich ihm vier Türken, um ihn zu betrachten. Der Bejahrteste unter ihnen sagte zu den anderen: „Seht diesen Unglücklichen, er ist auch ein Opfer dieses elenden Kaisers *Alexander*. Durch ihn wollte dieser uns viel Übles zufügen und dann ließ er ihn im Stich.“ Lassanis, der türkisch verstand, hörte diese Worte des alten Muselmannes.

XXXVII. DIE ERSTE GEISTESSTÖRUNG DER FÜRSTIN RASUMOFFSKY

Es ist mir sehr peinlich, von dem endlich zu sprechen, was sich in den dem Tode Ypsilantis folgenden Tagen zwischen Konstantine und mir zutrug. Wer aber seinen Lebenslauf schildern will, muß darin jedwede Erfahrung aufzeichnen, besonders jedoch diejenigen, welche über das Herz des Menschen Aufschluß geben. Sie sind gleichsam die Klippen, die man bezeichnen sollte, um neuen Schiffbruch zu verhindern. Vielleicht verunglückte ich deshalb, weil ich meine Erfahrungen bisher nicht zu Papier brachte.

Während *Konstantine* sich in Teplitz mir gegenüber stellte, als ob sie die Liebe Ypsilantis für erloschen halte, vermochte sie seit unserer Rückkehr nach Wien ihre Gefühle nicht mehr zu verbergen. Obwohl gerade damals Rasumoffsky und Josefine gefährlich krank waren, so berührten diese Familiensorgen wohl ihre Seele, konnten sie aber nicht, wie ehemals, erfüllen. Ihr ganzes Denken war auf den einen Gegenstand gerichtet und das sonstige Unglück, welches sie bedrohte, ließ sie nur noch mehr für *ihn* zittern. Sie fürchtete, ihn auch unter den Einfluß ihres Unglückssternes zu ziehen. Von wirklichen und chimärischen Sorgen, von gefährlichen Träumereien, übertriebenen Skrupeln, mit einem Wort von den Höllenqualen einer Leidenschaft, über die ihre Vernunft jede Herrschaft verloren hatte, gepeinigt, stand

meine arme Schwester eine wahre Folterpein aus. Ich bemerkte es, ich sah jeden Augenblick erschreckendere Symptome des Zusammenbruches ihres Glückes, der Zerrüttung ihrer Seele. Von solchen Schmerzen überwältigt, entdeckte ich, wie sie sich eine Quelle von Kummer und unstillbarer Reue selbst schuf und *da* hätte ich, so lauteten ihre Vorwürfe, — gleichgiltig bleiben sollen? Nie aber hatte ich gegen Ypsilanti ein bitteres Gefühl, damals nicht, als ich sah, wie er von dem Unheil nichts ahnte, das er angerichtet, und auch jetzt nicht, da ich meinen Irrtum eingesehen. Ypsilanti blieb von jeder Schuld frei. Sein Geheimnis war ihm von ihr *entrissen* worden und seine reine, edle Seele, die das Unglück bis zur Vollkommenheit geläutert hatte, vermochte in einem Gefühl, das für ihn nur eine Tugend mehr war, weder das Gewitter, noch die Gefahr zu erblicken.

Solange mir sein Gesundheitszustand noch geringe und nebelhafte Sorgen verursachte, hatte ich gehofft, daß sein Geschick ihn wieder von uns entfernen, daß Konstantine ihre Ruhe wiedergewinnen und in weiterer Zukunft Trost und Freude, die sie durch ihre Leiden erkaufte, finden würde. Als ich ihn aber sterbend nach Wien kommen sah, als ich die medizinische Fakultät ihr schreckliches Gutachten abgeben hörte, da wußte ich, daß mir nichts anderes mehr übrig blieb, als den Kelch bis zur Neige zu leeren; die Mutlosigkeit war jetzt der einzige Feind, den ich besiegen mußte, und ich konnte es. Ich tat es, indem ich mich betäubte, indem ich über alles Weh und alle Gefahren die Augen schloß und vom *Himmel* die Hilfe für die erwartete, welche er so grausam getroffen hatte.

Erst am Tage nach seinem Tode erfuhr ich die ganze

Wahrheit; die Briefe, welche er ihr von Theresienstadt nach unserer Abreise geschrieben, öffneten mir endlich die Augen. Konstantine gab sie mir erst, nachdem sie mir die heftigsten Vorwürfe über die Entsagungen, die ihr meine dumme Unwissenheit auferlegten, gemacht hatte. Wie viel' köstliche Augenblicke, sagte sie, hätte ich ihr durch den Zwang geraubt, den ihr meine ewige Anwesenheit verursachte! Namentlich zu Beginn der Krankheit, wo uns Schicklichkeitsrücksichten hinderten, eine ohne die andere zu ihm zu gehen, da er immer allein war! Ich hätte sie sich selbst überlassen sollen, indem ich das Geheimnis endlich erriet, mit dem sie beschäftigt waren! — „Aber warum", entgegnete ich, „hast *Du* mich nicht aufgeklärt?" Nun folgten neue Vorwürfe, sie hätte meine Ironie, meine Strenge, meine Sarkasmen gefürchtet, ich sei für sie niemals gut gewesen, wenn sie krank war[1]).

Ich hörte diese Klagen mit einem Gefühle an, das sich schwer beschreiben läßt. So viel Ungerechtigkeit erschütterte mich. Wodurch hatte ich das verdient? Ich verzieh die Vorwürfe ihrem verwundeten Herzen, aber ihre Heuchelei, ihr Mißtrauen! Und wäre meinen Lippen selbst ein Wort des Tadels entschlüpft, hätte sie nicht andere, noch härtere Bemerkungen in Bereitschaft gehabt, als ich sie hätte machen können? Und erst ihre übertriebenen Skrupeln? Lohnte es sich wohl, daß sie, etwa durch einen Ausdruck der Mißbilligung, den sie vielleicht in meinen Augen gelesen haben mochte, auf jeden Trost, jedes Mitleid, jeden Beweis meiner Freundschaft verzichtete? Galten denn 40 Jahre treuer

1) Es ist sonderbar, daß ich dieselben Worte vor 17 Jahren aus dem Munde meiner Mutter wenige Tage vor ihrem Tode hörte, als sie sich über Konstantine beklagte (Notiz d. Verf.).

Liebe nichts nur wegen eines harten Wortes, eines strengen Blickes?

Unter vielen Tränen las ich die Briefe Ypsilantis, ich las sie voll Bewunderung. Sie waren der Spiegel eines Herzens ohne Fehl. Vom ersten Tage an, da er in glücklichen Zeiten meine Schwester in Karlsbad traf, bis zu jenem, wo er sie in das Haus des Generals in Theresienstadt treten sah, glaubte er, in ihr sein Glück zu finden, sie war stets der Gegenstand seiner Verehrung, der Zauber seiner Träumereien, der einzige Trostgedanke, der alleinige Lichtpunkt in seinem traurigen, düsteren Dasein. Sein Unglück, seine Dankbarkeit steigerten dieses reine Gefühl immer mehr, seine Briefe waren der Ausfluß einer Anbetung, einer fast religiösen Begeisterung. Ein einziger unter den Briefen trug das Gepräge der Liebe, obwohl sich dieses Wort darin nicht fand. Die Wendungen waren aber nicht die der Leidenschaft, nicht der Liebe eines *Mannes*, und dennoch glaubte er, Konstantine damit verletzt zu haben und versprach, nicht mehr von seinen Gefühlen zu sprechen, wenn man sie verwegen fände.

Und wirklich, ich fand einen Brief meiner Schwester, der einem Alexanders beilag, worin sie ihm eine zu zärtliche Sprache verbot und ihm befahl, sich künftighin nur mehr solcher Ausdrücke zu bedienen, die ihm die Kindesliebe diktiere, die einzige Regung, auf die sie antworten könne. Dieser Brief, welcher strenger gehalten war, als ich es jemals von Konstantine erwartet hätte, würde einen Weltmann kaum erschreckt haben, aber der arme Alexander, der in seinen Worten nur seine Gedanken wiedergab, nahm sich diesen Tadel zu Herzen und gehorchte. Sicherlich lag in dem harten Inhalt dieses Briefes nichts Geziertes, ich bin überzeugt,

daß Konstantine sich im besten Glauben dieses schmerzliche, aber notwendige Opfer für immer auferlegte. Aber gerade diese übertriebene Strenge würde einen etwas erfahreneren Mann über das Herz seiner Geliebten aufgeklärt haben. Die echte Seelenruhe kennt eben keine Furcht! Was hatte aber Konstantine von ihm zu fürchten, sobald sie für sich selbst einstehen konnte? Doch der Himmel, der der armen Konstantine bei allen Gelegenheiten eine ruhige Überlegung vorenthalten hatte, er ließ sie immer ohne Stütze in ihren Leiden, ohne Führer in allen Situationen. Unschlüssig und furchtsam ließ sie sich von den Ereignissen unterdrücken, indem sie dasjenige auswählte, das sie vermeiden wollte. Hätte sie eine einzige Eigenschaft mehr besessen, die *innerliche* Ruhe, sie wäre glücklich geworden!

Die Absichten Gottes sind unerforschlich. So ließ er den unglücklichen Ypsilanti, um seine letzten Tage zu erhellen, wenige Monate vor seinem Ende meine Schwester wiederfinden. Der Arme gewann in der Zärtlichkeit, in der Pflege einer geliebten Freundin seine Ruhe, ja fast sein Glück, er verdankte ihr alles, selbst die Erleuchtung, womit der Himmel seine letzten Augenblicke verschönte. Indem er sich in ihrer Nähe, wie ein Kind in den Armen seiner Mutter vor allem Unglück gefeit fühlte, sah er die Gefahr nicht mehr und entschlief auf immer, von süßen Hoffnungen eingewiegt.

Dieselbe väterliche Hand, welche mit geheimnisvollen Banden die Schicksale der Menschen miteinander verknüpft, damit sie dem erhabenen Endzwecke der Schöpfung dienen sollen, dieselbe Hand zeigte uns zwei Tage nach Ypsilantis Tode das Walten ihrer gött-

lichen Vorsehung. Ich war mit Konstantine zur Messe gegangen. Auf dem Wege überließ sie sich in einer Art Verzweiflung ihrem Schmerze. „Ich vermag nicht zu beten," sagte sie, „der Himmel hat mir alles versagt, um was ich ihn bat, das Leben Franz *Hagers*[1]), den Kindersegen! Wie oft flehte ich um die Rettung *Ypsilantis*, ich bot Gott dafür mein eigenes Glück an, er verweigerte mir alles, sogar die Bekehrung *Rasumoffskys*! Ist diese Bitte nicht ebenso billig?" Sie hatte in der Tat einige Tage zuvor mit ihrem Gatten über die Notwendigkeit gesprochen, daß er an sein Seelenheil denken möge; das Beispiel, welches er durch Ypsilanti vor Augen hatte, rührte ihn und mußte ihn überzeugen, und dennoch hatte er nur ausweichend geantwortet, sie aber hatte dem Gespräche mit noch größerer Mutlosigkeit, wie jemals, ein Ende gemacht.

Als wir von der Messe nach Hause kamen, ging Konstantine zu ihrem Gatten hinauf, während ich in mein Zimmer trat. Einen Augenblick darauf stürzte sie unter Tränen zu mir herein. *Rasumoffsky* hatte ihr aus eigenem Antriebe erklärt, er sei unwiderruflich entschlossen, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen. „Ich dachte manchmal daran," sagte er zu ihr, „doch niemals ernstlich, ich betete zu Gott, aber es ward mir keine Antwort, heute aber hat der Himmel gesprochen, ich bin entschlossen." Konnten wir noch daran zweifeln, daß diese Gnade von jenem[2]) kam, der dort oben die Belohnung für seine Tugend erhalten hatte?[3])

1) s. Bd. I. 103.
2) Alexander Ypsilanti.
3) Nach dem Tagebuche fand dieser Entschluß Rasumoffskys am 26. Februar 1828 statt. Am 14. Juli wurde folgendes von Graf

Dieser Entschluß ihres Gatten und mehrere Unterredungen, die Konstantine mit teilnehmenden und aufgeklärten Priestern hatte, waren Balsam auf ihre seelischen Wunden. Bald jedoch erschütterten sie neue, drückende Sorgen. Die Gesundheit Rasumoffkys wurde immer schlechter, und da die Ärzte nur mehr von einer ungewissen und zweifelhaften Zukunft sprachen, glaubte Konstantine einen Blick auf das Los werfen zu sollen, das sie erwartete, wenn sie ihren Gemahl verlöre. Dieser Überblick auf ihre persönlichen Angelegenheiten, den zu machen ich ihr schon in Teplitz und dann auch in Wien geraten, was aber ihre Träumereien immer wieder verhinderten, ließ sie in einen Abgrund blicken. Ihr Wittum war nicht intabuliert, das Vermögen Rasumoffskys den Gläubigern und Anverwandten verfallen, das in Österreich liegende mit Schulden überlastet, nicht die kleinste sichere Quittung über die 41 000 fl, welche sie ihrem Gatten geliehen, ja nicht einmal eine Bestätigung über die paar tausend Gulden, die sie von ihrem Vater ererbt hatte! Wenn Rasumoffsky stürbe, bevor er alle diese Unvorsichtigkeiten wieder gut gemacht hätte, würde die Witwe nahezu dem Elend preisgegeben sein, ihre Diamanten böten ihr die einzige Einnahmsquelle; sie mochten ihr etwa 6—7000 fl Rente gewährleisten.

Der Schrecken über diese entsetzliche Entdeckung verschaffte ihr, obwohl er ihr große Sorgen verursachte, einige Ablenkung von der Verzweiflung, wogegen sie

Karl *Coudenhove*, Domherr zu St. Stephan und Konsistorialrat, Peter Graf *Goëss* und Josef Graf *Thürheim* unterschriebenes Zeugnis ausgestellt: „Ich Endesunterschriebener bescheinige hiermit, daß Seine Durchlaucht der Herr Fürst Andreas Rasumoffsky von der nicht unirten zur katholischen Kirche zurückgetreten sei. Wien, 14. 7. 1828."

seit dem Tode Ypsilantis mit Anstrengung kämpfte. Sie zog *Goëss* ins Vertrauen und fand ihn ebenso bereitwillig, als verständig, sie schrieb *Bulgakoff*[1]) die ganze Lage. Acht Tage zuvor hatte ich aus Angst vor Zeitversäumnis mich an Bulgakoff gewendet und sein Interesse für meine Schwester wachzurufen versucht. Als diese endlich mit ihrem Gatten sprach, setzte es zuerst ein Ungewitter ab, doch das edle Herz meines Schwagers gewann gar bald die Oberhand, er zeigte ihr sein Testament und einen Brief, der sofort nach seinem Tode dem Kaiser Nikolaus übergeben werden sollte, mit einem Wort, er verhehlte ihr nichts von seinen Maßnahmen, um ihr eine glänzende Existenz zu sichern. Dieses Vorgehen, dieses Vertrauen und diese vortrefflichen Absichten rührten meine Schwester, wie es nicht anders möglich war. Leider hatte aber die Unkenntnis Rasumoffskys mit den österreichischen und auch russischen Gesetzen, die der vom Grafen *Pergen*[2]) in Bezug auf die Besitzungen angerichtete Wirrwarr noch erhöhte, alle diese Maßnahmen illusorisch gemacht.

Diese Einsicht erschreckte meinen Schwager und man ging unter Goëss Leitung daran, die Fehler wieder gut zu machen. Allerdings brauchte man dazu Monate, aber der Himmel hatte ein Einsehen und Rasumoffsky wurde wieder gesund.

Konstantine gefiel sich weiter darin, ihrem Schmerze über Ypsilantis Tod dadurch Erleichterung zu verschaffen, indem sie mich mit Ungerechtigkeiten überhäufte. Wäre unser armer Freund noch am Leben, er würde mich gegen die unedlen Angriffe geschützt

1) Siehe Bd. III. 21.
2) Josef Graf *Pergen* (1766—1830), s. Bd. I. 127.

haben. Seine Seele hätte in ihrer Wahrheitsliebe mir geglaubt, und im Vertrauen auf mich hätte er die kleinen Nuancen meiner Handlungen nicht näher beachtet.

War nicht das Unrecht, welches sie mir vorwarf, dasselbe, dessen sie sich in Florenz gegen mich schuldig gemacht? Wie ich, erriet sie damals nicht, was ich ihr verbarg, und daß die Liebe nicht nur auf *einer* Seite war. Und den feindseligen Ton, den sie mir jetzt vorwarf, hatte ich diesen nicht nur damals von ihr zu hören bekommen, als mich Ferdinand *St. John* liebte, sondern auch jedesmal, sobald mir jemand den Hof machte? Hatte ich daher nicht sogar das Recht auf ihre Nachsicht? Hatte ich nicht die nämlichen Ungerechtigkeiten zu erdulden gehabt, als sie sich für *Gordon*[1]) erwärmte, und würde ich ohne ihre Krankheit, ohne meine viermonatliche Pflege und Selbstentäußerung jemals ihre Liebe wiedergewonnen haben? Eine traurige Wahrheit folgt daraus: Auch die Freundschaft ist nichts wie eine *Chimäre*! Man muß sich daran gewöhnen, das Leben ohne Illusionen zu durchschreiten. Welches Recht hätte man denn, sich über ein Übel zu beklagen, das jeden Menschen trifft, wie der Tod!

1) Konstantine *Rasumoffsky* wurde 1823 in Italien von dem englischen Seekapitän John *Gordon* a. d. H. der Earls of *Aberdeen* und Bruder des späteren Gesandten bei der Pforte Robert *Gordon* leidenschaftlich geliebt. Lulu, die ernste Folgen voraussah und für den Familienfrieden fürchtete, hatte mit Gordon in Castellamare eine lange Auseinandersetzung, die damit endete, daß sie ihm verzieh, da sie „seinen ehrenwerten Charakter und die Reinheit seiner Absichten" anerkennen mußte, obwohl er weder das Übermaß seiner Leidenschaft, noch die bösen Folgen leugnen konnte, die sein Benehmen für die Seelenruhe Konstantines hätten haben können. Letztere nahm aber ihrer Schwester diese Einmischung lange übel und es kam fast zu einem Bruch zwischen ihnen.



Capt. James Gordon,
a. d. H. der Earls of Aberdeen.

Aus dem braunen Album der Verfasserin (1823)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

D
ant
die
dere
Leb
Tan
mu
rek
Yp
sto
fol

S
N
ü
ra
St
ge
üb
se
la
F
d
A
b
i

Die Arglist *Metternichs* verfolgte den armen Ypsilanti in seinen Brüdern weiter. Keiner von ihnen konnte die Erlaubnis erlangen, Österreich zu verlassen. Andererseits ließ sie auch Rußland im Stiche. Schon zu Lebzeiten Kaisers *Alexander* war dies geschehen, als *Tatitscheff* an das österreichische Kabinett berichten mußte, daß man sie als russische Untertanen nicht reklamiere. Diese grausame Note hatte man Alexander Ypsilanti verschwiegen und er war im Bewußtsein gestorben, daß Rußland sie aus den Händen ihrer Verfolger befreien werde.

Zwei Dinge sind im Menschen unsterblich, seine Seele und sein Name. Gott belohnt den tugendhaften Menschen mit ewiger Glückseligkeit und sein Andenken überlebt ihn, indem es sich von Generation zu Generation fortpflanzt. Dasjenige *Ypsilantis* wird mit der Strahlenkrone seines Ruhmes, die er durch seine Hingebung für sein Vaterland verdiente, an die Nachwelt übergehen, die Geschichte wird seinem Charakter, seinen Absichten einmal Gerechtigkeit widerfahren lassen. Glücklicherweise hatte ihm der Himmel einen Freund an die Seite gestellt, G. *Lassanis* (Olimpiotti), der sein Andenken reinwaschen wird, da er alles, was Alexander Ypsilanti von seinem Eintritt in die Hetärie bis zu seinem Tode betraf, kannte. In alle Geheimnisse, in alle Unternehmungen eingeweiht, wird er darüber Aufschluß geben können. Seine geistigen Anlagen werden die Worte zu finden wissen, um Europa von der Lauterkeit der Absichten Ypsilantis und von dem Unrechte derjenigen überzeugen zu können, die ihn hineingezogen, verlassen, verraten und verfolgt haben. Lassanis sah in Alexander den ersten Befreier seines Vaterlandes, er kannte die Reinheit seines Patriotismus.

Von diesem Augenblicke an diente er ihm mit einer Hingebung, aus der er sich eine heilige Pflicht gemacht hatte. Auch in seinem Unglücke wollte er ihn nicht verlassen, obwohl er dazu in Munkács mehrmals Gelegenheit hatte; er pflegte ihn in allen Leiden und namentlich in seiner letzten Krankheit mit unermüdlichem Eifer. Er vereinigte in sich die zarte Fürsorge einer Frau mit der Kaltblütigkeit eines Mannes, sein Herz blieb ebenso zugänglich, wie seine Überlegung kühl. Der Himmel wolle ihm bald Gelegenheit geben, für das Andenken seines Chefs und Freundes noch mehr zu tun, als er zu dessen Lebzeiten zu tun vermochte.

Da ich fürchtete, daß unverständige oder böswillige Leute in den Zeitungen einen ungünstigen Nachruf über *Ypsilanti* erscheinen lassen könnten, beeilte ich mich, einen zu schreiben, den ich *Lassanis* und *Rasumoffsky* zeigte und dann dem Herzog von *Dalberg* nach München sandte. Er findet sich in der „Allgemeinen" und ich hoffe, er hat das Publikum zugunsten Ypsilantis und gegen seine ungerechten Verfolger eingenommen. Auch schrieb ich an *Capo d'Istria* und legte einen griechischen Brief Lassanis bei, worin ihm dieser den Tod Alexanders anzeigte. So hoffte ich, daß der Eindruck, den diese beiden Schreiben in der Seele Capo d'Istrias auslösen mußten, ihn veranlassen würden, dem Verstorbenen die verdiente Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Die Melancholie meiner Schwester griff endlich, nachdem sie sie durch Wochen des Schlafes beraubt hatte, auch ihre Nerven so stark an, daß wir Mitte Mai für ihren Verstand und ihr Leben fürchteten. Ihr Zustand war schrecklich, sie sah nur mehr Gespenster

um sich. Außerdem war das Vermögen *Rasumoffskys*[1]) vollständig zusammengebrochen und sein Augenlicht — auf einem Auge war er blind — wurde von Tag zu Tag schwächer. Inmitten all' dieses Unglücks stand ich allein noch aufrecht! Folgende drei Tagebucheintragungen geben das beste und richtigste Bild unseres damaligen Jammers:

„*12. Juni 1828:* Unser Unglück ist entsetzlich! Sie ist wahnsinnig! Oh mein Gott!

14. Juli: *Rasumoffsky* hat heute in der Kapelle von Schwertberg seinen Glauben abgeschworen. Währenddessen ist Konstantine in Ischl, ihr Verstand ist ganz zerstört, sie hat nur soviel Klarheit bewahrt, daß sie Gott lästert. Vielleicht steckt man sie gerade jetzt, da ich in Tränen zerfloß, als ich ihren alten Gatten ein Bekenntnis ablegen hörte, das ihm die Pforten des ewigen Glückes öffnete, in die Zwangsjacke, um sie zu verhindern, in ihrer Wut die anderen zu schlagen! So steht es! Oh mein Gott!

18. August: Täglich erwarte ich die Ankunft Konstantinens in dem Haus, das neben der renommierten Heilanstalt des Dr. *Görgen*[2]) gelegen ist. Hier wird sie von allen Bekannten isoliert sein, sie wird nur fremde Gesichter, den Doktor, seine Frau und das Dienstpersonal

1) Im September 1827 war durch einen Ukas die Zahlung der Schuld des Fürsten an die russische Bank auf drei Monate verschoben worden. Im April 1828, als die Vermögensverhältnisse Rasumoffskys sich immer ungünstiger gestalteten, gelang es den Bemühungen desselben und seiner Schwester Nathalie *Zagriajski* bei Kaiser Nikolaus, daß ihm dieser mit Ukas vom 12. 4. 1828 eine jährliche Pension von 10 000 Rubel bewilligte. Diese Gnade und das Recht, jährlich 30 000 Stücke Militärtuch aus seiner Fabrik in Baturin an den Staat zu liefern, vermochten die ungeheure Schuldenlast bei weitem nicht zu decken.

2) Dr. Bruno *Görgen* hatte in Döbling bei Wien eine Heilanstalt.

sehen. Diese Art der Behandlung hat bereits vorzügliche Erfolge erzielt; wir müssen uns ihr unterwerfen. Der Himmel wird der armen Konstantine und mir helfen, alle diese Leiden zu überstehen.

Ich habe deren mehr, als ich beschreiben kann, erduldet, da ich alle Einzelheiten dieser Unterbringung besorgen mußte. Ich war allein und ohne Stütze, aber Gott, der mir so schweres auferlegte, hat mir geholfen. Heute morgen verlangte ein Schlosser, der die *Fenstergitter* im Gefängnis meiner Schwester befestigte, seine Bezahlung, es war kein Kreuzer im Hause, auch meine kleine Kasse war erschöpft. Mit großer Mühe konnte ich diesen Mann, der unverschämt wurde, entfernen, ich vertröstete ihn und er ging endlich. Diese Erniedrigung, dieser übermäßige seelische Schmerz ließen mich am ganzen Körper zittern, ich rettete mich in eine Kirche an die Stufen des Altares. Eine feierliche Messe wurde dort zelebriert, die Menschenmenge, der Lärm, die Orgel spannten meine Nerven aufs äußerste an, ich glaubte den Kopf zu verlieren und stöhnte leise auf. Im Schmettern der Fanfaren und Trompeten bemerkte niemand meine Leiden, endlich wurde es stille, die Menge verlief sich und ich erwachte aus dieser seelischen Agonie, ich war allein!

Isabelle, unterstützt von Vincenz *Mayhirt*, brachten endlich die arme Konstantine. Isabelle kehrt nach Kärnten zurück, sobald sie meine Schwester an Görgen übergeben hat, und Mayhirt reist nach Galizien ab. Ich werde allein sein und darf Konstantine nicht sehen! Meine arme Konstantine!" —

In der Heilanstalt des Dr. *Görgen* blieb Konstantine 10 Monate; diese Zeit war für uns eine ununterbrochene Folge von vergeblichen Hoffnungen und uner-

hörten Aufregungen. Das Herzzerreißendste war wohl, daß wir die Arme ihrem Kerkermeister ganz überlassen mußten, der uns manchmal gestattete, sie zu besuchen, ein anderes Mal wieder dagegen Einsprache erhob. Sie nicht zu sehen, war ein Kummer, sie zu sehen jedoch eine direkte Marter. Eine tiefe Melancholie hatte sich ihrer bemächtigt, die ihr einen Abscheu vor allen sozialen Verpflichtungen, vor der Gegenwart und den Erinnerungen der Vergangenheit einflößte. Sie vermochte keinen Blick in ihr vergangenes Leben zu tun, ohne ihr Los zu verwünschen. Ach, sie ging soweit, die Urheber ihrer Tage und Gott zu verfluchen! Ihre ganze Seele war mit Haß getränkt, kein zärtliches Gefühl schien mehr darin zu wohnen. So vegetierte sie den ganzen Winter, 18—20 Stunden des Tages, da sie der Schlaf noch immer floh; die Hoffnungen des Arztes auf eine Besserung wollten sich nicht verwirklichen. Im Frühjahr 1829 bewog ich *Rasumoffsky*, in Hietzing ein kleines Haus zu mieten, damit Konstantine uns öfter besuchen und sich langsam an ihre alten Beziehungen zu uns gewöhnen könne. Sie kam wohl manchmal, aber unsere Gesellschaft regte sie mehr auf, als es ihre Abgeschlossenheit tat. Ihre Anwesenheit im Hause wurde für meinen Schwager und mich zu einer wirklichen Marter. Es war eben noch viel zu früh, sie mit uns wohnen zu lassen.

Da schlug Therese *Chotek*, die es sich in den Kopf gesetzt harte, durch ihre Freundschaft eine Heilung herbeizuführen, vor, sie zu sich auf das Land zu nehmen. Man machte zuerst einen Versuch in Guttenstein beim Grafen *Hoyos*, doch erzielten die dort verbrachten 10 Tage keinerlei Erfolg. Als Konstantine zurückkehrte, wollte sie von Dr. Görgen nichts mehr wissen, was wir

vorausgesehen und im Geheimen gewünscht hatten, da uns der mehr als zweifelhafte, undelikate und unredliche Charakter dieses Mannes allmählich allerlei Zweifel in seine angeblich ehrlichen Absichten eingeflößt hatte.

Als dann die Aufregung meiner Schwester immer mehr zunahm, drängte Therese Chotek, die Reise nach Neuhof nicht länger zu verschieben, und auch *Malfatti*, den wir beigezogen, pflichtete ihr bei. Im entscheidenden Momente widersetzte sich aber Konstantine der Abreise. Endlich gelang es mir durch ein persönliches Opfer, indem ich ihr die kleine *Georgine* mit deren Gouvernante als Begleitung mitgab, ihren Widerstand zu brechen. Ich hatte die Kleine so liebgewonnen, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte, ich hatte mich um ihre Erziehung bekümmert, denn sie war von meiner Schwester furchtbar verhätschelt worden, und nun fürchtete ich, alle meine Mühe umsonst aufgewendet zu haben. Als dann aber gute Nachrichten eintrafen, als ich hörte, daß das beständige Interesse, welches ihr die kleine Georgine einflößte, auf ihren Zustand und ihre Melancholie wohltätig einwirkte und daß eine neue Kur gute Erfolge erzielte, da atmete ich auf, ich sah zum ersten Male um mich und empfand gleichsam das Gefühl der eigenen Genesung.

Nach mehrmonatlicher Abwesenheit traf Konstantine am 20. Oktober in Wien ein, wo sie im Zentrum der Stadt mit Georgine und deren Gouvernante recht angenehm wohnte. Sie empfing dort des Vormittags Visiten oder machte selbst Besuche, sie dinierte manchmal in der Stadt und verbrachte ihre Abende im Theater oder indem sie des Nachmittags größere Landpartien machte, was sie sehr liebte. Ihre Krankheit

hatte alle Symptome der Geistesstörung verloren, aber eine Unzufriedenheit mit allem, was man für sie tat, war noch zurückgeblieben. Ihr Herz schien versteinert. Gegen Rasumoffsky undankbar, ungerecht und grausam, suchte sie ihn immer noch mit Erbitterung zu quälen, so bald sie mit ihm ohne Zeugen war. Ihre vollständige Untätigkeit und die daraus resultierende Langeweile veranlaßten sie zu den heftigsten Klagen und Vorwürfen gegen uns. War sie dagegen mit Personen, die ihr Zerstreuung gewährten, so bemerkte man keine Spur von Melancholie an ihr, sie war heiter und befand sich sehr wohl. Die Krankheit hatte sie völlig verändert; aus einem gutmütigen, empfindsamen und edlen Wesen war eine egoistische und boshafte Frau geworden. Übrigens bedeutete dieser Zustand nur die letzte Krise ihres Leidens, das erst 1855 wieder auftreten sollte. Im Juni 1830 verließen Konstantine plötzlich alle ihre bizarren Ideen. Sie bat ihren Gatten brieflich, er möge doch in die Stadt ziehen und als sie von ihm die stereotype Antwort erhielt, er könne sein Palais weder verkaufen, noch vermieten, und sie wolle ja nicht darin wohnen, da faßte sie den Entschluß, ihren Widerwillen aufzugeben und bat nur um ein anderes Zimmer im Palais, als sie früher innegehabt hatte. Von diesem Augenblicke an gab es keine zärtlichere Pflegerin, als Konstantine, und Rasumoffsky war gerührt und glücklich, wenn er sich auch in diesen plötzlichen Wechsel seiner Lage vorerst gar nicht finden konnte.

Ich muß nun noch unser Leben in Hietzing ohne Konstantine während unseres dortigen, einjährigen Aufenthalts streifen. Wir bewohnten ein reizendes Haus vor den Toren von Schönbrunn, Baron *Meyen-*

dorff war bei uns, die *Esterházys* wohnten in Grünburg ganz in der Nähe. Die Gesellschaft der Letzteren bildete für uns die hauptsächlichste Zerstreuung. Es herrschte in dieser Familie eine Eintracht und Herzlichkeit, die das Herz erwärmte. Leider lag die eine Tochter *Therese* an Rückenmarksdarre hoffnungslos darnieder und trotzdem litt darunter die Innigkeit ihres Verkehrs mit uns in keiner Weise; sie verbargen ihren Kummer und zeigten immer die gleiche, liebenswürdige Laune. Wir verbrachten fast jeden Abend bei ihnen. *Marianne* fühlte sich infolge der Ähnlichkeit unserer Sorgen zu mir hingezogen; sie war geistreich und originell und besaß eine lebhafte Empfindsamkeit, welche schöne Eigenschaft ihr viele seelischen Leiden verursachte.

Die jungen Esterházy-Roisin waren wohlerzogene, prächtige Männer geworden; die etwas zu lange und strenge väterliche Erziehung konnte ihnen weder die Heiterkeit, noch die Offenherzigkeit, welche sie vor der ganzen Jeunesse dorée Wiens auszeichnete, rauben. *Niki* besaß ein reizendes Gesicht, aber weniger Geist, als seine Brüder, *Paul* hatte den Charakter seines Vaters, was dessen Ängstlichkeit anlangt, doch zeigte er wenig Ernst, *Moriz* hingegen bewies viel Verständnis und einen richtigen und klaren Blick sowohl für Menschen als auch Dinge; ich hatte noch keinen 23 jährigen Mann getroffen, der eine so inhaltsreiche Konversation führen konnte, wie Moriz, alles interessierte ihn und seine ganz eigenen Ideen waren, wenn ihnen auch noch die Erfahrung abging, sehr originell. Er wollte Diplomat werden, und ich mußte ihm Erfolg prophezeien trotz seiner übergroßen Gefühlswärme, die dieses garstige Handwerk mit Asche überdecken würde; ganz würde es ihm freilich bei Moriz nie gelingen können!



Graf Paul Esterházy (1805—1877).

Aus dem braunen Album der Verfasserin (1823)
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

Ich hatte übrigens zwei verschiedene Exemplare von Diplomaten in Wien vor Augen, beide ungefähr gleich geistreich, beide mit einer edlen Seele ausgestattet, doch hatte die ränkevolle Laufbahn, zu der sie berufen waren, ihren Charakteren eine ganz verschiedene Richtung gegeben. Der eine glaubte, um sich nicht zu verirren, den Überfluß an seelischen Elan zügeln zu müssen, der andere hatte ihn in seinem Herzen konzentriert, um ihn nicht zu verlieren. Der erstere war Baron Peter *Meyendorff*, Sekretär bei der russischen, der andere Baron *Viel-Castel*, Sekretär bei der französischen Botschaft.

Eine übermäßige Schüchternheit, vielleicht eine Folge seines ungemein reizbaren Nervensystems, beraubte Louis de *Viel-Castel*[1]) in den Salons aller Vorteile, die ihm sein hervorragender Verstand hätte bringen können. Er war linkisch, in Gedanken versunken, ohne Anmut und beinahe ohne weltmännische Erfahrung, steif, geniert und immer zerstreut. Seine Ungeschicklichkeiten, hervorgerufen durch seine konvulsivischen Bewegungen, machten ihn lächerlich, und er wurde von der Gesellschaft verspottet. Für jene aber, die ihn trotz dieses Fehlers zu beobachten verstanden, gab es keinen nachsichtigeren und bescheideneren Mann, wie Viel-Castel. Sein Verstand, mit dem er nie glänzen wollte, diente ihm nur zur eigenen Aufklärung; in seiner Konversation verriet er eine große Klarheit, sie war immer lehrreich, selbst wenn er, was nicht häufig war, nicht über ernste Gegenstände

1) Louis Baron de *Viel-Castel*, geb. 14. Oktober 1800, französischer Diplomat und Historiker. Ein Comte Horace de *Viel-Castel*, Neffe Mirabeaus, war Schriftsteller (s. Querard, La France littéraire“, 10. Bd. S. 152).

sprach. Wenn man sah, mit welcher Natürlichkeit Viel-Castel an der Heiterkeit der Gesellschaft teilnahm und sich ihrer Mittelmäßigkeit anpaßte, so konnte man dabei eine Lektion in der Bescheidenheit und Güte nehmen. Diese beiden Eigenschaften lösten in allen, die ihn kannten, eine Art Verehrung aus; auch ich teilte dieses Gefühl, ich konnte nicht umhin, zu bewundern, wie ein überlegener Mensch gewinnt, wenn er mit solchen Tugenden ausgestattet ist, die man so oft verachtet. Seine Vorliebe für eine sitzende Lebensweise und ein unersättlicher Wissensdrang waren der Grund, daß Viel-Castel sich von der Gesellschaft so zurückzog, obwohl er in Anbetracht seiner Karriere vielleicht unrecht hatte, denn man studiert die Menschen kaum von seinem Schreibtische aus. Die Natur schien ihm aber eine derartige, instinktive Gabe verliehen zu haben, die Charaktere seiner Mitmenschen zu beurteilen, daß er der eigentlichen Beobachtung gar nicht bedurfte. Ich hörte ihn mit einem bewunderungswürdigen Takte über Personen urteilen, von denen ich glaubte, daß er sie nie beachtet hätte. *Meyendorff*[1]), der ihn von Spanien aus gut kannte, schätzte ihn sehr; er fühlte sich sogar zu ihm hingezogen, obwohl Viel-Castel diese Zuneigung kaum teilte. Ich sah mit Erstaunen, daß dieser, trotzdem er den guten Eigenschaften Meyendorffs gerecht wurde, doch weit davon entfernt war, seine Sympathie zu erwidern. Obwohl

1) Peter Baron *Meyendorff*, aus einer alten, in Schweden geadelten Familie stammend, geb. 5. 8. 1796, widmete sich nach den Feldzügen 1812 und 13 der diplomatischen Laufbahn und war 1828 Legationsrat bei der russischen Mission in Wien. 1850 wurde er dortselbst Botschafter. 1857 Chef des russischen Kabinetts. Am 20. Februar 1830 vermählte er sich mit Gräfin Sofie *Buol-Schauenstein*, geb. 14. 9. 1800.

Zu Bd III, S 308/309



Peter Baron Meyendorff (geb. 1796).

Nach einem Stiche von Fr. Jentzen nach Fr. Krüger
im Besitze der Baronin Blittersdorff, Ottensheim.

ich dies bedauerte, glaube ich doch, daß das Unrecht auf Meyendorffs Seite sei. Meine Charakteristik über letzteren wird vielleicht darüber Aufschluß geben.

Meyendorffs Charakter ist mir immer der rätselhafteste gewesen, den ich je angetroffen. Seit zwei Jahren, seitdem ich ihn kannte, versuchte ich vergebens, ihn zu beschreiben. Beim ersten Zusammentreffen schienen tausend liebenswürdige Eigenschaften für ihn zu sprechen, später wieder glaubte ich, daß nur der gute erste Eindruck mich für ihn eingenommen hatte. Daher kam es auch, daß ich lange nicht die Kälte seines Gefühlslebens beachtete. Wie hätte ich durch dieses herbe Urteil eine so erhabene Seele, ein so gutes Herz, einen so glänzenden, umfassenden Geist, ein so wohlwollendes, gefälliges Wesen beflecken sollen! Wie hätte ich ahnen können, daß Meyendorff, mit allen Attributen eines edlen Menschen ausgestattet, — kein Herz hatte. Wie oft wehrte ich mich gegen dieses harte Wort, ich fühlte mich so geneigt, in Meyendorff einen Freund zu sehen, aber eine innere Stimme warnte mich immer, die Erfahrung gab ihr Recht. In dieser edlen, an Tugenden und Fähigkeiten so reichen Seele gab es einen kleinen eisigen Bodensatz, der seine Kälte plötzlich über alle Gefühle, Zuneigungen und Leidenschaften verbreitete, dem russischen Nordwind gleich, der den Wanderer auch im Sommer auf einmal an die Nähe des ewigen Winters erinnert. So war Meyendorff, so der Mann, mit dem ich drei Monate lang unter einem Dache in freundschaftlichstem Verkehr stand, ohne jemals zu wissen, ob er eine Zuneigung zu mir habe. Manchmal fühlte ich die aufrichtigste Freundschaft für ihn, dann wieder die größte Gleichgültigkeit. Ungleich in seinem Wesen, unerklärlich in seinen Beweg-

gründen, immer rätselhaft, heute bis zum Übermaß vertrauensselig, morgen zugeknöpft, krittlich und schweigsam, entschlüpfte er immer wieder meinem Urteil. Mein offener Charakter fühlte sich gar oft trotz unserer so einfachen Beziehungen verletzt, mit einem Worte, nach Monaten freundschaftlichen Verkehrs, eines Zeitraumes, dessen Hälfte mir sonst genügt haben würde, um jeden anderen zu gewinnen, trennten wir uns fremder, wie nach einer jahrelangen Abwesenheit. Er verließ unser Haus, um nach Wien zurückzukehren, ohne weder von Rasumoffsky, noch von mir Abschied zu nehmen.

Noch ein paar Worte über *Meyendorff*. Nachdem er mir zu Beginn seines Aufenthaltes in Hietzimg oft von seinem Wunsche gesprochen, eine Gräfin *Buol* zu heiraten, machte er mir später ein großes Geheimnis daraus. Trotzdem alle Welt davon sprach und man seine Schritte kannte, die er in dieser Angelegenheit gemacht, leugnete er sie. Ich glaubte, das Recht auf mehr Vertrauen zu haben und stellte Fragen, er aber suchte mich auf eine falsche Fährte zu führen. Im Anfang glaubte ich ihm, da ich keinen Grund sah, weshalb er mich betrügen sollte, aber gar bald merkte ich seine Zweideutigkeit und bekümmerte mich um seine Geheimnisse nicht mehr. Als wir nach Wien zurückkehrten, sah ich ihn wenig, doch eines Tages kam er zu mir und entschuldigte sich gleichsam über sein Betragen mir gegenüber; er gestand, daß ein Brief an Louise *Schönburg*[1]), (die mit ihm kokettierte,) den er mir vorgelesen hatte, um mich von der Spur abzubringen, nie abgeschickt worden sei usw. Ich verstand weder seine Ent-

1) Luise Przss. *Schwarzenberg* (1803—1884) heiratete am 20. 10. 1823 Fürst Eduard *Schönburg* (1787—1872).

schuldigung, noch seine Sünden, ich sagte es ihm auch und wir trennten uns gerade so gleichgültig, wie zuvor. Er mußte viel erröten, das Geständnis wurde ihm sicherlich sauer, ich andererseits anerkannte dieses Opfer seiner Eigenliebe. Im innersten Herzen jedoch glaubte ich in seinem Beginnen einen weiblichen Einfluß zu sehen und ich dachte nun besser über Gräfin Buol, als über ihn.

Im Dezember 1829 sah ich das neue griechische Geld, auf der einen Seite den Namen des Präsidenten J. A. *Capodistria*, auf der anderen den Phönix und das Kreuz mit den Worten „Griechische Regierung 1829". Wie wenige Worte und welche Bedeutung! Ich betrachtete mit einer Art Begeisterung dieses Denkmal einer großen Zukunft, den Samen eines bedeutenden Reiches. Ich trug eine dieser Münzen zum Grabe des armen *Ypsilanti*; er war ja der erste, der dieses Emblem auf seine Fahne heftete. Ein einfaches Holzkreuz bezeichnete in einem Friedhof die Stelle, wo der erste Mann Griechenlands ruhte, der die Freiheit erweckte. In fremder Erde, von der Asche Fremder umgeben, schläft er dort, dichtes Gras auf seinem Grab beweist, daß niemand kam, hier Tränen zu vergießen. Meine kleine Münze sollte ihm beweisen, daß sein Opfer dennoch einen Sieg bedeutete.

Mitte Januar (1830) kam *St. John* nach Wien. Eines Morgens hielt ein Wagen vor unserem Hause, jemand lief die Dienertreppe herauf, klopfte an — es war er, zitternd vor Erregung und Tränen in den Augen. Wir blieben eine viertel Stunde allein, ich war ziemlich ruhig, sein Zustand rührte mich und jeder Gegenstand, auf den er die Blicke richtete, weckte Erinnerungen in ihm. Er wollte von mir und unserem Unglück

sprechen, doch vermochten wir es beide nicht. Ich fragte ihn, ob er zufrieden sei, er bejahte es und lenkte die Rede auf seine Frau und seine Kinder. Dann brachte ich ihn zu Rasumoffsky, der leidend war, und ließ ihn dort. Ich wußte nicht, was in mir vorging, es war wie das Ausruhen nach einem halben Begeisterungsrausche und als Rasumoffsky ihm sagte: „Sie dinieren doch mit uns“, da hatte ich ein Gefühl der Erlösung, wie weiland St. Preux, als er seinen Wagen in den Schuppen stellte.

Während seines viermonatlichen Aufenthaltes kam St. John oft zu uns, er bezeugte mir jene gefühlvolle Freunschaft, jenes schrankenlose Vertrauen, das nur aus der Asche einer vergangenen Leidenschaft entstehen kann. Ich war mit ihm und mit mir zufrieden. Ich sage mit *ihm* mir gegenüber, denn was ihn betraf, so hatte er wirklich keine Ursache, mit sich zufrieden zu sein. Es war immer noch der „uncontrolled St. John's spirit“, es herrschte immer noch über seinem schwachen und temperamentvollen Charakter die Leidenschaft, die ihm nur zu Torheiten die nötige Energie verlieh. Ich mußte gestehen, daß nur das Unglück seine Seele stählen und ihn aus dem Strudel seiner Leidenschaften ziehen könnte. Das Schicksal verwöhnte ihn aber; er konnte keine Torheit begehen, sich in keine falsche oder kritische Situation bringen, ohne daß ihm nicht sein Glücksstern einen Ausweg wies. Obwohl er das zwei- und dreifache seines Einkommens vergeudete, so zog er sich infolge unverhoffter Zufälle immer wieder aus seiner Verlegenheit. Erst kürzlich machte er, als er gerade von Schulden erdrückt wurde, die Eroberung des Herzogs von *Lucca*, der sich für ihn derart begeisterte, daß er ihn nicht von sich lassen und ihn mit allerlei Mitteln an sich fesseln wollte. Er warf ihm

eine schöne Rente aus und sicherte ihm sein ständiges Wohlwollen zu.

Obwohl St. John seine Frau betrog, so gelang es ihm immer wieder, ihr seine Untreue zu verheimlichen und sich ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erhalten. Beinahe würde ihr eine neue und schuldbarere Inkonsequenz die Augen geöffnet haben, als eine Frühgeburt die verräterischen Spuren der schlechten Aufführung ihres Gatten und ihrer Schwester verwischte und sich auf diese Weise im Herzen der Lady St. John nicht einmal ein Verdacht über den Verrat der beiden ihr teuersten Personen regte. Kaum hatte die Reue Zeit, diesen treulosen Mann aufzurütteln, sein Glücksstern verhätschelte ihn, wie die Amme das ihr anvertraute Kind. Freilich mußte dereinst der Tag kommen, wo das trügerische Glück ihm den Rücken kehren würde. Dieser Augenblick wird schrecklich sein, was liegt aber daran, wenn er St. John nur bessert!

Viele Wochen waren vergangen und *St. John* hatte sich bei mir nicht mehr gezeigt, als er im Mai plötzlich erschien und mich um *Geld* bat[1]). Ich hatte keines, erhielt aber von Fefi *Palffy*[2]) 1000 fl. Dies war allerdings viel zu wenig, denn er hatte 5—6000 fl. im Spiel verloren. Seither sah ich ihn nicht mehr, vernahm aber, daß er sich mit dem Herzog überworfen, andererseits jedoch beim Totalisateur 4—500 Dukaten gewonnen habe, was ihm wieder weiterhalf. Wie peinlich ist es, einen Irrtum immer wieder eingestehen und dabei erröten zu müssen! „Nun“, schreibt mein Tagebuch in diesen Tagen, „heute soll er selbst starten, ich gehe aber

1) Dieses Wort ist das demütigendste Geständnis meines Tagebuches; ich lasse es aber zu meiner eigenen Strafe stehen. (Notiz d. Verf.)
2) s. Bd. II. 143.

absichtlich nicht hin. — Ich weiß, wie gut er zu Pferd aussieht, und ich fürchte, daß mein dummes Herz, wenn ich ihn sähe, wieder heftig zu schlagen anfangen möchte!"

Ende Mai reiste St. John zu den Rennen nach Pest ab, ohne bei seiner Rückreise Wien wieder berühren zu wollen. Ich sah ihn nicht wieder, und er hat mir nicht einmal geschrieben. Wieder ein Katzenjammer, den ich lange nicht verwand! War ich denn dazu bestimmt, immer zu leiden und mich immer wieder betrügen zu lassen!

Im übrigen verlief mein Leben in Hietzing sehr eintönig und wenn mein Tagebuch nicht von meinem intellektuellen Leben Zeugnis gäbe, so müßte man glauben, mein Geist sei seit einer geraumen Zeit völlig erschlafft. Aber das Unglück der armen Konstantine hatte mich so mit Entsetzen erfüllt, daß ich zu nichts fähig war. Erst als sich der Zustand meiner Schwester besserte, als sie allmählig ihren früheren Charakter wiedergewann, als ich mit einem Worte sah, wie ihre geistigen Eigenschaften wiederkehrten, ohne daß jedoch jene Liebenswürdigkeit mehr zum Vorschein kam, die mir ehemals der Ersatz für jedes andere freundschaftliche Band war, da faßte ich meinen Entschluß und trachtete mich, so gut als es eben gehen wollte, den Verhältnissen anzupassen. Das zweite traurige Jahr dieser Periode fand mich schon stark, da es mich an seinem Vorgänger gestählt hatte. Um meine Klage und meine Mutlosigkeit zu bannen, brauchte ich mich nur an den Sommer des Jahres 1828 zu erinnern. Nachdem ich an den Vormittagen dieser Periode die Zeit mit allerlei Verdrießlichkeiten zugebracht hatte[1]), über-

1) Ich mußte damals täglich die Gläubiger Rasumoffskys, denen die Klagen Konstantines über die Zerrüttung ihres Vermögens

wältigte mich der Schmerz und ich fühlte, wie beim Diner sich Tränen mit meinen Speisen mischten, während ich *Rasumoffsky* durch ein Gespräch über gleichgültige Dinge von seinen Sorgen abzulenken suchte. Dann kam die Stunde des Spazierganges; ich führte die kleine *Georgine* in den Prater, wo ich sie unter der Aufsicht der Gouvernante ließ, während ich durch eine forcierte Promenade meine traurigen Gedanken zu betäuben suchte. Wie oft setzte ich mich, nachdem ich mich während einiger Stunden müde gelaufen, an einem einsamen Ort am Ufer der Donau nieder und ließ meinen Tränen freien Lauf, bis mein Gesicht davon ganz überströmt war. Niemand sah diese Anwandlung seelischer Schwäche, außer mein Bedienter, der wenige Schritte von mir entfernt stand und dessen mitleidiger Blick mir wohl tat. Ich suchte die Einsamkeit auf, und wenn ich allein war, bedrückte sie mich. Wenn ich dann endlich aufstand, holte ich Georgine ab und wir kehrten nach Hause zurück, wo mich Rasumoffsky und meine Tante schon mit ängstlicher Spannung erwarteten. Ich verließ den kühlen Garten trotz des schönen Abends, um mich in einem geschlossenen Salon an den Teetisch niederzulassen und las, nachdem das Gouter Georgines serviert und diese zur Ruhe gegangen

zu Ohren gekommen waren, entweder beruhigen oder befriedigen. (Notiz d. Verf.) — *Wassiltchikow* schreibt in seinem Werke „Les Razoumovsky" (französische Ausgabe von Brückner, II. 3, S. 245): „Die Situation des Fürsten verschlechterte sich. Die Gläubiger bestürmten ihn. Man erzählt, daß oft, wenn er ausgehen wollte, die Gläubiger im Vestibül auf ihn warteten. Ihre Reklamationen blieben aber erfolglos, denn Rasumoffsky genoß infolge einer besonderen Gnade Kaisers Franz die Wohltat der Exterritorialität, trotzdem er keinen diplomatischen Posten mehr innehatte. Daher konnte niemand seine Schuldenhaft verlangen, noch gegen ihn Klage erheben."

war, meinen zwei armen Alten Sprichwörter von *Leclerc*[1]) oder Erzählungen von *Marmontel*[2]) vor. Sie hatten es ja auch so nötig, sich zu zerstreuen! So endigten immer unsere Tage und ich war noch glücklich, wenn mir *Goëss* nicht heimlich einen Brief von Konstantine an ihren Gatten, der von Vorwürfen strotzte, zusteckte. Mit solchen Erinnerungen wird man ein nachsichtiger Richter der Gegenwart, sie sei, wie sie wolle!

Als Konstantine genesen war, fuhr sie nach Schwertberg und wir folgten ihr bald nach. Ihre Zärtlichkeit gegen ihren Gatten hatte sich nicht verändert, nur für mich zeigte sie kein wärmeres Gefühl. Fremde Leute, denen sie sich in der letzten Zeit anvertraute, hatten mich verleumdet und sie gegen mich aufgebracht; man ließ sie in mir das Hindernis ihrer Rückkehr in das Haus ihres Gatten sehen, man erzählte ihr, ich hätte Rasumoffsky beeinflußt, daß er nicht in die Stadt hatte ziehen wollen, man benützte mit einem Worte die falsche Stellung, in die mich die Abwesenheit meiner Schwester im Hause meines Schwagers versetzt hatte, um jede meiner Handlungen boshaft auszulegen. Was sollte ich tun, als abwarten! Ihre Vernunft hatte noch nicht das richtige Gleichgewicht erlangt, um alles gerecht beurteilen zu können. Es mußte ein Tag kommen, da sie sich sagen würde, daß die Freunde *eines* Winters eine vierzigjährige Freundschaft nicht

1) Michel Théodore *Leclerq* (1777—1851), französischer Dramatiker, bekannt auf dem Gebiete der „Proverbes", kleiner Salonstücke, in denen er die Sitten seiner Zeit pikant darstellte.
2) Jean François *Marmontel* (1723—1799), französischer Schriftsteller und Historiograph, Mitglied der Akademie. Unter seine Hauptwerke zählen die „Contes moraux" (1761), ziemlich anspruchslose, nicht immer „moralische" Erzählungen.

aufwiegen können. Doch hätten diese Leute, die ich kaum kannte, und auf die ich nie achtgegeben hatte, es sich wohl zweimal überlegen sollen, bevor sie mir das einzige Gut raubten, das ich noch besaß. Aber sie wußten es nicht besser; sie urteilten über alles dies, wie über eine Oper, einen Zwischenfall in der Kulisse oder in der Hundekomödie. Im übrigen waren sie nur ein Werkzeug des Schicksals, das Jahr 1828 bildete eine Aera, die andere vorbereitet hatten. Es rollte das Leben vor meinen Augen auf, es wischte die Illusionen fort, es wies mir einen steinigen, öden Weg. Ich mußte mich fürder auf mich selbst verlassen, denn alles wankte, nur der Glaube hielt mich aufrecht. Ich mußte die Straße allein wandeln, denn sie führte dorthin, wo man allein hinabsteigen muß, — auf der anderen Seite winkten als Lohn das Glück und die Liebe!

Anfangs Juli kam ich mit *Rasumoffsky* ebenfalls nach Schwertberg, nachdem ich es drei Jahre nicht mehr gesehen hatte. Ich fand Konstantine recht zufrieden, die Kinder meines Bruders reizend. Er selbst schien gedrückt, meine Schwägerin sagte, es seien seine Geschäfte daran schuld. Konstantine aber vertraute mir zuerst allerlei Gerüchte an, die über ihn herumliefen, und in der Tat schien es mir, daß ihn irgendein Dämon plagte, mit dem er nicht fertig werden konnte. Er fuhr oft nach Linz und kam immer mürrischer zurück. Seine Laune wurde dann der Schrecken des Hauses, besonders für die Kinder. Ich erinnerte mich lebhaft an Papa, und er sollte es auch tun, um diesen Fehler zu vermeiden. Aber so sind eben die Männer, die Torheiten der Väter gehen für die Söhne verloren. Wozu dient denn die Erfahrung? Ein im Flugsande ausgetretener Weg, in dem sich die Spur der menschlichen Tritte

um so mehr verwischt, je weiter sie vorschreiten. Ich entschuldige einen Mann von 35 Jahren, wenn er dem Triebe seiner Jugend nachgibt, aber er sollte es seiner Frau nicht entgelten, wenn er ihr untreu ist. Seine Aufmerksamkeit gegen sie verdoppeln, ist das beste Mittel, um ihren Verdacht einzuschläfern, und wenn man gegen jemand im Unrecht ist, so sollte man es wenigstens so einrichten, daß er zufriedengestellt wird.

Am 13. Juli spielten die Kinder zu Ehren Isabellas, deren Geburtstag gefeiert wurde, Theater. Es wurden „die kleinen Auvergnaten" aufgeführt, ein so rührendes Stück, daß ich schon bei den Proben fortwährend mit Tränen kämpfte und sogar bei der Aufführung trotz meiner lächerlichen Rolle — ich spielte einen Onkel — mich bedrückt fühlte. Konstantine war bei diesen Vorstellungen sehr geschäftig und obwohl sie diese Unruhe ermüdete, fühlte sie sich dabei doch glücklich.

Das Theater, in dem wir spielten, war dasselbe, daß vor mehr als 30 Jahren zum Geburtsfeste Großpapas errichtet wurde. Ich erinnerte mich, wie ich damals in Soldatenuniform „un mauvais sujet" (einen schlechten Kerl) darstellte. Ich hatte auf meinen gekräuselten und in einen Zopf zusammengedrehten Haaren eine Unmenge Puder und einen Degen an der Seite. Ich sang deutsche Verse, die ich heute noch weiß. Meine Rolle gefiel mir, nur hätte ich gar zu gerne gewußt, was „un mauvais sujet" bedeute; doch wollte es mir niemand sagen. Oft wurden auch Balletts unserer eigenen Komposition aufgeführt, Konstantine spielte immer die Hirtin, ich den Hirten und Isabella die Fee; wie beneideten wir sie, daß sie den pas de basque verstand,

ich konnte ihn nie lernen. Später spielte ich auf diesem Theater, von dem jede Dekoration eine Erinnerung an ein Familienfest war, gelegentlich der Heirat meiner ältesten Schwester den Henry V. in seiner Jugend — wie war ich da hübsch! — und erst Konstantine als Lady Clara, wie war sie reizend! Josefine gab Bethy, mein Bruder den Pagen und mein Vetter *Althann*[1]), der ein ausgezeichneter Schauspieler war, den Rochester. Keine Hochzeit unterhielt mich so, wie diese, jedermann fand mich hübsch und ich verstand damals, was dies bedeute. Eines Tages — ich war 17 Jahre alt — amüsierte ich mich in einer Männerrolle, die mir immer zufielen, damit, einem kleinen Fräulein unserer Nachbarschaft, die mich nicht kannte, den Hof zu machen. Sie hielt mich für einen jungen Mann, ich machte Fortschritte, und als ich ihr zum Abschiede die Hand drückte, sah ich, daß ich in ihrem Herzen einen lebhaften Eindruck hinterlassen hatte. Hoffentlich wurde dieser später durch einen würdigeren ersetzt! Einige Jahre darauf entstand ebenfalls auf diesen Brettern die Neigung Hans Weißenwolffs zu mir, und zwar in einem deutschen Stücke „das Rätsel". Ich sehe ihn noch vor mir, den armen Hans, bei den Proben und der Aufführung! Wie spielte er wahr! Auch behielt er diese Rolle noch lange, 16 Jahre später hatte er noch kein Wort davon vergessen. Ein Jahr nach diesem „Rätsel" waren Hans und ich, Franz *Hager* und *Kurz*[2]) oft auf der Bühne; damals hatte Hans mir bereits sein Herz eröffnet und unsere Rolle wurde hinter den Kulissen fortgesetzt. Die gleiche Dekoration, hinter der wir uns damals verbargen, diente auch bei der heutigen Vorstellung, sie

1) s. Bd. I. 101.
2) s. Bd. I. 349.

stammte aus einem Ritterstück; ich trug in diesem einen mit Draht gesteiften Kragen, den wir im Weinberger Archiv gefunden und der wohl vor vielleicht 200 Jahren einen ehrwürdigen Vorfahren geziert haben mochte. Der Kragen verhinderte nicht, daß mir Hans beim Verlassen der Szene einen Kuß gab, denn — das Erbstück meines Vorfahren war so steif, daß es mich hinderte, mich zu verteidigen!

XXXVIII. DER SALON METTERNICH. FRANZOSEN IN DEN WIENER SALONS. NAPOLEON I.

Bei unserer Rückkehr nach Wien zu Beginn des Septembers 1830 veranlaßten mich die Ereignisse, welche den Umsturz in Frankreich und die allgemeine Beunruhigung Europas hervorgerufen hatten, mich wieder in Gesellschaft zu zeigen, um auf dem Laufenden zu bleiben. Ich sah einige Leute, die mich orientierten, ich hörte mehrere vernünftige politische Urteile an und glaubte in meiner Neugierde Stoff zu finden, um meinen Geist, der so lange untätig gewesen, zu beschäftigen. Ich verbrachte täglich mehrere Stunden in der intimen Gesellschaft Metternichs, und um mich dafür zu trösten, daß ich die Gabe der Bewunderung verloren, machte ich mich daran, jeden Abend die Gesichter der Minister zu beobachten. Das dauerte nicht lange, da die Herzogin von *Sagan*, bei der ich täglich den Fürsten *Metternich* sah, auf das Land zurückkehrte. Neben allen Neuigkeiten und politischen Gesprächen, wobei das Interesse des Tages der Konversation des Fürsten Metternich ein ganz ungewöhnliches Relief gab, amüsierte es mich, seinen Charakterzügen zu folgen, ähnlich wie man das Bild eines Autors betrachtet, dessen Buch man gelesen hat. Er gehörte nicht zu den Menschen, bei denen wenige markante Striche genügen, um ihr ganzes Wesen auf den ersten Blick zu erkennen.

Was dieses anlangt, so war sein Äußeres von seinem Charakter grundverschieden; über letzteren könnten nur Einzelheiten Aufschluß geben, ich meine, man müßte den Fürsten in allen Situationen seines Lebens verfolgt haben, um ein ganz richtiges Urteil abgeben zu können. Seine Seele oder vielmehr sein Geist, denn dieser war darin die Hauptsache, setzte sich aus so verschiedenen und doch so gut amalgamierten Elementen zusammen, daß es äußerst schwierig war, sie einzeln zu erkennen, er war ein Arkanum, das die Chemie vornehmen müßte, um es zu analysieren.

Die Ereignisse in Frankreich, diesem Krater kleiner oder großer Vulkane, die täglich ihre Flammen in einen anderen Teil Europas schleudern, der neuerliche Umsturz des Rechtes durch die Gewalt, des Althergebrachten durch das Neue, der Politik durch die vollzogenen Tatsachen, boten *Metternich* ein weites Feld für seine Kombinationen und Sorgen. Man sah ihn auch manchmal in ernster Betrachtung versunken, in gewissen Augenblicken verdüsterte sich seine Herrscherstirne und in dieser gewitterschwülen Ruhe schienen sich Blitze zu verbergen, — ein Moment, der die kleinen, die Blicke dieses Jupiters tonans ängstlich verfolgenden Höfe erzittern machte. Dann wieder zeigte ein halb verächtliches, halb verschlagenes Lächeln dem Auditorium an, daß Seine Durchlaucht unterhalten zu werden wünschte und der Schrecken löste sich in ein oberflächliches Geplauder auf.

Niemand liebte es so wie *Metternich*, das Burleske mit dem Ernsthaften zu mischen, man sah ihn gelegentlich der Konferenzen auf dem Kongreß zu Verona Karrikaturen auf einen Papierfetzen zeichnen. Diese geistige Oberflächlichkeit war aber nur künstlich und oft nur

eine Kriegslist, um denen Beruhigung einzuflößen, nach denen er seine Netze ausspannte. Die Mystifikation war sein Element, das „Talent seines Genies", wenn ich mich so ausdrücken darf, aber auch das Ausruhen seines Geistes. Seine intimen Freunde und seine Untergebenen waren oft das Stichblatt seiner Fopperei, deren Derbheit ihnen wohl weniger spaßhaft erscheinen mochte, als dem Urheber. „Gestern (7. September 1830)", sagt mein Tagebuch, „erzählte uns Baronin *Stürmer*[1]), die von Paris zurückkam, daß man ihr in München sagte, in Wien sei eine Revolution gewesen, und man habe 200 Personen hingerichtet. Metternich lachte sehr darüber, dann drehte er sich plötzlich ganz ernst zu dem Polizeiminister um, der, hager und seit dem Monat August ganz aschgrau, sich in einer anderen Ecke des Zimmers unterhielt, und rief: ‚Hören Sie, *Sedlnitzky*[2]), man hat der Baronin Stürmer in München gesagt, es wäre hier Revolution und der Polizeiminister sei aufgehängt worden.' Der Arme verzog ganz jämmerlich das Gesicht und antwortete: ‚Die Leute sind wohl imstande, so etwas zu sagen.' — ‚Es gäbe auch andere, die es wirklich tun würden', fügte Metternich hinzu und dann erzählte er, daß er diesen Morgen sich einen Spaß gemacht habe, *Gentz* eine heillose Angst einzujagen: ‚Ich sagte ihm, daß man nach dem Stande der Ereignisse auf alles gefaßt sein müsse. Ich bin dar-

1) Bartolomäus Freiherr (s. 1842 Graf) *Stürmer*, geb. 26. 12. 1787, † Wien 14. 7. 1863, k. k. Geh. Rat, Internuntius u. bev. Minister bei der Pforte (bis 1850), war 1816—18 der kais. Kommissär auf St. Helena; er heiratete am 19. 8. 1815 Ermance Katharina Freiin v. Boutet, geb. 25. 2. 1797.
2) Anton Graf *Sedlnitzky* (1776—1850), k. k. Kämmerer, Geh. Rat und Polizeiminister, heiratete 7. Januar 1808 Maria Anna Gräfin *Wilczek* (1781—1850).

auf vorbereitet, gehängt zu werden und Sie werden es auch, treffen Sie, mein lieber Gentz, demgemäß Ihre Vorbereitungen.' — ,Was das für scheußliche Proposition sein', rief der unglückliche Gentz aus, indem er das Gesicht in seinen Händen barg, ,nein, nein, ich werde nicht gefangen.' — ,Ohne Zweifel, wenn ich es werde, können Sie dem Stricke nicht entkommene. Gentz, blaß vor Schrecken, sträubte sich und protestierte. Er stieß immer wieder heraus: ,Nein, nein, ich werd' nicht gefangen.' Endlich fragte ihn Metternich, warum er denn nicht gefangen werden würde? ,Weil, lange bevor nur die leiseste Ahnung von einer Gefahr vorhanden wäre, ich schon durchgegangen sein würde'."

Am 3. Dezember verbrachte ich den Abend bei Rosalie *Rzewuska*[1]), einem Blaustrumpf ärgster Sorte; viel Geist und noch mehr Bekannte, Überreste verblichener Schönheit, die Haare in einem alten, braunen Netz verwahrt, eine vernachlässigte, beinahe schmutzige Toilette und zu kurze Ärmel. Ihr Salon war der einzige Zufluchtsort in Wien für Gelehrte, fremde Literaten, Reisende und manchmal auch für recht unbedeutende Inländer. Sie stellte mir einen französischen Schriftsteller namens *Riaux*[2]) vor, erklärte mir mit lauter Stimme alle seine Verdienste und ließ uns dann wie zwei Personen stehen, die miteinander einen Kontre-

1) s. Bd. I. 343 u. II. 303.

2) Die Verfasserin schreibt diesen Namen auch *Rieaux*. Möglicherweise hat die Verfasserin diesen Namen nicht richtig geschrieben, da in ihrem roten Album (im Besitze des Dr. A. Fgidor, Wien) ein „Los Rios" 1826 porträtiert ist, der mit dem in den „Souvenirs" der Baronin Montet (S. 189f.) erwähnten „lovelace si hardi et si entreprenant, si gai, si fou, si mauvais sujet" Graf (?) (Chevalier) de *Los Rios* identisch sein könnte. Er galt als natürlicher Sohn des Herzogs von *S. Fernando*, war sehr geistreich und amüsant, aber auch ein großer Libertin.

tanz ausführen wollten. Die Situation hätte lächerlich werden können, wenn nicht mein Partner, der nicht schüchterner war, als es sich für einen Franzosen geziemte, einen Gesprächsstoff mit einer derartigen Zungenbeweglichkeit ergriffen hätte, daß innerhalb fünf Minuten unser beiderseitiges Interesse an einem literarischen Thema wachgerufen war. Diese Begegnung unterhielt mich um so mehr, als sie in Wien ungemein selten ist, ich meinte, 300 Meilen von hier entfernt zu sein. Es war wie ein Regen von Geist, Einfällen und Gelehrsamkeit, ich fühlte mich gleichsam überschwemmt von treffenden Ausdrücken, die in den harmonischen Wellen einer glänzenden, klaren und fehlerfreien Sprache daherströmten. Ich bewunderte, antwortete, horchte und diskutierte und zwar mit einer Lebhaftigkeit, daß ich fast den Atem verlor, denn mein guter Partner ging in einem Tempo vor, daß das Gespräch auch keinen Augenblick stockte. Ich begreife es heute noch nicht, wie mein ruhiger und ungeübter deutscher Verstand in diesem ungleichen Wettstreite halbwegs ehrenvoll bestehen konnte. Mit einem Worte, ich kehrte nach einer Stunde des lebhaftesten Wortgeplänkels mit mehr Ideen nach Hause zurück, als ich in den letzten vier Jahren meines Wiener Aufenthaltes seit meiner Rückkunft aus Paris aufgenommen hatte.

Dieser M. *Riaux* war geistreich wie ein Franzose, feurig und überschwenglich wie ein Italiener, gelehrt wie ein Deutscher. Er hatte eine begeisterte Vorliebe für die melancholische nordische Poesie. In München habe er, wie er sagte, unter den Gelehrten und Dichtern ein viel gründlicheres Verständnis für die Künste gefunden, wie im Süden. Darüber sprach er eine Menge schöner und beredter Phrasen, die mich aber dennoch

nicht überzeugen konnten. Ebensowenig seine Theorie über die Poesie, die nach ihm nur in einer tugendhaften Aufwallung bestehen könne, denn sie sei die mächtigste Stütze der Tugend. Das Böse, erläuterte er, binde uns nur um so mehr an die Scholle, während die Poesie die Fesseln sprenge und die Seele zum Himmel emporhebe. Ich war nicht ganz seiner Ansicht und er hörte mit einer für einen Gelehrten bewunderungswürdigen Nachsicht meine Gegengründe an. Auch mir scheint die Poesie durch einen göttlichen Hauch in der Seele des Menschen entzündet worden zu sein, sie ist gleichsam die Erinnerung ihres göttlichen Ursprunges. Dieser Funke glimmt weiter trotz Asche und Staub, womit ihn unsere verkommene prosaische Natur zu ersticken sucht. Aber — er leuchtet nicht nur für das Gute, nein, auch das Böse kann seine Poesie haben, denn können wir die der Leidenschaften leugnen? Warum sollten auch die Leidenschaften nicht poetisch sein? Wurden nicht auch sie an den Stufen des Thrones des Ewigen geboren? Und war nicht der Genius des Bösen auch nur ein gefallener Engel?

Vielleicht finde ich auch auf Grund derselben Meinungsverschiedenheit in der christlichen Religion nicht mehr Poesie, wie in der heidnischen. Diese, nur zu den Sinnen sprechend, belebte die ganze Natur und nur die Allegorie allein ließ den Menschen, indem sie die glänzenden Schleier des Lebens hinweghob, dahinter ein dunkles und geheimnisvolles Schicksal sehen. Der christliche Glaube lehrt uns im Gegenteil die Nichtigkeit dieser Welt und nimmt ihr dadurch allen verführerischen Glanz; er richtet unseren Blick jenseits des Lebens auf die Ewigkeit. Die Phantasie verliert

sich in tiefen Gedanken, sie vergräbt sich in der Metaphysik — und die Poesie flüchtet!

Eine andere Behauptung Riaux', die leider auf Erfahrung beruhte, leuchtete mir durch ihre Wahrheit ein, obgleich sie mich mit Rücksicht auf die Griechen betrübte, nämlich die, daß kein Volk jemals eine Wiederauferstehung weder hatte noch haben werde. Er unterstützte diesen Satz mit allerlei gelehrten Beweisen und meiner Meinung nach ließ sich dagegen nichts einwenden. Riaux selbst war damals mit einem Werk über die Fortschritte des menschlichen Geistes bei den verschiedenen Völkern beschäftigt, worin er klar zu beweisen suchte, daß sowohl einzelne Personen, wie ganze Völker ihre Epoche der Kindheit, Jugend, Manneskraft, der Hinfälligkeit und des Sterbens, aber niemals eine der Wiederauferstehung haben. Das Bild, welches er mir über sein Werk entwarf, war eine durch ihre Folgerichtigkeit und Klarheit bewunderungswerte Skizze zu demselben.

Riaux bat mich um die Erlaubnis, sich bei uns vorstellen zu dürfen, ich mußte schon bei dem Gedanken lachen, ihn mit seinen verrauften Haaren, seinen funkelnden Augen, schwarzen Nägeln, seiner Gelehrsamkeit und übersprudelnden Beredsamkeit den großen, runden Augen meiner guten Tante und dem Schafsgesicht der armen Henriette *Carneville*[1]) gegenüber sitzen zu sehen.

Anfangs Dezember mußte Riaux ganz plötzlich nach Paris zurück. Mitten in seinem Wettlaufe mit der Begeisterung und Überspanntheit wurde er durch die Nachricht über den Bankerott seines Bruders und seines Verlegers zum Stoppen gebracht. Da er nunmehr

1) Kammerfrau der Fürstin Rasumoffsky.

zur äußersten Einschränkung verurteilt war, mußte er auf einen Erwerb bedacht sein, der rascher zu einem Einkommen führte, wie seine bisherige Dichterlaufbahn.

Ich vermißte schmerzlich seine Morgenbesuche, die mir immer eine Quelle der Belehrung und neuer Ideen gewesen. Ich schöpfte aus ihnen den Stoff zu meinen einsamen Träumereien, ich konnte da meine Gedanken entwickeln, wozu ich sonst fast niemals Gelegenheit hatte, ich genoß diesen Austausch der Phantasie und tiefer Betrachtungen, worin unsere Gespräche bestanden.

Unsere Unterredungen hatte ich in die Stille meines Zimmers gebannt, da ich bei Riaux' erstem Besuche bemerkt hatte, wie unsere Erörterungen über den Horizont eines Salons gingen. Mein Partner ließ mir dabei auch nicht die geringste Freiheit und unsere Tête-à têtes in der Gesellschaft wären zum allgemeinen Gespötte geworden. Diese armen gelehrten Enthusiasten, an die Einsamkeit in ihren vier Wänden oder an die nur zum Herzen sprechenden Bilder der Natur gewöhnt, haben nur selten einen Blick in das Labyrinth der gesellschaftlichen Gebräuche und Konvenienzen getan. Da sie dieses Studium versäumten, so passen sie nicht in die große Welt und weil sie jener Feinheit des Taktes entbehren, die den Manieren Anmut verleiht, so lacht man über sie und nicht mit Unrecht, denn warum betreten sie ein Gebiet, das ihnen unbekannt ist? Es geht ihnen, wie jenem fabelhaften Pegasus, der, als er in einen Pferdestall ging, von den friedliebenden Tieren, die er dort vorfand und deren Raufen er durch Ausbreiten seiner Schwingen in Unordnung gebracht hatte, gar bald hinausgejagt wurde. Ich bedauere meine Freunde, die Enthusiasten, wenn ihnen ein derartiges Mißgeschick passiert, ich kann sie aber nicht verachten,

wenn sie, von dem Stachel der Eigenliebe getrieben, von ihren Wolken herabsteigen, um inmitten des gemeinen Haufens ihr Licht leuchten zu lassen. Was hat jedoch das heilige Feuer mit den Kerzen des Salons gemein? Was mich anlangt, so hatte ich seit langem gelernt, seinen Funken in meinem Busen zu verschließen. In der Stille und Einsamkeit erleuchtet er mich und erwärmt meine Seele, wenn sie in der kalten Atmosphäre des Lebens und der Welt zu beben anfängt.

Ende 1830 hielt der Prozeß der Minister *Karls* X. alle Welt in Atem. Diese große Rechtssache wurde inmitten des Lärmens einer drohenden Bevölkerung mit Ruhe und Unparteilichkeit entschieden. Dieses des Altertumes würdige Beispiel muß der Nachwelt beweisen, daß das 19. Jahrhundert trotz aller Verleumdungen und Irrtümer noch Denkmale von Größe und Tugend für das Buch der Weltgeschichte liefern kann. Ein anderer bewunderungswürdiger Zug lag in der Wahl eines Verteidigers seitens *Polignac*[1]), indem er dieses Amt demjenigen übertrug, der ihn am meisten beleidigt und ihn gestürzt hatte und andererseits in der edlen und hinreißenden Art, wodurch sich dieser Mann (Graf *Martignac*) eines solch ehrenden Vertrauens würdig zeigte. Dies bewies, daß dieser traurig berühmte Polignac, dessen Unwissenheit sich über alles verbreitete, sich wenigstens auf die Tugend verstand.

1) Der bekannte französische Minister Jules Auguste Armand Duc de *Polignac* (1780—1847), der Urheber der Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, welche die Julirevolution und den Sturz der Bourbonen nach sich zogen. — Am 15. August 1830 in St. Lö verhaftet, wurde er am 21. Dez. zu ewigem Gefängnis und bürgerlichem Tode verurteilt. Sein edler Gegner, der französische Staatsmann Jean Bapt. Gage, Vicomte de *Martignac* (1776—1832) verteidigte ihn sehr geschickt, konnte ihn aber nicht retten. Polignac wurde jedoch 1836 amnestiert.

In den Wiener Salons zeigten sich damals zehn oder zwölf Franzosen, von denen höchstens zwei in ihrer Meinung übereinstimmten. Diese Auswahl war kein Trost für die Sicherheit der Stimmung unter den Millionen, die Frankreich bewohnten. Ich habe von diesen Herren einige kennen gelernt, deren Berühmtheit zum mindesten anrüchig war.

Zuerst den Duc de *Montbel*[1]), Exminister Karls X. Er war ein sanfter und in seinem Auftreten fast demütiger Mann, dessen Züge wenig Adel, aber den Ausdruck eines wirklich ehrlichen Menschen verrieten, verschönt durch eine Spur von Melancholie, die das Unglück ihnen eingeprägt hatte. Er sprach gut, jedoch langsam und ohne Schwung; man mochte ihn vielleicht anhören oder bewundern, denn ein gesunder Menschenverstand drückte sich in seinen Worten aus, aber man blieb kalt. Weder in seinen Gesprächen, noch in seinem Antlitz vermochte man einen Funken Genies zu entdecken.

Dann M. de *Frenilly*, Expair Karls X. (obgleich sein Vater Kammerdiener des Herrn N. N. war). Er machte die Julirevolution mit und schrieb einige literarische Fragmente, in beiden Richtungen hatte er sich einen gleich mittelmäßigen Ruf erworben. Im übrigen sehr geistreich, dünkelhaft, Haarbeutel, Manieren à la Rokoko, antiromantisch, kurz ein Emigrierter, wie er im Buche stand.

Der Marquis Auguste de *La Rochejaquelin*[2]): Edles,

1) Napoléon Auguste Lannes, Duc de *Montebello* (1801—1874), Pair von Frankreich, Verfasser des „Duc de Reichsstadt" 1832, eines der besten Werke über diesen unglücklichen Kaiserssohn.

2) Henri Auguste Duverger Marquis de *Larochejaquelin* (1805 bis 1867), Pair von Frankreich, legte nach der Julirevolution diesen Titel ab und beteiligte sich an legitimistischen Bewegungen. Unter Napoleon III. wurde er Senator.

mit einer stolzen Narbe geziertes Antlitz, dessen regelmäßige und feine Züge an die Porträts seines Bruders Henry erinnerten. Große Reserve, mittelmäßiger Verstand und eine an Fanatismus grenzende Frömmigkeit, deren kleinliche Auffassung zu jedem anderen Krieger besser passen würde, als zu einem Soldaten der Dulderarmee in der Vendée. La Rochejaquelin läßt uns das 19. Jahrhundert vergessen und führt uns in die Zeit der Kreuzzüge zurück oder vielmehr in jene Tage, da das über dem Herzen der Glaubensstreiter befestigte Kreuz der feindlichen Waffe den Weg zum Heiligtume zu weisen schien, worin sich der Glaube hineingeflüchtet hatte.

Der Marschall *Marmont*[1]): Hohe, antike Gestalt, edles, finsteres Gesicht, schwarze, dichte Augenbrauen, über denen eine schicksalsschwere Wolke zu thronen scheint. Melancholischer, ernster Ausdruck, den aber ein gütiges Lächeln seltsam mildern kann. Viel Geist und Zauber im Gespräche, vollkommen aristokratische Manieren, natürliche Würde, die aber mehr dem Verdienste, als der Geburt ihren Ursprung verdankt. Ruhige Zurückhaltung, aber eine gewisse Beweglichkeit in den Zügen, die Leidenschaften verbergen soll, welche sein trauriges Geschick noch immer nicht zu unterdrücken vermochte. Sein Adjutant M. de *La Rue*[2]), für den Marmont, wie man sagt, berechtigterweise eine *väterliche* Zuneigung zeigte, hatte ein Antlitz, das dem des Marschalls ungemein ähnelte, es sah aus, wie von Horace *Vernet* gezeichnet. Militäradel, lebhafter Blick, stolze Miene, martialischer Schnurrbart, Geist, Beweglichkeit und ein brennender Wunsch, durch edlere Taten seine Pflichtvergessenheit bei den Juliereignissen zu verwischen.

1) s. Bd. III. 349. — 2) s. Bd. IV. 121.

Marschall *Marmont* kam mit seinem Adjutanten oft zu uns und ihre Gesellschaft war mir nicht nur wegen ihrer persönlichen Eigenschaften, sondern auch wegen ihrer Erzählungen über die letzten Tagesereignisse sehr angenehm. Der Marschall interessierte mich aber noch mehr, wenn er von Kaiser Napoleon sprach. Seit der Belagerung von Toulon hatte er fast nie den größten Mann der Weltgeschichte (wenn man Mahomed ausnimmt) verlassen. Die Details, welche Marmont über den Charakter und die Taten Napoleons geben konnte, waren derart, daß sie die Aufmerksamkeit während Stunden festhalten konnten, sie werden eines Tages in den Memoiren veröffentlicht werden, die der Marschall herausgeben will. Um aber einmal vergleichen zu können, was Marmont von dem, was er uns erzählte, in sein Werk hineingenommen hat oder nicht, will ich einige seiner Anekdoten hier jedenfalls verewigen.

Nach ihm war *Bonaparte* die eine Hälfte seines Lebens übernatürlich groß, die andere ein Narr. Er war das würdigste Werkzeug, dessen sich eine höhere Macht bediente, um die Menschheit zu erschrecken und zu züchtigen, das sie aber zerbrach, sobald sie seiner nicht mehr bedurfte. Napoleon selbst fühlte sich als Genie, er verspürte in sich eine übermenschliche Kraft, er hielt seine Größe fast für unabhängig von seinem Willen und ließ sich manchmal zu dem Glauben verleiten, er sei, da aus einem göttlicheren Stoffe geformt als die übrigen Menschen, berufen, diesen seinen Kult aufzuzwingen. Oft rief er aus: „Ich bin zu spät auf die Welt gekommen, sie ist zu zivilisiert! Die Menschen sind zu große Räsoneure, sie wollen meine Übermacht über sie nicht verstehen. In früheren Zeiten hätten sie mir Altäre errichtet."

Als er ein anderes Mal ein ähnliches Thema angeschlagen und Alexander d. Gr. zitiert hatte, fügte er hinzu: „In der Geschichte gibt es nur einen Mann, den ich beneide, dies ist Jesus Christus, weil er einen Kult gründete, dessen Gegenstand *er* war.“

Trotz dieses Überschäumens eines maßlosen Stolzes war Bonaparte für seine Freunde sanft, menschlich und wohlwollend, gegen seine Feinde großmütig, sobald sie außer Stande waren, ihm zu schaden. Marmont illustrierte diese Behauptung durch mehrere Beispiele, die ihm gerade durch den Kopf gingen. Er zollte Napoleons Grausamkeit den gefangenen Feinden und der Pest in Ägypten gegenüber seinen Beifall, indem er sagte, es sei nötig gewesen, den unausbleiblichen Tod, dessen Verzögerung die Zahl der Opfer unendlich gesteigert hätte, zu beschleunigen. *Bourrienne*[1]) hat sich desselben Argumentes mit vollster

1) Louis Antoine *Fauvelet* de *Bourienne*, Geheimsekretär Napoleons, geb. zu Sens 1769, gest. 7. 2. 1834 zu Caën. Über ihn schreibt die Verfasserin an anderer Stelle: „Er zeigte uns Napoleon ohne Strahlenkrone mit den nüchternen Farben der Wirklichkeit, mit der ganzen Lebhaftigkeit eines nach der Natur aufgenommenen Bildes. Vielleicht verlor dadurch Napoleon den Nimbus, womit man die Halbgötter der Geschichte zu umgeben gewohnt ist, doch gewann er in dieser scharfen Beleuchtung, weil man der Phantasie nichts mehr schuldete. In seiner wirklichen Größe noch groß, steht er ein Koloß zwischen den vergangenen Jahrhunderten und unserer Nachwelt. Seine Überlegenheit über seine Zeitgenossen isoliert ihn in einem solchen Grade, daß man fast versucht wäre, ihm ein ganz fremdes Naturell zuzuschreiben. Trotz einiger armseliger, kleiner Fehler und Schwachheiten, die Napoleon als Menschen erkennen lassen und von denen Bourienne uns keinen verschweigt, steht er dennoch durch seine geistige Kraft so sehr über den anderen Menschen, daß man glaubt, ein Riese wandle über Zwerge.“ — Bourienne trat später zu den Bourbonen über, wurde unter Ludwig XVIII. Polizeipräfekt von Paris und Staatsminister. 1829 vollendete er sein zehnbändiges Werk „Mémoires sur Napoléon“.

Überzeugung bedient und Bourrienne liebte Napoleon nicht.

„Le mémorial du prisonnier de St. Hélène" hielt Marmont für ein Diktando Napoleons, denn er fand darin seine Gedanken, sein Genie, die ihm vertrautesten Ausdrücke wieder; außerdem sind die beiden einzigen Manuskripte, die existieren und von denen das eine voller Korrekturen ist, auf dem nämlichen Papier geschrieben, das eine englische Firma, die seither zu existieren aufgehört, dem „Northumberland" bei der Abreise Napoleons nach St. Helena geliefert hatte. Daß die Schrift nicht die des Kaisers sei, sagte Marmont, könne nicht als Gegenbeweis gegen die Authentizität des Manuskriptes dienen, denn Bonaparte schrieb so schlecht, daß er selbst oft seine Schrift nicht wiederlesen konnte, und zog es daher vor, sich der Feder eines Mannes zu bedienen, der seinen blitzartigen Gedankenexplosionen zu folgen gewohnt war.

Am 24. Januar 1831 war ich bei der Hochzeit Fannys *Esterházy* mit dem Witwer Stefan *Károlyi*[1]), — beinahe eine Liebesheirat. Sie war pompös, feierlich, großartig, die Kerzen, die Diamanten, der Schmuck und die Gesichter, alles glänzte. Ich sagte mir, indem ich die junge, so zufriedene und hoffnungsfrohe Frau sah, der alle Welt Glück prophezeite, und die sich, von so viel Wohlwollen und Liebe umgeben, wirklich gegen jede Widerwärtigkeit des Schicksales gefeit glauben konnte: „In einigen Stunden wird sie mit dem Manne, an den sie ein kleines Wort lebenslänglich bindet, *allein*

1) Stefan Graf *Károlyi* (1797—1881), k. u. k. Kämmerer und Geh. Rat, heiratete am 24. Januar 1831 Gräfin Franziska *Esterházy*, geb. 17. 11. 1810, gest. Fáth 15. Februar 1844.

sein. Heute verspricht er ihr Glückseligkeit, aber in zehn, aber in zwanzig Jahren? Wenn Verbitterung und Abneigung die Liebe und Hoffnung ersetzt haben, dann wird sie noch immer mit diesem Manne allein sein, an den sie soeben das kleine unbedeutende Wort fesselte!"

XXXIX. DER HERZOG VON REICHSTADT

(NACH MEINEM TAGEBUCHE)

30. Dezember 1830: Seit einigen Wochen ist ein neues Gestirn am Horizonte der Wiener Salons aufgetaucht; es flimmert, aber es glänzt noch nicht genug, um sein Wesen beurteilen zu können. Alle Augen sind darauf gerichtet und suchen zu erraten, ob es ein schöner Planet wird oder nur ein einfacher Stern, der seinen Glanz entlehnt hat. Doch es gibt leider hierzulande wenig Astronomen, die darüber urteilen könnten. Dieses Gestirn ist der Herzog von *Reichstadt*, der Sohn *Napoleons*, des Kaisers der Franzosen. Welch schöner Name, den er erben sollte und den man ihm genommen hat![1]) Wenn der Herzog aber in seiner Seele nur einen Bruchteil väterlichen Vermächtnisses besitzt, wird er dann nicht auch das übrige zurückgewinnen können? Er ist schön und zwanzig Jahre alt, vom Vater erbte er die Stirne und den Blick, wird er aber auch sein Genie besitzen? Man könnte von ihm, wie von dem Lafon-

1) Napoleon Franz Josef Karl *Bonaparte* erhielt bei seiner Geburt am 20. März 1811 den Titel eines Königs vom Rom; nach dem Sturze seines Vaters kam er 1814 nach Schönbrunn. Am 8. Dezember 1817 genehmigte Kaiser Franz den Titel eines Herzogs von Mödling, wogegen die Mutter des Prinzen Bedenken äußerte. Mit kaiserlichem Patent vom 22. Juli 1818 wurde der Name Napoleon fallen gelassen und der Titel eines Herzogs von *Reichstadt* (mit d. Titulatur „Durchlaucht") und ein Wappen verliehen.

taineschen Marmor fragend ausrufen: „Sera t'il Dieu, table ou cuvette?“ Seine Umgebung, von oben angefangen, ist so mittelmäßig, daß sie es gewiß nicht erraten wird. Sie sagen nämlich folgendes: „Der Herzog verstellt sich, er hat Verstand und ist besonnen, man darf ihm aber nicht trauen.“

Ich habe öfters mit dem Kaisersohne geplaudert und will meine Beobachtungen getreulich niederschreiben.

Er sucht jedes Gespräch sofort interessant zu machen und es gelingt ihm auch, je nach der Person, mit der er zu tun hat. Er besitzt Witz, ist maßvoll und obwohl offenherzig scheinend, späht er doch lieber die Gedanken seines Partners aus, als daß er seine Ansicht verrät. Er gewinnt alle Herzen, aber ich fürchte, daß er daraus eine Art Studium macht. Mit seinen durchdringenden Augen und dem hinreißendsten Lächeln schmeichelt er der Eigenliebe durch glücklich gewählte Worte und durch sein offenes Bestreben, zu gefallen. Wäre er König von Rom geblieben, so würde man ihn vergöttert haben, vielleicht hätte man ihn aber dadurch verdorben. Möglicherweise erzielt übrigens die Mittelmäßigkeit aller Personen, denen er hier begegnet, denselben Erfolg. Hat die Unermeßlichkeit oder die Beschränktheit, zwischen denen er seit seiner Geburt wandelte, seinen Charakter geformt? Es ist entzückend, wie er mit den alten Offizieren kokettiert[1]), er tut es auch, aber in ganz anderer Art wie mit den Ministern und Leuten, von denen sein Geschick abhängt. Ich beobachtete ihn eines Tages, wie er mit Gentz sprach.

1) Die Verehrung des Herzogs von Reichstadt schon in seiner Kindheit alten Militärs gegenüber beweist sein Verhalten gegen den FM. Fürsten de Ligne. Im Infanterieregiment Nr. 30 (früher de Ligne) lebt die Tradition daran noch fort.

3. Februar 1831: Mein Interesse auf den Bällen ist seit einiger Zeit dem Studium des Herzogs von *Reichstadt* gewidmet. Wäre ich zehn Jahre jünger, so würde es mir schwer fallen, denn seine Auszeichnungen und seine geschickte Koketterie, die er im Gespräche verwendet, möchten mir dann den Kopf verdrehen. Heute ist es anders, meine Phantasie ist vor allen Enttäuschungen gefeit und ich besitze also die für einen Beobachter nötige Ruhe. Selbst wenn ich manchmal für dieses poetische, zwischen Erinnerung und Hoffnung schwebende Wesen mich begeistere, so ist es doch nur ein vorübergehendes Gefühl, etwa wie das des Galvanismus. Mit über vierzig Jahren hat man wohl das passende Alter für einen Richter.

4. Februar: Über einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der in der Mittelmäßigkeit aufgewachsen, deren einziges Kleid die „Livree“ ist, zu urteilen, ist nicht leicht. Ich bemerke wohl, wie er Eile hat, dieses ungewohnte, ihm fremde Kleid abzulegen, wie er es liebt, seine Verkleidung halb zu öffnen, um sich zu erkennen zu geben. Darf man aber dem glänzenden Schmetterlinge trauen, der darunter erscheint? Ich bin noch weit davon entfernt, dies beurteilen zu können. Alles an ihm ist rätselhaft, selbst sein Alter, denn man hat ja nicht allein dasjenige, welches man sich nach seinem Geburtstage berechnet. Seine Gestalt ist die eines Jünglings, sein Lächeln das eines Kindes, sein Blick der eines Mannes. In seiner Konversation findet sich dieselbe Mischung, manchmal glaube ich, daß meine Gedanken die seinen überflügeln, dann wieder ist es umgekehrt. Ich will daher meine Schlüsse nicht übereilen, sondern lieber das Resümee eines jeden unserer Gespräche wiedergeben. So wird sich ein Beweis an den anderen



Moritz Graf Dietrichstein (1775—1864).
Gouverneur des Herzogs v. Reichstadt.

Aus dem roten Album der Verfasserin
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

reihen, auf deren Basis ich dann mein Verdikt fällen kann.

Vor zwei Tagen ließ er sich den Marschall *Marmont* vorstellen und sprach ihn folgendermaßen an: „Ich bin entzückt, Herr Marschall, die Bekanntschaft eines der ältesten Begleiter meines Vaters machen zu können." Das Gespräch währte lange, der Herzog versäumte zwei Walzer und er, wie auch der Marschall schienen mehrmals gerührt zu sein. In der Öffentlichkeit sprach man viel darüber, namentlich schrieben die französischen Zeitungen allerhand übertriebenes Zeug, wahr ist nur, daß Marmont sehr viel erzählte und der Herzog aufmerksam zuhörte und daß beide aneinander Gefallen fanden.

Von diesem Tage an besucht der alte Krieger den Herzog mit Erlaubnis der maßgebenden Stellen zweimal in der Woche, um dem Sohne Napoleons von den Kriegen seines Vaters zu erzählen. Er spricht von dessen Fehlern, wie von dessen Ruhmestaten und antwortet auf die sehr intelligenten Fragen (so wörtlich der Marschall) seines Schülers. Graf *Dietrichstein*[1]) ist immer anwesend. Was muß wohl der Mann von St. Helena empfinden, wenn sein Blick sich vom Himmel auf die Erde niedersenkt und er den geliebten Sohn mit dem ältesten Zeugen seines Ruhmes seine glorreichen Siege studieren sieht?

Der Marschall sprach mit mir voll Rührung über seinen neuen Beruf, sein Blick schien den Gedanken

1) Graf Moriz *Dietrichstein-Proskau-Leslie* (1775—1864), Adjutant des FML. v. Mack, als Militär unbedeutend, zeitweilig beurlaubt, trat erst wieder nach dem Wiener Kongreß hervor. Er war von 1815—32 Erzieher des Herzogs von Reichstadt, 1821—26 Hoftheaterdirektor, dann bis 1848 Präfekt der Hofbibliothek und Direktor des Münz- und Antikenkabinetts, machte sich als Mäzen der Künste und Wissenschaften einen Namen (Freund Beethovens).

vollenden zu wollen, der besagte, er hoffe so auf Versöhnung mit dem großen Schatten, den er im Unglücke verlassen hatte. Reichstadt äußerte sich über Marmont einem Freunde gegenüber: „Ich muß bei ihm allerdings über manches den Schleier der Vergessenheit werfen, aber dies ist eben meine Bestimmung. Was wäre ich, wenn ich nicht vergessen könnte?“

6. *Februar:* Vor zwei oder drei Tagen saß ich nach dem Tanze an einem Tische, der nicht weit von dem entfernt war, woran der Hof speiste. Ich wollte Herrn de *La Rue*, der mir beständig den Hof machte, dazu ermuntern, auf die Gesundheit Napoleons II. zu trinken. Er schlug es ab, worauf ich und noch eine andere Dame ihn dazu im Scherze zu zwingen suchten. Als ich aufblickte, ruhten die Augen des Herzogs von *Reichstadt* auf mir. Er hob sein Champagnerglas, ohne daß es jemand bemerkte, und trank mir mit einem reizenden Lächeln zu. Ahnte er den Inhalt meines Gespräches mit de La Rue und wollte er mir dafür danken?

7. *Februar*: Ich fand heute Gelegenheit, ihm mein Vergnügen über seine gestrige Aufmerksamkeit auszudrücken. Er errötete und sprach während der Soirée mehrmals mit mir über ernste Dinge. Unter anderem fragte er mich, ob ich nicht auch glaube, daß ein Leben nur solange wertvoll sei, als es gut sei. „Genügt es nicht,“ fügte er hinzu, „im Angedenken und der Bewunderung der Menschen zu leben?“ Wir debattierten über die Größe, er behauptete, alles, was groß sei, müsse auch gut sein. Ich wollte gerade dieses nicht ganz richtige Maxim widerlegen, als sein Gouverneur herbeigeeilt kam, um sich, ganz aufgeregt, an der Konversation zu beteiligen. Wir verwirrten aber den guten Grafen durch allen möglichen Unsinn derart, daß das Gespräch bald

abbrach. So hörte denn meine heutige Unterhaltung mit dem Herzog auf.

12. Februar: Langes Gespräch während eines Kontretanzes, bei dem er neben mir stand. Er rühmte *Henri* IV. ungemein, er wußte ganze Stellen der Henriade auswendig und trug mir den Gesang des Gabriel vor. Dann sagte er mir, daß ein junger Mann glücklich sein müsse, wenn er seinen Ruhm einer Frau, die ihn vollkommen verstünde, zu Füßen legen könnte. Obgleich er dies absichtlich mir erzählte, so verließ ich doch meine mir selbst auferlegte Rolle einer Erzieherin keinen Augenblick und bekämpfte seinen Glauben an solche Liebe:

„Dieses Gefühl kann wohl einen gewöhnlichen Menschen erhöhen, es muß aber für einen großen Mann immer nur ein Ruhepunkt bleiben. Blicken Sie in die Weltgeschichte, Hoheit[1]), kennen Sie irgendeinen großen Mann, der ein Sklave der Liebe gewesen wäre?"

„Ja, dies ist richtig, mit Ausnahme von Henri IV."

„Henri IV. war wohl ein berühmter Herrscher, aber die Seiten seiner Geschichte, die er mit Liebesszenen ausfüllte, sind ein Flecken seiner Persönlichkeit."

„Ja, aber dann war eben Henri IV. kein großer Mann. Als Prinz auf die Welt gekommen, war ihm der Weg zum Ruhme bereits vorgewiesen und er kam ja auch ans Ziel. Vielleicht wäre er auch ohnedies dahin gelangt, aber ein Mann kann nur dann seine wahre Seelengröße entfalten, wenn er sich einen Weg bahnt, der ihm durch seine Geburt nicht vorbezeichnet wurde."

Er sprach noch allerhand darüber, ich weiß nicht, warum ich seine Worte ein wenig appretiert fand, er sprach doch so natürlich, und als ich sein Einrücken zum Regimente erwähnte, war seine Freude sichtlich unverfälscht.

1) Gfin. Lulu sagte „Sir", nie „Altesse".

„Ich fürchte nur,“ setzte ich bei, „daß die polnischen Angelegenheiten beendet sein werden, bevor Sie Wien verlassen!“

„O,“ rief er lebhaft aus, „ich wäre untröstlich, wenn ich gegen diese armen Polen ins Feld ziehen müßte. Ihnen in den Rücken fallen!“ Seine Augen füllten sich mit Tränen und in diesem Augenblicke glichen sie denen seines Vaters.

„Hoheit, Österreich wird sich gewiß nicht einmischen, außer wenn sich diese polnischen Provinzen empören.“

„Zweifellos, und in diesem Falle wäre es eine andere Sache, ich müßte dann dorthin gehen, wohin mich der Kaiser schickt, aber — es wäre mir dennoch sehr schmerzhaft, auf diese Weise meinen ersten Feldzug zu machen.‘ Dies sagte er im Brusttone der Überzeugung, dann kam er wieder auf die Liebe zu sprechen: „Sie meinen also, daß man sich unwiderruflich zwischen Liebe und Ruhm entscheiden müsse?“ Und mit einer Pose: „Nun also, auf welches von beiden werde ich verzichten müssen?“

„Natürlich auf die Liebe, Hoheit.“

Er sprach dann noch über die Engländer und lobte ihre Großmannssucht, von ihrer Politik aber sagte er, sie sei hinterlistig, egoistisch und wenig großmütig. Während ich ihm antwortete, hatte er eine Ablenkung und fragte plötzlich: „Wissen Sie vielleicht, wer die hübsche Frau war, die uns betrachtete?“

„Das war Baronin *Stürmer*.“

„Die Frau des Herrn Stürmer[1]), der . . .“

„Gewiß, Hoheit.“ Seine Brauen verfinsterten sich.

Die Musik entführte mich darauf zum Tanze, ich ließ ihn aber nicht aus den Augen. Er sprach mich im Laufe des Abends nochmals an:

1) Baron *Stürmer* war der kaiserl. Kommissär auf St. Helena.

„Sie beobachten mich ja!“ sagte er mit sichtlicher Freude.

„Ach, Hoheit, Sie werden mich wohl für einen Spion halten?“

„Welche Idee, und wenn auch, wenn Sie mir nachspähen, ist es mir ganz recht.“

„Nein, Hoheit, es ist allerdings richtig, daß ich Sie beobachte, sogar sehr strenge, aber ich mache niemandem eine Bemerkung darüber, als Ihnen.“

„Sie sind strenge, um so besser.“ Dann sprach er von Lorbeeren.

„Wenn ich solche hätte, wie gerne würde ich sie zu Ihren Füßen legen.“

Ich konnte mir nicht enthalten zu bemerken: „Ach, wie wäre ich glücklich, Hoheit ganz damit bedeckt zu sehen.“

Er schwieg und als ich ihn ansah, merkte ich, daß er träume.

Ich berichte dies nur zu meiner eigenen Befriedigung, ich spreche mit niemandem darüber, weil es für meinen Helden wirklich nicht rühmlich wäre, solche Phrasen einer so alten Frau zu sagen. Übrigens erzählte mir Moriz Esterházy[1]), sein großer Freund, daß der Herzog, als er von mir und Nandine Károlyi[2]), mit der er sich auch viel beschäftigt, sprach, versichert habe, ihm liege viel mehr an meiner Eroberung als an der der Gräfin, die doch eine junge, elegante Frau war.

1) Graf Moriz *Esterházy* (1807—1890), k. u. k. Kämmerer und Geh. Rat, war bis 1855 Gesandter am päpstlichen Hofe. Er vermählte sich 1854 mit Polyxena Prinzessin *Lobkowitz*, geb. 1830.
2) Gräfin Ferdinande (Nandine) *Kaunitz* (1805—62), eine gefeierte Schönheit, heiratete 1822 den Grafen Ludwig *Károlyi*, von dem sie 1846 geschieden wurde. Sie ist die Großmutter väterlicher Seite der Gräfin Nandine *Berchtold*, Gemahlin des heutigen Ministers des Äußern Grafen Berchtold.

„Ich bin überzeugt,“ bemerkte der Herzog von mir, „daß sie mich nur nach meinem wirklichen Werte schätzt, sie ist nicht eine von denen, die sich durch das, was den anderen gefällt, blenden lassen.“

14. Februar. Gestern sprach er mit mir viel offenherziger, als bisher und ich konnte auch an ihm nicht mehr den pretentiösen Anstrich bemerken, der mir früher aufgefallen war. Er fragte mich über meine offene Meinung betreffs Moriz *Esterházy*[1]) und Franzis Liechtenstein[1]). Den ersteren liebt er besonders und möchte ihn zum Adjutanten haben. Er wollte von beiden wissen, ob ich sie für diskret halte. „Diskretion“, bemerkte er, „ist für mich die conditio sine qua non bei einem Manne. Ich weiß, daß Sie davon sehr viel besitzen, ich bewerbe mich auch um Ihre Gunst, wie um die eines verdienstvollen Mannes und möchte Sie als meinen *Freund* haben.“ Zu Moriz Esterházy äußerte er sich über mich: „Sie würde mir das Barometer meines Wertes sein.“

Ich hingegen halte ihn für viel verliebter in Nandine, als er es selbst denkt. Gestern konnte ich an ihm weniger von Bonaparte entdecken, hingegen ein gewisses Etwas, das heißblütige und begeisterte Menschen ihm auf immer gewinnen könnte. Ich vermute, daß er daran arbeitet, sein Gemüt zu verhärten, daß ihm aber die Natur eine viel edlere und empfindsamere Seele eingehaucht hat als seinem Vater.

16. Februar: Ich konnte ihn gestern nur unter dem Kreuzfeuer der Beobachter sprechen. Es ist wirklich unerträglich, bis zu welchem Grade der ihm freundliche

1) Prinz Franz *Liechtenstein*, geb. 25. 2. 1802, gest. 31. 3. 1887, k. k. FMLt., heiratete zu Wien 3. 6. 1841 Gräfin Julie *Potocka* geb. 1818. Über *Esterházy* s. Bd. III. 362.

und feindliche Parteigeist, die Neugierde und die Klatschsucht ihre Augen und Ohren nach ihm verdrehen. Da ich nicht mehr tanze, so ist mir die Möglichkeit genommen, während des Walzers mit ihm ungestört zu sprechen. Wenn er mich anspricht, so kommt es nur selten vor, daß nicht sofort eine Menge Augen und Ohren sich auf uns richten.

Die Unruhen in Italien lenkten heute die ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg, die männliche Jugend strahlte vor Freude und Hoffnung, ins Feld ziehen zu dürfen. Nur für ihn allein gibt es keine Hoffnung; wenn Europa im Feuer steht, ist der Sohn Napoleons zur Untätigkeit verurteilt. Niemals wird er gegen Frankreich kämpfen, dies hat er dem Kaiser erklärt und dieser hat seinem edelmütigen Entschluß Beifall gezollt. Man wird ihn auch nicht nach Italien schicken, wo alle Revolutionäre seinen Namen an ihre Fahnen geschrieben haben. Der Norden wird bald bezwungen sein, was bleibt also diesem Herzen, das sich unter dem Schicksal ungeduldig bäumt, noch übrig? Kein Verhängnis gleicht dem seinen; zu gleicher Zeit auf die Throne von Frankreich, Polen, Belgien und Italien berufen, kann er kaum hoffen, die Epauletten eines Oberst zu bekommen. Jedoch, er versteht seinen Stern, wenigstens vermute ich es, er weiß, daß dieses kalte Jahrhundert, das nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist, ihn zum Warten verurteilt hat. Was hätte er auch an der Spitze eines Jakobinerhaufens, dieser Brandstifter Europas, die selbst in ihrem Lande keinen Anhang mehr besitzen, zu hoffen? Sie würden sich seines Namens nur dazu bedienen, um ihre Pläne zu verwirklichen und sodann aus ihm wenn möglich eine noch häßlichere Puppe zu machen als es *Louis Philipp* ist. Das Beispiel *Karl Edu-*

ards, des Prätendenten, ist ein Fingerzeig, wohin diese romantischen Unternehmungen der Franzosen führen. Die Eifersucht der aristokratischen Parteimänner vernichtete die unglücklichen Chouans ebenso, wie die Prahlereien der Republikaner Napoleon II. zerschmettern würden. Um einen Thron einzunehmen, müßte der Herzog von der Mehrheit der Franzosen berufen sein und, wie Bonaparte, die Ordnung herstellen, während er seine Macht opfern müßte. Europa hätte dann nur mehr zu sanktionieren, was keine Usurpation mehr wäre. Wenn er sich hingegen nur als ein weiteres Element der Unruhr erwiese, so würde sein Schicksal sein, in der allgemeinen Verwirrung ohne Ruhm unterzugehen. Er darf die Ereignisse nicht herbeiführen, er muß sich vielmehr dazu vorbereiten und sie im richtigen Momente erfassen. Sein erster Schritt müßte sein, sich im Dienste Österreichs Lorbeeren zu erringen und die Rolle eines Prinz Eugen hätte ihm dazu vor allem als Vorbild zu dienen. Und welche Hindernisse hätte er selbst dann noch zu besiegen? Würde sein Genie dazu ausreichen und sein Stern ihm beistehen? Seit seiner Wiege allein, steht er auch vor seiner Bestimmung noch hilflos da. Niemand würde ihm als Führer dienen, sein junges Herz, das immer nur an die Atmosphäre des Mißtrauens gewöhnt wurde, ist dazu verurteilt, jede innere Wallung zurückzudrängen. Weder in der Sphäre, die ihn umgibt, noch in der, die ihn vielleicht berufen wird, kann er einen sicheren Freund finden. Ja, wenn er einen solchen hätte, der über ihn wachte, einen hellen Kopf, aber wo ihn finden? Das Land, das er bewohnt, ist geistig beschränkt und erstarrt, Moriz *Esterházy*, dessen warmes Herz ihm rückhaltlos ergeben ist, dessen durchdringen-

der Verstand ihn verstehen könnte, verläßt ihn eben[1]), um in Neapel eine Karriere einzuschlagen, die ihn vom Herzog wohl auf immer entfernt. Armer Kaiserssohn! Hat dich denn das Schicksal dazu verdammt, keinen anderen Freund zu haben als dich selbst? Hat dir die Natur doch genug Seelenstärke verliehen, um dich in der Verlassenheit mit Tatkraft zu stählen? Wird dein Herz nicht schon unter diesem ersten Unglück brechen?

Der gestrige Ball endigte mit einer fast bacchantischen Ausgelassenheit. Der letzte Walzer ähnelte einer Raserei, der Herzog tanzte ihn mit Nandine und ich denke, sie wird darüber zufrieden gewesen sein. Ich sprach mit ihm nach Schluß des Tanzes. Er war noch ganz außer Atem, seine Haare lagen ungeordnet um seine Stirne, was ihm eine ungewöhnliche Art von Schönheit gab.

„Nun," meinte er, „Sie halten mich wohl heute für närrisch?"

„Nein, Hoheit, nur für sehr jung, wir haben eben zwei Alter."

„Eins hinter uns und das andere?"

„Eins ist genau dasjenige, das wir haben, das andere das eines fertigen Mannes."

„Ich werde trachten, ernst zu werden."

„Aber Sie werden doch in die Welt gehen?"

„Ja, ein wenig, aber die Albernheit der Salons langweilt mich, ich liebe ebensosehr ein gutes Buch[2])."

„Hoheit scheinen schon heute abend ernst werden zu wollen."

1) Von Metternich aus Argwohn entfernt, (s. Tschudi S. 244).
2) Der Herzog liebte auch die Musik, unter anderem, wie die Verfasserin schreibt, die Oper „Il pirata" von *Bellini*. Er zitierte sie ihr eines Tages, indem er ihr sagte, die Verfasserin werde ihm sein „quel angelo celeste di virtu de consiglier".

„Sie halten mich für falsch, aber ich schwöre Ihnen, ich bin an die Einsamkeit gewöhnt, so daß ich sie nicht fürchte. Ich bin ja immer allein, meine Situation ist so eigentümlich, wie, wie . . .“

„Vielleicht“, half ich zögernd, „wie ein Adler in einer Hühnersteige?“

„Sagen Sie lieber, wie ein eingesperrtes Küchlein an dem Hühnerhof, alles bewegt sich frei um mich und ich rühre nur die Flügel in meinem Gefängnisse.“

„Hoheit, ich kann für den Vergleich mit dem Küchlein nicht sein.“

„Nun gut, sind Sie mehr für den Hahn, der den Tagesanbruch erwartet?“

Dieses Wort ist sehr bezeichnend. Er war ernst geworden: „Eigentlich gehen meine Wünsche für den Augenblick nicht weiter als nach Brünn (wo er zum Brigadier ernannt worden war) und dann für die Zukunft, österreichischer General zu werden; ich habe keine anderen, dies ist meine Bestimmung und meine Karriere.“

„Zweifellos,“ erwiderte ich ernst, „und meine Hoffnung ist es, Hoheit, daß Ihnen einst die Geschicke der ganzen Armee anvertraut werden mögen.“

Wir verließen uns als sehr gute Freunde, indem wir uns für nächsten Freitag bei der Herzogin v. *Lucca* ein Rendezvous gegeben hatten. Er käme am liebsten zu uns, aber er würde sich dort kaum wohl fühlen und wir könnten auch nicht offen miteinander reden.

23. Februar: Ich sah ihn seit Ende des Faschings nur einmal, und zwar bei der Herzogin v. *Lucca.* Er unterhielt sich mit mir und war liebenswürdig, aber sein Gespräch hatte keine weitere Bedeutung für meine Beobachtung. Er versprach mir sein Porträt, das er eben

lithographieren läßt, zu schenken. Seither haben ihn die parmesanischen Angelegenheiten ausschließlich beschäftigt und er erschien in der Gesellschaft nicht mehr. Die vorübergehende Gefangensetzung *Maria Luisens* brachte ihn in Verzweiflung; seine abhängige Stellung mochte auch viel dazu beigetragen haben. Die Festigkeit, die seine Mutter damals bewies, hat ihn ungemein gefreut, er wiederholte oftmals: „Man sieht, daß sie eine Enkelin *Maria Theresias* ist."

Um mich für die Leerheit der letzten Woche zu entschädigen, möchte ich hier eine Anekdote fixieren, di mir der Marschall *Marmont*[1]) gestern erzählte: sie wird zur Charakteristik des Herzogs von Reichstadt vielleicht mehr beitragen, als das bisher von mir erwähnte.

Im Jahre 1813 befand sich *Napoleon* in Deutschland, ich glaube am Ufer eines kleinen Flusses, dessen Namen ich nicht mehr weiß, im Biwak. Er hatte sich Marmont kommen lassen und, wie es öfters geschah, verstrich die Nacht mit der Erörterung der verschiedensten Materien, darunter auch moralischer Fragen. Napoleon begann über einen Mann von Ehre und einen gewissenhaften Manne zu debattieren.

„Der Mann von Ehre", sagte er, „handelt nach den allgemeinen Regeln, der andere läßt sich von einem individuellen Gefühle tragen, so z. B. ist mein Schwiegervater ein gewissenhafter Mann, aber kein Mann von Ehre, denn er hat mich getäuscht. Man kann in die Gelegenheit kommen, zwischen beiden wählen zu

1) Auguste Viesse de *Marmont* (1774—1852) seit 1809 Herzog von Ragusa, unterwarf sich 1815 vor der Abdankung Napoleons dem neuen Könige Ludwig XVIII. Seine Untreue bewog Napoleon schließlich zur Abdiktion. Während der Julirevolution 1830 übertrug ihm Karl X. den Befehl über die 1. Militärdivision (Paris), doch zog Marmont sich zurück, ohne den Aufstand niederzuschlagen.

müssen. Nehmen wir gleich an, Marmont" — diese denkwürdigen Worte prägten sich dem Zuhörer ein Jahr später auf immer ein — „nehmen wir an, Sie würden in einer verwickelten Situation dazu berufen werden, auf meine Unkosten Frankreich zu retten. Tun Sie es, so sind Sie ein gewissenhafter, aber kein ehrlicher Mann, denn Sie würden mich dann verraten haben."

Diese außergewöhnliche Ahnung schien dem Marschall seither fast übernatürlich, er sprach mir jetzt noch mit dem größten Erstaunen davon. Aber folgendes, das sich vor zwei Tagen ereignete, hat doch das Maß seiner Verwunderung vollgemacht. Nach Vollendung der Lehrstunden über die Feldzüge Napoleons, die, Marmont, wie erwähnt, dem Herzog von Reichstadt vortrug, brachte dieser plötzlich dieselbe Frage über Ehre und Gewissen aufs Tapet. Marmont war geradezu konsterniert, so auffallend schien ihm diese Wiederholung; er glaubte den Geist des Vaters aus dem Munde des Sohnes sprechen zu hören. Als er sich von seiner Verwirrung etwas erholt hatte, fragte der Herzog von Ragusa seinen Schüler, was er denn unter einem Manne von Ehre verstünde. Reichstadt gab eine etwas verschwommene Erklärung ab, da ihm die richtigen Worte fehlten, dennoch war ihr Sinn der, daß ein Mann von Ehre nach bestimmten, unabänderlichen Prinzipien, die von jeder anderen Überlegung unabhängig seien, handle. Nun erzählte der Marschall die Anekdote seines Vaters, wobei er aber wohlweislich verschwieg, was auf seine eigene Person Bezug hatte. Als er geendet hatte, fragte er den Herzog: „Und Sie, Hoheit, wen würden Sie vorziehen, den ehrenhaften oder den gewissenhaften Mann?" „Ich würde es vorziehen, mich des gewissenhaften Mannes zu bedienen." — „Dies war aber

nicht die Meinung Ihres Vaters.“ — Ja, für ihn war er eben ein Werkzeug.“ Diese Antwort in einem Alter von zwanzig Jahren ist denkwürdig. Nach einer Weile setzte er schmunzelnd hinzu: „In Frankreich gibt es gewissenhafte Männer, ich kenne einen, aber dieser ist auch ein Mann von Ehre.“ Welches Feingefühl lag nicht für den Marschall in diesen Worten. Als er mir davon erzählte, flossen Tränen über seine Wangen.

24. Februar: Marmont sieht in dieser merkwürdigen Anekdote sicherlich etwas Übernatürliches, Unerklärliches, wie dies seiner Ansicht nach im Leben Napoleons öfters vorgekommen sein soll. Ich hingegen will jede romantische Ausschmückung beiseite lassen, sobald mein Tagebuch vom Herzog von Reichstadt spricht, da ich dann mit der Treue eines Geschichtsschreibers alles zusammensuche, was zur Beleuchtung meines Helden dienen kann. Auch diesmal begnügte ich mich nicht mit der bloßen Verwunderung über dieses merkwürdige Ereignis, sondern suchte es zu ergründen.

Hier das Resultat meiner Nachforschungen. Marmont erzählte dem Fürsten *Dietrichstein* eines Tages sein Gespräch mit Napoleon, dieser teilte es seinem Bruder und letzterer endlich dem Herzog von Reichstadt mit, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, dem Marschall in seiner Weise seine Meinung zu sagen. Allerdings verdirbt diese ganz natürliche Aufklärung das Wunderbare an der Geschichte, doch bleibt noch immer für den Prinzen eine Gewandtheit der Beobachtung, eine Richtigkeit des Urteiles und ein geistiges Anpassungsvermögen übrig, die in Anbetracht des jungen Alters Erstaunen erregen müssen. Es wäre seltsam, wenn sein Talent gerade die Politik wäre und

wenn im Gegensatze zu dem einzigen Falle der Weltgeschichte, der von zwei berühmten Männern, die Vater und Sohn waren, nämlich Philipp und Alexander, handelt, hier der Held der Vater, der gewandte Politiker aber der Sohn gewesen wäre.

7. März: Gestern hatte ich endlich ein langes und rückhaltloses Gespräch mit dem Herzog, wir wurden nämlich nicht beobachtet und meine einzige Nachbarin war stocktaub. Er sprach heute viel offener wie sonst, zum ersten Male entdeckte ich an ihm eine Nuance von Melancholie.

„Das Leben liegt schwer auf mir", äußerte er sich.

Ich drückte mein Erstaunen über seine Mutlosigkeit aus. „Es ist nicht Verzagtheit," berichtigte er, „sondern Überdruß." Alles, was er noch hinzufügte, zeugte von kalter Philosophie und Mißtrauen gegen seine Umgebung. Er fragte mich dann, warum er mich nicht bei der Hochzeit des Königs von Ungarn[1]) gesehen habe. „Hoheit, ich stand ja in der Menge, Sie unter den Fürstlichkeiten." — „Ja, unter den Fürstlichkeiten, wo ich mich gedemütigt fühle."

14. April: Ich sehe meinen kleinen „Aiglon" nur wenig, die Gelegenheiten sind so selten. Er war wohl manchmal bei uns und ich sah ihn hie und da in den Salons; wir sind immer die besten Freunde. Er sagt mir die reizendsten Dinge und, wenn ich mich durch die Koketterie eines zwanzigjährigen Mannes lächerlich machen wollte, hätte ich jetzt die beste Gelegenheit dazu, denn er macht mir sehr den Hof und scheint in Nandine nur halb verliebt zu sein. Es gefällt ihm

1) Gemeint ist die Hochzeit des Kronprinzen *Ferdinand*, der damals noch den Titel „Jüngerer König von Ungarn" führte, mit Maria Anna Karoline von *Sardinien* am 27. Februar 1831.



L'Aiglon.

Nach einem Stiche der Verfasserin (1832) oder von K. Agricola (?)
im Besitze der Baronin Leo Blittersdorff, Ottensheim.

offenbar, in den Mußestunden, die ihm die Dame seines Herzens übrig läßt, meine Eroberung zu betreiben. Mir handelt es sich aber nicht darum, ja ich verhehlte ihm gegenüber nicht einmal eine gewisse Langeweile, sogar Ungeduld, die mir die tausend Nichtigkeiten verursachten, die sein Alter verführerisch machen und die er sich für Nandine aufheben sollte. Ich gestehe, daß er mich nur unterhält, wenn er ernst ist, wenn er nicht mehr seinen Jahren gleicht. Die Natur hat ihm in der Tat geistige Fähigkeiten gegeben, die das Mittelmaß weit überragen. Marmont war darüber, ebenso wie ich, erstaunt, er hat bei seinem Schüler unendlich viel Feinheit des Verstandes und Richtigkeit der Anschauung gefunden.

Dazu hatte ich erst neulich während eines Gespräches, das sich um den Marschall drehte, Gelegenheit. Letzterer hatte bei *Rasumoffsky* einen Teil seiner Memoiren vorgelesen, worin er einen wahren, ungeschminkten Bericht über die Juliereignisse, deren unglücklicher Zeuge er gewesen, gab. Anderen Morgens erzählte ich davon dem Herzog von Reichstadt, dessen lebhafte Fragen uns zu verschiedenen Betrachtungen über den Charakter und das Schicksal Marmonts führten.

„Wenn das Schicksal", sagte ich, „die Aufgabe hat, das Unrecht der Menschen schon im irdischen Leben zu sühnen, so war es nie strenger, als gegen Marschall *Marmont*. Die Lektüre seiner Memoiren entrollt ein schreckliches Bild von dem, was das menschliche Herz an Reue, Schmerz und Verzweiflung zu erdulden hat. Alles dies hat der arme Mann während mehr denn 14 Tagen erfahren müssen."

„Das Schicksal war ungerecht", erwiderte der Kaisersohn.

„Wie, so etwas sagen Sie?“

„Sehen Sie, wenn ich den Marschall beurteile, beginne ich damit, von meiner eigenen Situation ganz abzusehen. Im Jahre 14 hat er ebenso seine Pflicht erfüllt, wie im Jahre 30. Es gibt eben Gelegenheiten, wo das Vaterland alle möglichen Opfer verlangt.“

Als ich zu zweifeln schien, nahm er einen Stuhl und setzte sich neben mich: „Ich muß Ihnen das erklären.“ Darauf malte er vor meinen Augen ein Bild der Pflichten eines Truppenführers und sagte: „Bei Verteidigung der Landesinteressen ist es für einen solchen Mann direkt sträflich, einen Gebrauch von seiner Macht zu machen, der dem allgemeinen Glück widerstrebt.“ Der Herzog verwies auf die Beispiele eines Max *Piccolomini* und eines Wallenstein und schloß seine Erörterung mit den Worten: „Wenn ich damals der Marschall Marmont gewesen wäre, ich würde ebenso gehandelt haben.“

Da ich ihn verwundert anblickte, fragte er mich: „Und Sie?“

„Ich würde vielleicht nicht richtig gehandelt haben, Hoheit, aber ich hätte meinen früheren Herrn im Unglücke nicht verlassen.“

„Es ist nicht meine Sache,“ erwiderte er mit einem reizenden Lächeln, „Sie zu verurteilen, aber“, setzte er fort, indem er mit dem Crachat seines Stefansordens spielte, „ich kann Ihnen auch nicht recht geben.“

18. April: Noch ein Gespräch mit dem Herzog in Gegenwart des Marschalls Marmont. Der Prinz hatte seinem Lehrer sein Porträt geschenkt, das den Kaisersohn darstellte, wie er die Büste seines Vaters betrachtete. Dieses Bild sollte den alten General an die Lehrstunden, die er dem Sohne seines Kaisers gegeben, und

an die Aufmerksamkeit erinnern, mit der dieser seinen Vorträgen gelauscht hatte. Die folgenden vier Verse aus Phaedra, die der Herzog darunter geschrieben, hatten dem Marschall diese feinsinnige Absicht zu erklären:

„Arrivé près de moi par un zèle sincère,
Tu me contais l'histoire de mon père;
Tu sais, combien mon âme attentive à ta voix
S'échauffait au récit de ses nobles exploits."

Nachdem *Marmont* dieses Geschenk durch den Grafen *Dietrichstein* erhalten hatte, kam er vorgestern, um dem Herzog mit Beteuerungen seiner Ergebenheit zu danken. Er bat dann um die Erlaubnis, ihm einen für seine Lage nützlichen Rat geben zu dürfen. Der Herzog erlaubte es.

„Hoheit sind in einer schwierigen Stellung," sagte der Marschall, „ganz sich selbst überlassen, müssen Sie sich gegen manche Einflüsterungen wehren. Mißtrauen Sie den Intriganten, Frankreich hat daran Überfluß. Die Gärung der momentanen Aufregung, die Unbeständigkeit der Dinge läßt sie noch mehr in die Halme schießen. Es gibt keine Mittel, die sie nicht anwenden würden, um Hoheit in eine falsche Bahn zu drängen, die Ihre Ruhe und Ehre bloßstellten. Sie würden mitgezogen werden und sich nicht mehr zu helfen wissen."

Der Herzog hörte aufmerksam bis zum Schlusse zu, dann erwiderte er: „Ich danke Ihnen, Herr Marschall, für Ihren Rat und Ihr Vertrauen, aber Sie predigen einem Bekehrten. Ich verstehe meine Stellung vollkommen. Sie nennen diese schwierig, aber sie ist es nur für einen schwachen Charakter und kann es nicht für einen sein, der, getreu seinem Prinzipe, sich einen Weg vorgezeichnet hat, von dem ihn nichts abbringen wird. Ich muß gestehen, daß ich manchmal Augenblicke habe, wo ich traurig, erregt und über die Untätigkeit

ärgerlich bin, zu der ich verurteilt wurde, während mein Herz sich darnach sehnt, in die Fußstapfen des Ruhmes meines Vaters zu treten. Diese Augenblicke sind bitter, ich gebe es zu, aber Sie müssen schon meinem Alter, meinem schäumenden Blute etwas zugute halten. Doch, da mein Betragen mit meinen innerlichen Schmerzen und Wünschen nichts gemein hat, so wird es auch nie dadurch beeinflußt werden. Herr Marschall, der Sohn Napoleons ist zu groß, um ein Spielzeug von Personen zu werden; ich werde nie ein Werkzeug sein. Dies geht sogar so weit, daß ich, wenn die Mächte mich an die Spitze stellen wollten, damit ich ihren Interessen aufhelfe, mich einfach verweigern würde. Höchstens", setzte er mit einem blitzartigen Blick, den er manchmal hat, hinzu — „würde man mich in der *Reserve* finden."

Diese Art, zu erklären, daß er nie ein Element der Unordnung sein wolle, daß er niemals gegen Frankreich marschieren, noch es regieren wolle, außer, wenn er von der Nation und Europa berufen würde, ist ein Glaubensbekenntnis, dessen Weisheit ihm in allen Parteien Anhänger sichern muß. Ob es nun gerade zu diesem Zwecke gemacht wurde oder wirklich aufrichtig gemeint war, ist einerlei, jedenfalls zeigt es von einer bemerkenswerten Kapazität in seinem Alter.

Der edle Kampf der Polen gegen die russische Übermacht beschäftigt gerade intensiv die Einbildungskraft des Herzogs. Gewiß sieht er in diesen Ereignissen eine neue Chance seiner Unabhängigkeit. Vielleicht steigt sogar in seinen Phantasien ein nordischer Thron empor, den er einnehmen möchte.

Und in der Tat — wenn die Tapferkeit der Polen ihnen ihr Vaterland erringen hilft, wenn Rußland seine

ungerechte Beute, von der es noch dazu unausgesetzt bedroht wird, fahren läßt, wenn der Neid und das Mißtrauen der habgierigen Mächte die Wahl eines einheimischen Königs verhindern, wenn endlich die Furcht der inneren Parteien die Erhebung eines Polen auf den Thron unmöglich macht und man der polnischen Nation einen fremden Prinzen erlaubt, ist dann nicht Napoleon, trotz allem Unrecht, das er den Polen zugefügt, noch immer ihr Idol? Und wird nicht der Name seines Sohnes der erste sein, den sie begeistert verlangen werden? Ich weiß nicht, ob der Herzog dies wünscht und ob er nicht dem schönen Himmel Frankreichs nur mit Bedauern den Rücken drehen würde, doch bin ich davon wohl überzeugt, daß Ruhm und Glück ihm in Polen zuteil werden können, während ihn in Frankreich vielleicht keines von beiden, jedenfalls aber nicht das letztere begrüßen werden.

Neulich sagt er zu Moriz Esterházy: „Ich träume oft wachend die seltsamsten Dinge. Ganze Bilder entrollen sich mir mit außerordentlicher Treue. Manchmal sehe ich mich an der Spitze dieser tapferen Polen, ein anderes Mal bin ich dazu berufen, den nordischen Bären zu demütigen. Ich schlage die Russen, ich erringe die schönsten Siege und komme zurück, die erbeuteten Fahnen dem Kaiser Franz zu Füßen zu legen. Denn ich muß doch die Kosten meiner Erziehung hereinbringen! Dann sehe ich mich wieder allein auf einem gewissen Felsen, nahe des Grabes, ich stütze mich darauf und blicke auf die Wogen, die über alles hinweggehen, die alles fortspülen, auch meine Wünsche und Träume."

26. Juli: Ich lese gerade in den „Commentaires de César" aus der Bibliothek de la Malmaison. *Napoleon* las sie auch, im 4. Bande des Werkes liegt ein Blatt,

auf welches er eigenhändig mehrere Bemerkungen schrieb. Ferner habe ich noch vor mir die „Caprices de la fortune“ von *Richer*[1]), worin er das Leben derjenigen beschreibt, die das Glück mit seinen Gaben überhäufte und die dann seine Kehrseite erfahren mußten, in alten Zeiten, wie auch heute noch.

Dieses Buch hatte der Gefangene von St. Helena oft in Händen, er suchte darin die großen Wahrheiten, die ihm das Unglück enthüllte, er schöpfte daraus schmerzliche und anhaltende Betrachtungen. Seine Augen ruhten auf diesen Blättern mit jenem tiefen Blick, der die Zukunft durchdrang und nun in der Vergangenheit untertauchen mußte. Und dieser Genius, der einst das Weltall umspannte, er hatte in diesem Buche seinen Meister gefunden.

O Schicksal! Das Blättchen, das ich zwischen den Fingern halte, birgt Haare von Napoleon[2]), es ist alles, was von dem größten Menschen übrig blieb, sie be-

1) Adrien *Richer* (1720—1798), berühmter franz. Historiker; eines seiner Werke war: „Caprices de la fortune, ou les vies de ceux que la fortune a comblés de ses faveurs et de ceux qui ont essuyé ses plus terribles revers“, Paris 1786—89, 4 Bde. in 12° (s. Nouvelle biogr. génér., 42. Bd., Sp. 251 f.)

2) Das Papier, mit den Haaren Napoleons I. als Inhalt, liegt heute noch in dem Tagebuch der Verfasserin. Ob es dem Herzog von Reichstadt nicht übergeben werden konnte oder ob dieser es seiner „Freundin“ vielleicht vom letzten Krankenlager aus zurückgeben ließ, kann nicht mehr enträtselt werden. Das Papier besteht aus einem mehrfach zusammengefalteten, mit dem Siegel de *Las Cases*' versehenen Briefbogen, an dessen innerer Seite an einem schwarzen Faden ein schmales Büschel schwarzer Haare befestigt ist. Darunter steht: „A. S. A. R. le duc de Reichstadt, sur la demande qui lui en a été faite; par Le Cte. de las Cases. Passy près Paris 7 juin 1831.“ Von der Hand der Verfasserin sind über den Haaren folgende Worte geschrieben: „Les cheveux de Napoléon.“ — Graf Emanuel de *Las Cases*, gestorben zu Passy 1842, war der bekannte Historiograph des Kaisers Napoleon.

deckten einst den Schädel, dem die Geschicke der Welt entsprangen, sie wurden von seinem Todesschweiße benetzt. Sie trugen eine Kaiserkrone und wurden endlich vor dem Grabe bewahrt, das ihren Träger nun in der Verbannung umschließt. Welch große Gedanken rufen diese schwarzen und so weit von körperlicher Hinfälligkeit entfernten Haare hervor! Und schon sind sie so ferne vom Leben! Tränen benetzten meine Wangen, als ich sie betrachtete. Solch Größe, solche Vergänglichkeit— ein Halbgott, der im Staube liegt!

Diese Reliquien gehören nicht mir, ich erhielt sie nur, um sie dem Sohne desjenigen zu übergeben, dessen einstige Größe nunmehr in diesem armseligen Papier geborgen ist. Wenn dieser Sohn nur einen Funken Familiensinn besitzt, er wird sich, so nahe einer Emananation seines Vaters, vor Ungeduld verzehren. Ich kann den Augenblick gar nicht erwarten, da ich dem Herzog dieses Angebinde überliefern werde, ich weiß, er besitzt noch keine Haare seines Vaters. Aber ich habe jetzt so wenig Gelegenheit, ihn zu sehen und ich muß ins Ausland[1]) verreisen.

16. August: Während meiner Abwesenheit von Wien war der Herzog bei uns zu Besuch. Jedenfalls fühlte er sich enttäuscht, seinen „Freund“ nicht anzutreffen, sei es auch nur, um über seine Liebe zu sprechen. Bei unserer letzten Zusammenkunft, als meine Schwester Konstantine in Baden weilte, vertraute er mir seine Neigung zu Nandine *Károlyi* an, eine Neigung, in welcher er übrigens nur geringe Fortschritte gemacht hat.

„Sie ist in Wien die Frau,“ sagte er, „die mir für eine Liaison am meisten paßt, erstens finde ich sie reizend und ihre Augen verdrehen mir den Kopf, dann unterhält mich ihr Verstand, ohne daß er mich durch-

1) Nach München, s. Bd. IV. S. 14.

dringt. Sie wird immer nur das glauben, was ich ihr erzähle und sich nie über etwas erkundigen, was außer unseren Beziehungen liegt oder sich in meine Angelegenheiten mischen, mit einem Wort, sie kann mich niemals beherrschen und ich würde glücklich sein, sie lieben zu dürfen." Dann meinte er lächelnd: „Eine Frau, wie Sie, würde mich bald erraten und unterjochen, ich möchte Sie daher lieber als Freund haben [1])."

Ich antwortete ihm, daß ich auch nur solche Gefühle für ihn hätte, daß er aber auf mich für das Leben zählen könne mit der ganzen Energie meines Charakters, die ich in diesem meinem Gefühle grenzenloser Ergebenheit für ihn entgegenbrächte. So verließen wir uns mit dem Versprechen, uns noch oft sehen zu wollen. Mein Unglücksstern mischte sich, wie immer, hinein. (Ich sah ihn nie mehr lebend.) Der Herzog suchte mich in Wien auf, als ich in Baden war, er kam dann wiederholt nach Baden, ohne mich zu Hause anzutreffen. Und nun verlasse ich Österreich auf längere Zeit; wenn ich zurückkehre, wird ihn sein Schicksal vielleicht weit von mir, vielleicht auf immer entführt haben. Ich bedauere es für mich selbst, denn ich bin ihm innig zugetan, ich bedauere es aber vielleicht noch mehr für ihn, denn ein offenherziger, uneigennütziger Freund ist ein seltener Schatz für einen Prinzen.

1) Viele der Züge, welche die Verfasserin über Reichstadt uns erzählt, finden analoge Beurteilungen in Cl. *Tschudis* „Napoleons Sohn" 1913 (deutsch bei Ph. Reclam jun., Leipzig), so S. 206, 214, 225, 228, 244 u. a. — Über Gräfin *Károlyi* sagt sie S. 244: „Die Gräfin war eine vollendete Schönheit und liebte den Herzog, aber sie war oberflächlich und leichtsinnig. — Nach dem Tode des Herzogs entstand ein Streit zwischen der Gräfin Nandine *Károlyi* und Gräfin *Almásy*, die beide bei Hof als die Dame betrachtet zu werden wünschten, die Gegenstand der Liebe des Herzogs v. R. gewesen."

XL. ZERWÜRFNIS MIT KONSTANTINE. RIBEAUPIERRE, HANS WEISSENWOLFF

Ich muß nun noch einige Ereignisse nachtragen, die sich 1831 ereigneten und zum Teil großen Einfluß auf die Gestaltung meines ferneren Lebens hatten.

Seit der Rückkehr Konstantinens in das Haus ihres Gatten konnte ich bei ihr nicht mehr die geringste Spur jener Freundschaft für mich bemerken, die der Traum unserer Jugend gewesen. Einige frostige Aufmerksamkeiten, ein gleichgültiges Zusammenleben ohne gegenseitiges Zutrauen, eine gleichmäßige Laune, da jeder Widerspruch fehlte, — so waren die Beziehungen, wie sie sich seit 6 Monaten zwischen uns festgesetzt hatten. Ich hatte noch Schlimmeres gefürchtet, jedenfalls hatte ich nie auf Besseres gehofft; ich war daher zufrieden und dankte Gott im stillen dafür.

Es war der 23. März, als ein unbedeutender Anlaß dieses Gleichgewicht stören sollte. Ich war an diesem Tage nervös, niemand hatte es jedoch gemerkt, da ich mich in einer derartigen Stimmung in Stillschweigen zu hüllen pflege. Wäre mein Charakter sanfter und meine Kaltblütigkeit weniger leicht zu erschüttern, ich hätte es für meine Pflicht gehalten, mich öfter in solcher Stimmung den unausstehlichen, launischen Anfällen meiner Schwester auszusetzen; aber ich kannte ja die Heftigkeit des Temperamentes und die unge-

heure Anstrengung, die ich aufwenden mußte, um es in Momenten im Zaune zu halten, wenn mir das Blut plötzlich zu Kopfe, dann zum Herzen stieg und ich mich vor Zorn erbleichen fühlte.

Als Konstantine am Abend nach Hause kam, bat sie mich, ich möchte ihr einige Personen nennen, die sie zu einem gewissen Diner einladen könnte. Ich nannte Moriz *Esterházy*[1]), den ich sehr schätzte, sie wies jedoch diesen Vorschlag in jenem unartigen Tone zurück, der ihr manchmal eigen war. Da ich von ihr schon mehrmals ein ungünstiges Urteil über Moriz zu hören bekommen hatte, sagte ich ungeduldig: „Wenn er das Unglück hat, dir zu mißfallen, so liegt seine einzige Schuld darin, daß er zu *meinen* Freunden gehört.“ Das war von mir gar nicht recht. Es folgten denn auch sofort allerlei Vorwürfe und Zurechtweisungen. Ein Dämon gab mir nun folgende Antwort ein: „Seit zehn Jahren höre ich immer wieder von dir derartige Dinge, ich bin nachgerade schon daran gewöhnt.“ Eine Flut von Schmähungen ging nun über mich nieder, ich sei es, die seit 20 Jahren ihr zum Unglücke gereiche, ich sei Schuld an allem Ungemach, das über sie gekommen. (Ich!!!). Diese schreckliche Undankbarkeit riß mich zu unüberlegten Antworten hin, unter anderem, es sei mein einziger Wunsch, ihr Haus zu verlassen. „Nun,“ versetzte sie zornig, „du kannst ja fortgehen und zu Isabella ziehen.“ Diesen Worten folgte ein Zornausbruch von einer ähnlichen Heftigkeit, wie im Vorjahre; er öffnete mir, da er mich in diese traurige Zeit zurück-

1) Siehe S. 343 dieses Bandes. — Der talentvolle junge Diplomat hatte sich damals an Reichstadt enge angeschlossen und dessen Verliebtheit in Gräfin Károlyi gefördert, bis ihn Metternich nach Neapel sandte.

versetzte, die Augen über die Unzeitmäßigkeit alles dessen, was ich ihr gesagt hatte. In meinem Zimmer weinte ich dann bittere Zähren und eine große moralische und nervöse Aufregung ließ mich nur wenig Schlaf finden. Kaum hatte ich mich vom Lager erhoben, als ich Konstantine einen demütigen Entschuldigungsbrief schrieb, worin ich aber erklärte, ich würde Isabella nach Kärnten folgen. Die Antwort meiner Schwester war sanft und ohne den geringsten Vorwurf, die Würfel waren jedoch gefallen, ich sollte das Haus verlassen, das ich vor 15 Jahren so voll Vertrauen betreten, in dem ich so schöne und so traurige Tage verlebt hatte. Der Anker, an den ich mich fast seit meiner Jugend klammerte, brach und ich sah an meinem Lebensabend mein Schifflein führer- und hoffnungslos den Wellen der hohen See preisgegeben. Dieses Bild ließ mich in der Nacht viele Tränen vergießen, ich muß aber auch gestehen, daß der demütigende Gedanke, arm zu sein, viel dazu beitrug. Ich murrte nicht gegen Gott, aber ich verstand ihn nicht mehr. Warum hatte er mir einen Charakter gegeben, der in geradem Gegensatze zu meinem Schicksal stand? Wozu diesen ungestümen Drang nach Unabhängigkeit, diese Sucht, zu analysieren, diese Willensstärke, diesen Ehrgeiz, sich nützlich machen zu wollen, diese Leidenschaft für ernste Beschäftigung, die aus mir vielleicht einen brauchbaren Mann hätte machen können — und mich als Weib erschaffen? Wozu mir ein Herz geben, das nach den überspanntesten Gefühlen lechzte — und es dazu verurteilen, den Tod des Erfrierens zu sterben? Warum mir als Ersatz für die Freuden der Liebe eine Freundschaft schenken — um sie wie eine Erscheinung an meinem Lebensabend, wo ich ihrer Stütze bedurft hätte, verschwinden zu lassen?

Wozu mir Talente geben, denen ich eine unabhängige, anständige Existenz hätte verdanken können — und mich in ein Milieu versetzen, das mich nötigte, um mein Brot zu betteln, da es mir unter Strafe der allgemeinen Verachtung verbot, meinen Unterhalt mir selbst zu erwerben? Warum dieses mir eingeimpfte Gefühl grenzenloser Aufopferung für meine Freunde, — und andererseite mich nur deren Undankbarkeit verkosten zu lassen? Eine bittere Überlegung war das Resultat aller dieser Fragen. Nein, in dieser Welt hatte die Tugend nicht auf ihren Lohn zu hoffen; an der vollen Tafel des Lebens sitzend, steht der „uneigennützige Mensch" eines Tages hungrig auf. Er hat alle seine Leidenschaften, seine Vergnügungen geopfert und nur ein sittlich nicht erhebendes und verderbliches Beispiel hinterlassen, denn er starb verkannt von den einen und zum Einfaltspinsel gestempelt von den anderen. Wohin sich vor einer solch trostlosen Wahrheit retten, wenn nicht zum Glauben an die Unsterblichkeit?

Nach einigen Wochen schien das Verhältnis zwischen Konstantine und mir wieder seine frühere Gestalt angenommen zu haben, aber meine einmal geöffneten Augen konnten sich nicht mehr schließen. Mein Entschluß blieb fest, ich wollte mich, wenn auch nicht auf einmal, entfernen, die Zeit sollte mir helfen, diesen so verworrenen Knoten zu lösen, ohne dabei jemandem wehe zu tun!

Am 26. März traf *Ribeaupierre*[1]), den ich seit 12 Jahren nicht mehr gesehen hatte, in Wien ein und blieb drei Monate hier. Ich fand ihn wenig verändert, gut und zärtlich, wie ehemals. Der Klang seiner Stimme rührte

1) S. Bd. III. S. 28.



Alexander Graf Ribeaupierre (1783—1865).

Aus dem roten Album der Verfasserin
im Besitze des Dr. A. Figdor, Wien.

mich tief, ich schloß den Freund mit einem unbeschreiblichen Glücksgefühl in meine Arme. Einige Stunden später war der Zauber schon gebrochen. Eine Welt von nichtigen Dingen türmte sich zwischen ihm und mir auf, — wie ehemals! Ich konnte ihm nicht einmal ein paar Worte über mein Leben während der letzten 12 Jahre sagen und er empfand wohl ebensowenig ein Bedürfnis darnach, mich etwa zu fragen: „Arme Lulu, was hast du mit deinem Glück angefangen?" Er war mir nur mehr eine nette Bekanntschaft und ich galt ihm auch nicht mehr. Und doch, — wie hätte ich ihn lieben, welch zarte Freundschaft hätte mich an ihn für das Leben fesseln können?

Am 7. Juni nahm er in meinem Zimmer von mir Abschied. Wie waren allein, wir sprachen so vertraut miteinander, wie kein einziges Mal während seines Wiener Aufenthaltes, wir verglichen unsere Trennung damals in Petersburg und heute. Ganz unwillkürlich verriet ich, wie gut ich ihm vor elf Jahren gewesen; die lange Zeit entschuldigte mein Geständnis. Er schwor mir, nichts davon gewußt zu haben. Ich weiß nicht, welch ein Vergnügen ich darin fand, ihm von den vergangenen Zeiten und von der Herrschaft zu sprechen, die er damals über mein Herz gehabt, er hörte so aufmerksam zu, da unterbrach uns — wie es bei mir immer der Fall ist — jemand, es war zu Ende, aber die Unterredung hatte mir wohlgetan. Ich bereute sie nicht, sie ließ mir den Augenblick leichter überstehen, als ich ihn in den Wagen steigen sah und er mich mit großer Zärtlichkeit in die Arme schloß.

Hans *Weißenwolff*[1]) war damals auch einige Wochen in Wien. Er liebte mich immer noch und ich fand ihn

1) s. Bd. I. 352.

in unseren langen Tête-à-têtes unverändert wie ehemals. Seit 15 Jahren verheiratet, hatte er ein Leben verbracht, das einen anderen, weniger gutmütigen Mann unglücklich gemacht hätte. Seine herzensgute, aber reiz- und geistlose Frau liebte ihn mit Hingebung und er fühlte sich dabei wohl, wie man eben im Winter in der Nähe eines guten Ofens auf die Sonne vergießt. Der „Ofen" ist für die arme Sofie gerade nicht schmeichelhaft (obwohl sie ihm glich), aber andererseits bin ich ja auch keine Sonne; es handelt sich hier eben nur um Prosa und Poesie! Obwohl die Gatten beinahe das ganze Jahr hindurch beisammen waren, führten sie doch eine ganz getrennte Existenz. Er verbrachte die Vormittage und Abende in seinem Zimmer oder auf einsamen Promenaden und nur die Mahlzeiten und einige Stunden, die sie mit Lektüre oder Musik ausfüllten (sie sang sehr schön), waren die einzigen Augenblicke im Tage, wo sie sich sahen. Auf diese Weise wurde jeder Anlaß zum Streite vermieden. „Sie sind also ziemlich glücklich, mein lieber Hans?" fragte ich ihn, als er mir zum ersten Male sein Leben erzählte. — „Ich bin nicht zu beklagen." — „Nun, mit mir würden Sie kaum in diesem tiefen Frieden gelebt haben!" — Seine Antwort war ein Tränenstrom, der einige Minuten dauerte. Ich verzichtete an diesem Tage auf weitere Fragen.

Keine Kinder zu haben, war für ihn der größte Schmerz. Er erzählte mir von dem Tode eines Sohnes, den er im Alter von zehn Monaten verlor. Sein Bericht, wie seine Heirat zustande kam, erstaunte mich, obwohl ich mir hatte vorstellen können, daß er seine Frau nicht liebte. In Mainz, wo er zwei Jahre in Garnison gestanden, faßte er den Entschluß, sich zu verheiraten. Einige

Liebesabenteuer hatten ihn mürbe gemacht, er wollte seinem Junggesellenleben ein Ende setzen und schrieb darüber seinem Freund Pepi *Pergen*, der Hals über Kopf die Sache in Ordnung brachte, indem er mit der Familie seiner Nichte Komtesse *Breuner*[1]), die an Hans Gefallen gefunden hatte[2]), sprach. Als er 1816 nach Wien zurückkehrte, sah er sich gefangen und fand seine Braut so unschön, daß er ganz verzweifelt war. Er konnte jedoch nicht mehr zurück. „Am Tage," sagte er, „da ich mit ihr vor dem Altar stand, da ich ihre eiskalte Hand in der meinen fühlte, glaubte ich den leibhaftigen Tod ergriffen zu haben, Grabeskälte durchdrang meinen Körper und als meine Schwester *Fanny*[3]) mir mit offenen Armen entgegentrat, warf ich mich unter Tränen an ihren Busen; ich glaubte vor Schmerz zu sterben." Armer Hans! Und niemals ließ er seiner Frau diesen schrecklichen Augenblick auch nur im geringsten entgelten! Sie war wirklich die glücklichste Gattin, er machte ihr nie einen Kummer! Freilich, als ich ihn fragte, ob er ihr immer treu geblieben, gestand er mir seine einzige Verirrung ein, die seine Frau aber nie erfuhr, die jedoch Folgen hatte. Es war noch nicht lange her und sein Herz hatte dabei nichts zu tun gehabt. Ich trug ihm an, dieses Kind, eine Tochter, aufzuziehen; er verwarf meinen Vorschlag nicht, wollte aber erst später darauf zurückkommen.

Je mehr ich Hans sah, um so mehr erwachte seine alte Zärtlichkeit für mich. Was half es mir, wenn ich ihm

1) s. Bd. I. 352.

2) Es war dies damals, als er mich verlassen mußte und seine Koketterien für Sofie mir so großen Kummer verursachten. (Notiz d. Verf.)

3) Franziska Fürstin *Kaunitz Weißenwolff* (1773—1859) s. Bd. I. 358 (St. T.).

sagte, daß dieser Aufenthalt in Wien ihm eine *Freundin* gegeben, er behauptete, dazu sei es noch zu früh und seine Ruhe müßte darunter leiden. Worüber ich mich aber wundern mußte, war, daß sein Herz die Illusion und Empfindsamkeit der Jugend beibehalten hatte. Das Leben vermochte es nicht zu verändern; er besaß noch immer die gleiche Begeisterung für alles, was schön, edel, ehrlich und rührend selbstverständlich war. Wie alt fühlte ich mich an seiner Seite, ich verhehlte es ihm auch nicht, wie welk mich das Leben gemacht, wie es in mir das heilige Feuer des Vertrauens, daß in meiner Seele, wie in der seinigen früher gebrannt, verlöscht habe. Er machte mir darüber Vorwürfe: „Sie gewinnen dadurch nichts, Sie sehen zu *klar*, liebe Lulu, das macht Sie kalt!" — Er hatte wohl recht, aber — als ich im Labyrinthe meiner schönen Illusionen herumirrte und die glänzenden Phantome zu haschen suchte, deren Schatten mir unter der Hand zerfloß, als mein Durst nach Liebe und Glück bei dieser vergeblichen Verfolgung immer ärger wurde und ich wie Tantalus das Nichts und die Leere mit durstigen Zügen trank, — war ich damals glücklicher?

Im Mai wurde meine arme Schwester *Josefine* das Opfer der Falschheit des *Vizekönigs*. Der Kaiser hatte *Contarini* eine Stelle in Venedig, wo dieser ein hübsches Haus besaß, das er seit Jahren für seine künftige Gattin herrichtete, versprochen. Die Angelegenheit stand vortrefflich, es handelte sich nur noch um die Zustimmung des Vizekönigs, dem der Kaiser geschrieben hatte. Diese Zusage hatte der Erzherzog Josefine zu geben *versprochen*. Es traf aber gerade das Gegenteil ein. Da der Vizekönig dem Charakter und den Fähigkeiten Contarinis nichts anhaben konnte, stützte er sich auf

dessen angebliche gänzliche Unerfahrenheit in der Verwaltungsbranche, in welcher er eine Stellung finden sollte und riet dem Kaiser ab, ihn zu ernennen. So sind die Prinzen! Josefine war in Verzweiflung, doch Konstantine versprach, den Schlag abzuwenden. Da *Kolowrat*[1]) und selbst der *Kaiser* eine gute Meinung von Contarini hatten und sich für diesen doch im Laufe der Jahre irgendeine Stellung finden mußte, so erbot sich Konstantine, einstweilen soviel zuzuschießen, als die Bezüge Contarinis ausmachen würden. So konnten denn die armen Leute, welche schon vier oder fünf Jahre warteten, endlich am 28. Januar 1832 in Venedig heiraten. Konstantine bewies in dieser Angelegenheit wieder ihre ehemalige Freigebigkeit und ihr altes gutes Herz.

1) Franz Anton Graf *Kolowrat* (1778—1826), Staats- und Kabinettsminister; 1835 wurde er von Kaiser Ferdinand I. in die geheime Staatskonferenz berufen und war der eigentliche Leiter der Regierung. Er war unvermählt.

XLI. FRANZI LIECHTENSTEIN

Dieses treuen Freundes, der zur Zeit, als der Wahnsinn Konstantinens 1828 ausbrach, mein einziger Trost war, der mich durch seine Anteilnahme und Anhänglichkeit nicht minder aufrichtete, als er mir durch seine Vollkommenheit wehe tat, habe ich noch kaum gedacht. Und doch hatte er fünf bis sechs Jahre fast immer mit uns verbracht, zuerst in Neapel, später in Teplitz und dann in Wien, wo er zuletzt in Garnison stand. Ich erinnere mich seiner Konfidenzen — er lag jahrelang in den Fesseln der Fürstin Therese *Esterházy*[1]) — und seine poetische, edelmütige Art, die Liebe zu fühlen und zu verstehen, kontrastierte besonders gegenüber der bizarren Koketterie und den antiromantischen Manieren de *La Ferronnays*, so daß dieser mir nur mehr wie ein liebenswürdiger Roué erscheinen mußte.

Am 31. Januar 1827 finde ich in meinem Tagebuch einen höchst sonderbaren Bericht Franzis Liechtenstein mit aller Ausführlichkeit verzeichnet, den ich nicht für wahr gehalten hätte, wenn ihn mir nicht Franzi selbst erzählt haben würde. Einen aufrichtigeren Gewährsmann, wie ihn, hätte ich nicht finden können, und der Zustand, in dem er sich damals befand, konnte nicht Verstellung sein. Der Tatbestand war folgender: Als er sich eines Abends bei der Fürstin Therese *Esterházy* befand, die er seit einigen Jahren

1) s. Bd. II. 94 u. 235.

leidenschaftlich liebte und die ihm seine Gefühle bis auf die Treue redlich zurückgab, bekam sie einen heftigen Nervenanfall. Er wollte um Beistand rufen, aber sie hielt ihn zurück, indem sie ausrief, sie würde augenblicklich sterben, wenn jemand einträte. Sie schien in der Tat in den letzten Todeszuckungen zu liegen. Franzi, der sich nicht zu helfen wußte, dachte plötzlich an den Magnetismus und machte dieselben Bewegungen nach, welche er den Arzt hatte machen sehen, der einige Male die Krankheit auf diese Weise geheilt hatte. Zuerst schrie sie auf und schien noch mehr zu leiden; er wollte schon den Glockenzug ergreifen, der neben ihrer Chaiselongue hing, als sie ihm die Hand nahm, diese auf die Höhlung ihres Magens legte und ihn jene wirksamen Bewegungen machen ließ, wie sie der Somnambulismus vorschrieb. Sofort schien sie sich zu beruhigen, ihre Augen schlossen sich und sie sagte ihm mit ganz natürlicher Stimme: „Es ist merkwürdig, ich sehe Ihr Blut durch Ihre Adern rinnen.“ In dieser Art ging es weiter, sie verfiel in magnetischen Schlaf, sie sprach über ihre eigene Krankheit, über die Heilmittel derselben, sie erkannte ganz deutlich die Ursachen ihres Übels und beschrieb sie sehr genau. Ihre Gedanken wurden immer lichter, sie behauptete, ihren vor wenigen Monaten verstorbenen Bruder zu sehen, und der Ausdruck des Gesichtes bekundete den lebhaften Wunsch, den Toten wieder zu erblicken. Zuerst unterschied sie ihn nicht recht, endlich aber rief sie aus: „Da ist er! Sehen sie ihn nicht?“ Sie ergriff seine Hand, ihre Worte waren die eines körperlosen Wesens. Sie ließ sich über ganz metaphysische und rein religiöse Fragen aus und schien durch ein überirdisches Licht über alle Zweifel ihres Verstandes erleuchtet zu

sein. Endlich ließ diese Ekstase wieder nach und sie fing plötzlich das Gespräch bei dem Punkte an, wo es vor ihrem Nervenanfall stehen geblieben war. Wie groß war jedoch ihr Erstaunen, als sie Franzi mit stockendem Atem und wie in Bewunderung und Schauer versunken, vor ihr, gleichsam wie in Anbetung vor einem höheren Wesen, auf der Erde liegen sah. Sie frug ihn nach der Ursache seines sonderbaren Benehmens und erfuhr jetzt erst die Einzelheiten ihres magnetischen Schlafes. Er hatte von $^1/_2$11 Uhr abends bis 7 Uhr früh gedauert. Seit diesem Tage bediente sie sich in ihrer langen und gefährlichen Krankheit öfters der magnetischen Hilfe ihres Freundes. Der Arzt wurde in das Vertrauen gezogen und Therese diktierte ihm von einer Ecke des Zimmers, während er in der anderen stand, Rezepte und korrigierte ihn, ohne auch nur einen Blick auf das Papier zu werfen, seine orthographischen Fehler, da sie nur in französischer Sprache redete. Der Doktor empfahl dem jungen Magnetiseur, den Zustand der Transe nicht zu weit zu treiben und mit ihr nicht über Dinge zu sprechen, die sie allzusehr exaltieren könnten, denn ein solcher Zustand, sagte er, könnte Gefahr bringen. Vielleicht ging diese Ermahnung auch von ihr aus und der Aeskulap war nur der Vermittler ihres Wunsches. Mit einem Worte, Franzi stellte eines Tages, sei es aus Neugierde oder aus verzeihlicher Eifersucht, eine Frage, die sie zuerst nicht beantworten wollte. Als sie von ihm jedoch gezwungen worden war, sagte sie die Wahrheit, die jedenfalls in dem Geständnisse einer Untreue gegen ihren Geliebten bestand, konnte sich aber bei ihrem Erwachen an nichts mehr erinnern. Ein anderes Mal sprach er ihr von Moral und Religion und suchte durch seine Fragen

die Seele dieser Frau, welche er trotz ihrer Schwächen anbetete, zu sich hinaufzuziehen. Sie ging auf seine Fragen ein und geriet wieder in einen ähnlichen Zustand der Exaltation, wie damals, als sie ihren Bruder zu sehen geglaubt. Franzi fragte sie nun, warum sie, wenn ihr somnambuler Zustand gewichen, nicht diese reinen und erhabenen Grundsätze als Führer für ihr tägliches Leben beibehalten könne. „Es ist sonderbar," erwiderte Therese, „ich sehe in mir zwei ganz verschiedene Personen; die eine ist erleuchtet, aufgeklärt, die andere elend und dunkel; ich vermöchte mich nicht mit dieser so tief unter mir stehenden und im Strome der Leidenschaften untertauchenden Kreatur zu verständigen." Nun beschwor sie der Geliebte, irgendein Mittel zu finden, um ihr irdisches Leben mit jenen Grundsätzen der Frömmigkeit und Vernunft zu verschönen, die sie in ihren Visionen entflammten. Sie sann lange nach und schien mit einer Person, die sie nicht verstehen wollte, zu sprechen, sie wiederholte immer die gleichen Worte mit dem flehenden Ausdrucke eines Wesens, das eine andere Person überzeugen will und schien endlich gesiegt zu haben. Ihre Züge erleuchtete ein Ausdruck reinsten Glückes und sie wiederholte jene erhabenen Worte, die sie so oft gesprochen. Als sie erwachte, redete sie noch in denselben Ausdrücken; da sie aber nicht deren Ursache ahnte, fragte sie ganz erstaunt: „Was bedeutet denn das?" — „O nichts," erwiderte Franzi, der sein Geheimnis nicht verraten wollte, „Sie sind eben noch nicht recht bei sich, die Letargie hat Sie noch nicht ganz verlassen und Sie vermögen noch nicht auszudrücken, was sie sagen wollen." Sie stellte keine weiteren Fragen, aber von diesem Tage an wurde sie sehr devot. Dies

alles erfuhr ich an jenem Abende von Franzi und es war wirklich ganz außergewöhnlich, besonders, wenn man die Reputation der Fürstin Therese kannte, welche eine galante Dame war und in ihrer großen Unbeständigkeit jeder ihrer Neigungen ohne Widerstand nachgab. — Lange darnach erzählte mir ein anderer Geliebter der Fürstin, ein Engländer, daß er sie gefragt habe, wie sie es habe riskieren können, sich von Franzi magnetisieren zu lassen. Da habe sie ihm unter Lachen geantwortet: „O, ich wußte immer ganz gut, was ich sprach.“ Die Frage bleibt also offen, ob Therese ein Ungeheuer an Verschlagenheit und Spitzbüberei gewesen oder ob der Magnetismus keine Chimäre war. Ich verstehe nichts davon!

Diese Frau, die von jeher den Becher des Vergnügens bis zur Neige verkostete, begegnete in Franzi dem größten Schatze, den ihr das Leben bieten konnte. Sie nahm ihn in Besitz, obwohl sie auf die vergänglichen Freuden, die ihr zum Bedürfnis geworden, nicht verzichtete. Zu ihm nahm sie ihre Zuflucht, wenn sie von Gewissensbissen gepeinigt wurde; er war das Asyl, wo sie Reue und eines Tages die Kraft finden würde, den Lockungen des Lasters zu widerstehen. Die verführerische Fessel, welche ihr ganzes Glück auf dieser Welt ausmachte, war zugleich diejenige, welche sie mit der Ewigkeit verknüpfte. Ihr Geliebter war es, dem sie die Tugend und die himmlische Seligkeit einmal verdanken würde!

Und er! Sein Schicksal lag ganz in den Händen der Frau, die ihn betrog, seine schöne Seele jedoch nicht beflecken konnte. Diese große Leidenschaft ließ ihn sein übriges Leben schal erscheinen, er fühlte sich in seiner Familie beobachtet und beengt. Ein einziges

Ziel schwebte ihm vor Augen, das ihm zur Vokation wurde, nämlich seine geliebte Therese zur Tugend zu bekehren. Die Mystik, womit sie ihn umgab, entflammte ihn immer mehr, obwohl ich nicht daran zweifeln konnte, daß sie mit seinem Vertrauen ein leichtfertiges Spiel trieb. Hätte Franzi Liechtenstein den erfolgreichen Liebhaber vor den Augen der Welt gespielt, man hätte ihn nicht kritisiert. Die böse Welt beschützt ja immer diejenigen, welche ihre Art annehmen; im übrigen konnte ja ein Gatte, wie der Fürst *Esterházy*, einem Liebhaber keinen Schrecken einjagen. Alles hätte nach den gesellschaftlichen Grundsätzen gütlich geschieden werden können. Da aber Franzi von seinen Kreisen nicht verstanden werden konnte, da sein Vorgehen denen, welchen die Tugend eine Chimäre war, fanatisch und töricht erschien, verurteilte er sich selbst zur Lächerlichkeit und zum Mitleid.

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN

Im dritten Band:

74. Gräfin Lulu Thürheim, 1822. Selbstporträt. Vor dem Titel.
75. Das Rasumoffskysche Hetmanspalais in Baturin Vor S. 9
76. Nächtliche Beschäftigung in meinem Schlafzimmer in Baturin . . . . Vor S. 15
77. Unser Salon in Petersburg (1820) . . . . . . Vor S. 29
78. Die Hochzeit Galitzin-Wiajsemsky (1820) . . . Vor S. 33
79. Die Schaukeln auf der Newa (1820) . . . . . Vor S. 37
80. Die „Berge“ auf der Newa (1820) . . . . . Vor S. 39
81. Unser Pavillon in Zarskoje Sselo (1820) . . . Vor S. 47
82. Doris Christophora Fürstin Lieven . . . . . Vor S. 63
83. Die selige Zenaide A. Fürstin Wolkonsky . . . Vor S. 79
84. Antonio Canova . . . . Vor S. 95
85. Kardinal Ercole Consalvi . . . . Vor S. 101
86. F.M.Lt. Franz Frhr. v. Koller . . . . Vor S. 115
87. Mein Schlafzimmer in der Casa Caramanica, Neapel . . . . Vor S. 119
88. Nibbys Vorlesung auf dem Palatin (1822) . . . Vor S. 129
89. Lord Karl Kinnaird of Hassap . . . . Vor S. 139
90. Franz Liechtenstein und Mr. Gordon, von Flöhen verfolgt . . . . Vor S. 145
91. La casa Pelicana bei Castellamare . . . . . . Vor S. 149
92. Giovanbattista Principe Caraccioli . . . . . . Vor S. 153
93. Ferdinand IV. König beider Sizilien . . . . . Vor S. 157
94. Georg Fürst Butera di Radali . . . . Vor S. 163
95. Peter D. Graf Buturlin . . . . Vor S. 165
96. Elisabeth Herzogin v. Devonshire . . . . . . Vor S. 179
97. Mein Atelier im Palais Sciarra in Rom (1824) Vor S. 183
98. Unser Aufstieg nach Fiesole (1824) . . . . . Vor S. 189
99. Lord Ferdinand St. John . . . . Vor S. 193

100. La Pascolata in Recoaro (August 1824) . . . . Vor S. 195
101. Mein Zimmer in Florenz (1825) . . . . . . Vor S. 209
102. August Peter Graf de La Ferronnays . . . . Vor S. 251
103. Alexander Fürst Ypsilanti auf dem Totenbette Vor S. 289
104. Captain James Gordon . . . . Vor S. 299
105. Graf Paul Esterházy . . . . Vor S. 307
106. Peter Baron Meyendorff . . . . Vor S. 309
107. Moritz Graf Dietrichstein . . . . Vor S. 339
108. L'Aiglon . . . . Vor S. 353
109. Alexander Graf Ribeaupierre . . . . Vor S. 365

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Herausgebers VII

5. REISEN

XXV. 1819/20. *Die Reise nach Rußland* (nach Briefen). Die schlechten mährischen Straßen. Bei Ferdinand Chotek. In Krzeszowice, alte Erinnerungen. Kiew und seine Katakomben. Bei Jablonowski. Die Seeschlacht im Teiche von Krzeszowice. Baturin und mein Zimmer. Fürst Kotschubey. Die Sehenswürdigkeiten von Baturin. Eine Fahrt durch die Ukraine. Bauerntanz. Meine Beschäftigung in Baturin. Die Messe in Krolewetz. Unsere Odyssee bis Moskau. Ein Hofball in Wien. Vom Brande Moskaus. Unsere Bekanntschaften dortselbst. Die mangelhafte Toilette der Lady Stuart. Unser Empfang in Petersburg und unsere Bekanntschaften. Unsere Wohnung. Kaiser Alexander bei uns. Bälle. Eine Eroberung. Die „Berge" auf der Newa und der Karneval. Geschichte eines Hasen. Todesfälle. Die Unterhaltungen in Wien. Die Liebesgeschichte der Mimi Gaisruck. Glücklicher Verlauf unserer geschäftlichen Angelegenheiten. Mein 32. Geburtstag. Stimmungsbild. Die beiden Schwestern Metternich. Brand des kaiserlichen Palastes in Zárskoje Selo. In Königgrätz. Finanzielle Situation meines Bruders. Mein Amt als Vizegattin Rasumoffskys. In Karlsbad. Die Ereignisse bis zum Herbst 1822 1

XXVI. 1822. *Die Reise nach Italien und der Kongreß zu Verona.* Abreise. Aigen bei Salzburg. Statthalter Graf Chotek in Innsbruck. Die Tiroler und Andreas Hofer. Kaiser Alexander und Kaiser Franz. Das Kaiserschießen. Der Kongreß, Capo d'Istria. Leitende Persönlichkeiten. Die Fürstin Lieven. Unser Verkehr. Das Lied vom braven Manne. Warum Capo d'Istria nicht nach Verona kam. De La Ferronnays und Kaiser Alexander. Châteaubriand, Prinz Oskar von Schweden. Die Leutseligkeit Kaisers Alexander. Das Arenafest. Courmachereien. De La Ferronnays und Lady Acton. Die extravagante Fürstin Wolkonski. Gräfin Marescalchi und ein heiteres Ballett. Griechen in Ancona. Die Feigheit der neapolitanischen Soldaten. Die Königin von England und Bergami 54

XXVII. 1822. *Rom.* Unser Quartier. Die Ateliers der modernen Maler. Die Peterskirche und die Engländer. Der Maler Camuccini. Thorwaldsen. Der Herzog von Torlonia und sein Palais. Canovas Statuen. Der Maler Guerin. Audienz beim Papst. Kardinal Consalvi. Das mangelhafte Spitalswesen in Rom. Die schrecklichen Opern der Fürstin Wolkonski. Die Familien Esterházy-Roisin und Apponyi. Unsere englischen Bekannten in Rom. Zwei französische Politiker. Abreise nach Neapel. Die Briganten und ihr Unwesen 85

XXVIII. 1823. *Neapel und die Osterwoche in Rom.* Ankunft, neue und alte Bekanntschaften. Die Actons. Das Theater von San Carlo. General Baron Koller und die Neapolitanerin. Meine Beschäftigung. Milady Acton. Der Kronprinz von Neapel. Die einfältige Gesellschaft. Karneval in Neapel. Unsere Abreise nach Rom. Guter Rat an den Papst. Unser Abenteuer mit Graf St. Criq. Entdeckung von Statuen durch zwei Deutsche. Unsere archäologischen Lehrstunden bei Nibby. Ein schöner Abend in Tivoli. Charakter des italienischen Volkes. In Bracciano beim Herzog von Torlonia. Unsere Kontroverse über den Adel. Wallmoden in Rom. Ausflüge nach Ostia, Frascati und Albano. Die merkwürdige Kindererziehung des Grafen Esterházy. Die Schlüssellochaussicht in der Malteserpriorei. Neue englische Bekanntschaften. Lord Kinnaird . . 113

XXIX. 1823. *Unser zweiter Aufenthalt in Neapel.* Dolce far niente in Neapel. Ein Festtag am Strande. Das Kamaldulenserkloster. Besichtigung eines englischen Schiffes. Krankheit Konstantinens. Meine Schwester Josefine Hofdame. Leben und Verkehr in Castellamare. Aufführung von Komödien. Charakteristik der Familie Esterházy-Roisin. Der König in Neapel. Feier meines Namenstages. Wir sehen den König. Franz Liechtenstein. Elegie auf Pompei. Rasumoffsky und der König, dessen Verhältnis mit der Königin. Ausflug nach Ischia. Paul Esterházys Huldigung. Unser Besuch beim König in Caserta. Die Herzogin von Floridia, Butera. Der König unser Führer, seine Seidenfabrik. Geschichte des Fürsten Butera. Butera liebt mich, verfehlte Rendez-vous. Paul Esterházys Abschied von mir. (Beilage: Stammtafel Acton) 140

XXX. 1823/24. *Die Engländer in Rom. Der Papst.* Christiane Lichnowsky. Konstantine und Mr. Gordon. Sie adoptiert Georgine Acton. Graf Buturlin, Wallmoden. Theater zu Ehren der Gräfin Apponyi. Geschichte des Grafen Kossakowski, die englische Gesellschaft, ihre Theaterwut. Die Vorstellungen der Lady Normanby. Der Tod des Kardinals Consalvi. Papst Leo XII. Der Karneval in Rom. Der Tod des Grafen Peter

Rasumoffsky und seine Schwägerin. Tod der Gräfin Chotek. Die junge Miß Bathurst ertrinkt im Tiber. Tod der Königin von Etrurien und der Herzogin von Devonshire. Charakteristik der letzteren. Abreise der Engländer. Die h. Woche in Rom. Moderne Künstler. Die Herzogin von Lieven und Lord Kinnaird. Graf Kossakowskis Liebe zu mir. Unsere Abreise nach Florenz. Mein Glaubensbekenntnis über die Ehe. . . 164

XXXI. 1824/25. *Die Erlebnisse bis zur Ankunft in Paris.* St. John und Bombelles. Die arme Judit Marcotin. Das Porträt der Mme. Lebrun-Vigée. Ausflug nach Fiesole. Die Buturlin. Die Liebesaffäre der Komtesse Marie Woronzoff mit Ribeaupierre. Tod der Judit Marcotin. Die Leichenfeier beim Tode des Großherzogs von Toskana. Unser Ausflug nach Vallombroso und St. John. Georgine Acton eingetroffen. Über Mailand nach dem Bade Recoaro. Mein Ausflug nach Venedig und Admiral Paulucci. Erkrankung der beiden Rasumoffsky. Lady Stanley. Konstantine wird bei Graf Milerio wieder krank, Rückkehr nach Mailand. Die Familie Lords Bolingbroke. Die Vizekönigin der Lombardei und ihr Hof. Abreise nach Florenz. Tod des Lords Bolingbroke. Lord St. John und ich. Die Gesellschaft in Florenz. Gräfin Léon Rasumoffsky. Die tragische Geschichte der Lady Bolingbroke. Frühling in Florenz. Der Marchese Lucchesini. Abreise nach Florenz, von dort nach Genf. Capo d'Istria und seine Freunde, Coppey und Ferney. Rousseaus Andenken. Balzac und seine Romane. Der Uhrenverkäufer Boths und sein Schmuggel nach Frankreich. Hymne auf Capo d'Istria. Abreise nach Frankreich 187

XXXII. 1825/26. *Der Aufenthalt in Paris und England.* Einzug Karls X. Ein Diner bei Rothschild. Verabredete Landpartie nach Montmorency. Besuch bei englischen Lords. Bruchstücke aus dem Pariser Journal über Maria Stuart. Ihre Porträts . 226

XXXIII. 1826. *Rückkehr nach Österreich.* Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland. Rasumoffsky und Straßburg. Die Rheinufer. Unser Wagenunfall auf der Straße nach Koblenz. Eine Erinnerung in Heidelberg. Münchens Architektur und sein König Ludwig I. Leopold Zandt als unser Führer . 233

6. PRÜFUNGEN

XXXIV. 1826/27. *Das Vaterland und seine Sorgen.* In Baden, Wien und Schwertberg. Das eheliche Verhältnis meines Bruders, seine pekuniäre Lage. Bei Starhemberg in Eferding. Augenerkrankung Rasumoffskys. Die finanziellen Kalamitäten bei Graf Goëß und Rasumoffsky. Josefine gesteht ihre Liebe zu Graf Contarini, ihre Projekte. Abreise nach Karlsbad. . 240

XXXV. 1827. *Graf August de La Ferronnays.* Mein Wiedersehen mit dem Grafen. Die mißliche Situation Rasumoffskys. De La Ferronnays wendet sich Nany Esterházy zu, seine Abreise. Seine Freundschaft mit Kaiser Nikolaus gelegentlich dessen Thronbesteigung. Großfürst Konstantin und der Kaiser. Feigheit des Großfürsten. Ferronnays Anekdoten über König Gustav IV. von Schweden. Ferronnays vertritt die Stelle eines Ehegatten mit dessen Einwilligung, späteres Wiedersehen mit der diesem Verhältnisse entsprungenen Tochter. Ferronnays Glück bei Frauen und sein Verhältnis mit Lady Acton 249

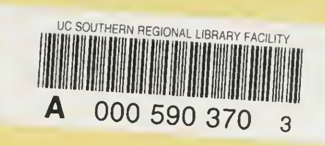
XXXVI. 1827/28. *Ypsilanti, seine Gefangenschaft und sein Tod.* Besuch bei Ypsilanti in Theresienstadt. Rückkehr nach Teplitz und unsere Bemühungen, Ypsilanti zu befreien. Nachricht, daß Kaiser Nikolaus Ypsilanti die Freiheit schenke. Wie die Brüder Ypsilanti diese Nachricht aufnahmen. Charakter Alexanders Ypsilanti. Sein Besuch bei uns in Teplitz, Verlängerung seines Urlaubes. Konstantine und Ypsilanti. Unsere Abreise nach Wien. Therese Chotek und Ypsilanti, eine phantastische Liaison Theresens. Ypsilanti krank in Wien. Unsere Bekehrungsversuche. Seine letzte Krankheit und sein Tod. Sein Leichenbegängnis 270

XXXVII. 1828—30. *Die erste Geistesstörung der Fürstin Rasumoffsky.* Kontroverse zwischen Konstantine und mir wegen Ypsilanti. Seine Briefe an meine Schwester. Rasumoffsky beschließt, Katholik zu werden. Konstantine übersieht die finanzielle Lage ihres Gatten, Rasumoffsky zeigt sein Testament. Konstantine und Gordon, sie und Ypsilanti. Charakteristik Ypsilantis, ich schreibe eine Verteidigungsschrift über ihn. Konstantine verliert den Verstand und wird in die Anstalt Dr. Görgens gebracht. Ihre Abreise zu Choteks nach Neuhof. Ihr Aufenthalt in Wien und ihr nunmehriger Charakter. Mein Leben während dieser Leidenszeit. Die Esterházy-Roisin. Die beiden Diplomaten Viel-Castel und Meyendorff. Das neue griechische Geld. Lord St. John bei mir, sein Leichtsinn, er bittet mich um Geld. Unser tägliches Leben in Hietzing. Konstine genesen, ihr ungerechtes Benehmen gegen mich. In Schwertberg, die Ehe meines Bruders. Erinnerungen, die sich mir an das Schloßtheater in Schwertberg knüpfen 290

XXXVIII. 1830. *Der Salon Metternich. Franzosen in der Wiener Gesellschaft. Napoleon I.* Bei der Herzogin von Sagan mit Metternich. Metternich und sein Auditorium, sein Charakter. Eine heitere Episode mit dem Polizeiminister Sedlnitzky. Meine Begegnung mit dem französischen Dichter Riaux. Der Prozeß Polignac. Charakteristik einiger Franzosen in den

Wiener Salons. Marschall Marmont und seine Erzählungen über Napoleon I. Das „Memorial du prisonnier de St. Hélène". Die Hochzeit Stefans Károlyi 321
XXXIX. 1830/31. *Der Herzog von Reichstadt.* Meine Begegnungen mit ihm. Der Herzog und Marmont. Der Toast auf Napoleon II. Langes Gespräch mit dem Herzog. Seine Ansichten über seine Stellung zu Frankreich. Seine Liebe zu seiner Mutter. Eine Anekdote über Napoleon I. Des Herzogs Urteil über Marmont. Er schenkt Marmont sein Porträt. Die Audienz Marmonts. Des Herzogs Ansicht über die polnische Revolution. Meine Gedanken bei der Lektüre der „Commentaires de César". Der Herzog und Nandine Károlyi. Er nennt mich seinen „Freund" 336
XL. 1831. *Zerwürfnis mit Konstantine. Ribeaupierre. Hans Weißenwolff.* Eine Auseinandersetzung mit meiner Schwester, ich beschließe, ihr Haus zu verlassen. Versöhnung. Wiedersehen mit Ribeaupierre. Hans Weißenwolff und seine Ehe. Josefinens Sorgen, die Falschheit des Vizekönigs der Lombardei . 361
XLI. 1827. *Franzi Liechtenstein.* Seine Freundschaft zu uns. Magnetische Kurversuche an seiner Geliebten Fürstin Therese Esterházy. Sein Verhältnis zu ihr 370
Verzeichnis der Illustrationen 376

Gedruckt für Georg Müller Verlag in München in Old Face-Schriften von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Gebunden von der Leipziger Buchbinderei A.-G. vorm. G. Fritzsche in Leipzig. Einhundertfünfzig Exemplare wurden auf holländisches Bütten abgezogen und in Ganzleder gebunden.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 590 370 3